daran gearbeitet. Es scheint, ein Jeder der Grafen, welcher die Feder zu führen verstand, namentlich aber im 16. Jahrhundert die Grafen Frowein und Wilhelm, hab.n, was ihnen wissenswerth dünkte, aufgeschrieben, und zwar Anfangs auf lose Blätter und Bogen; die hat man denn später zu stattlichen Bänden zusammen gebunden; und endlich ist in dem dritten Viertel des 16. Jahrhunderts ein gelehrter Redactor darüber gekommen und hat das Ganze zusammengeschrieben in ein zierliches Deutsch, das ich meinerseits in der Abschrift oder dem Auszug, den ich Ihnen vorgelesen, etwas verdorben, d. h. von vielen schwäbisch-alemannischen Dialect-Eigenthümlichkeiten, welche heut zu Tage das Verständniß erschweren, gereinigt habe.

Entstanden ist die Chronik auf dem Schlosse Zimmern, welches zwischen dem alemannischen Rottwil und dem schwäbischen Oberndorf, unweit des Neckar liegt. Der Schluß-Redactor war Hans Müller aus Meßkirch, früher Obervogt in dem soeben bereits erwähnten Städtchen Oberndorf am Neckar. Wie löblich seine Ansichten von der Aufgabe eines Geschichtsschreibers sind, und wie sehr solche allen modernen Historikern zu wünschen wären, mögen Ihnen folgende Stellen beweisen, welche ich mir ebenfalls aus der Chronik ausgezogen habe:

„Der Historias schreiben und alte Geschichten verzeichnen will, der soll nichts verschweigen, sondern die Wahrheit, so viel sie ihm bewußt, anzeigen und hierin Niemanden schonen. Die andern historici übergehen dieses Alles, und will Niemand der großen Herrn Privatleben anzurühren, oder sonstwie der Katze die Schelle anzuhängen, sondern schreiben mehrentheils nur ihres Bauches oder Gewinnes wegen, daran sie doch höchst unrecht thun und eher Schmeichler und Ohrenmelker, als Historici zu nennen wären. Denn nicht allein, was löblich und so das Licht erträgt, ist zu beschreiben, sondern vielmehr auch das Unlöbliche und Ungebührliche, damit die Nachkommen dessen geden-

ken und es einsehn, warum etwa Gott ein ganzes Reich sinken läßt und mit erschrecklichen Strafen heimsucht. Endlich soll der, so Historias schreiben will, nicht nur die ernsthaften Händel, sondern auch Anderes, was sich Lächerliches und Schimpfliches zugetragen, melden, denn man muß zu Zeiten den ernsthaftigen und leidigen Fällen und Geschichten auch etzliche gute Schwänke und lustige Possen anhängen, damit also die Handlungen durcheinander gemischt, und die Leser bei guter Laune erhalten werden."

Das also ist Hans Müllers Programm; und er hat in seiner Chronika leidlich Wort gehalten. An das Gerüste einer Geschichte Derer von Zimmern reiht sich darin eine Darstellung der gleichzeitigen Zeitereignisse, eine lebendige Schilderung von Personen und Oertlichkeiten, Geschichten anderer vornehmer Geschlechter, Aufzeichnungen über Sitten und Gewohnheiten, Sagen, Sprüchwörter, Lieder, Gebräuche, volkswirthschaftliche, rechtliche und sonstige Culturzustände; und zwar das Alles in solcher Fülle, daß ich in der That kein Buch aus dem 16. Jahrhundert kenne, welches so reich ist an interessanten Einzelnheiten, namentlich von culturhistorischem Werthe.

— „Nach der Probe, die Sie mir mittheilten, zweifle ich nicht an Ihrer Empfehlung. Ist denn dieses wundervolle Buch gedruckt?"

— Ja, vor Kurzem hat es Herr Dr. Barack, fürstlicher Hofbibliothekar in Donau-Eschingen, mit echt philologisch-historischer Sorgfalt herausgegeben. Es ist in Tübingen erschienen und bildet vier dicke Bände.

— „Ich werde mir das aufschreiben und wenn der Krieg zu Ende ist, mir das Buch bei der königlichen Bibliothek leihen. Ist es so schön, wie ich denke, so werde ich beim Lesen noch oft mit Dank und Vergnügen Ihrer und unseres gemeinsamen Quartieres gedenken."

Digitized by Google

Metzer Skizzen.

I.
Vor Metz.

Ich habe einige Zeit vor Metz gelegen und bin dann mit der ruhmreichen Division Kummer in die eroberte Stadt eingerückt, in welcher ich am ersten Tage, bevor noch die Zufuhr von Auswärts eingetroffen, von Pferdefleisch, Lerchen (nach Art der bekannten „Leipziger Lerchen"), Kleienbrot und Champagner lebte. Die Kriegsscenen haben Andere besser beschrieben, als ich es vermöchte. Aufzeichnungen habe ich dort auch nicht gemacht. Aber ich möchte, in die Ruhe der Heimath zurückgekehrt, doch gerne einige meiner Wahrnehmungen über Land und Leute aus dem Gedächtniß skizziren.

Das Moselthal oberhalb Metz und noch mehr bei Metz bietet dem Auge ein reizendes Bild. Das Terrain hebt sich nur allmählich vom Flusse aus und erst in einer halben Stunde Entfernung vom Ufer beginnen die Berge, welche den Fluß begleiten und sich bei Metz, wo die Mosel, drei Arme und zwei Inseln bildend, sich mit der Seille vereinigt, zu einer Runde ausweiten, deren einzelne Glieder jene Höhen ausmachen, worauf die Forts, zum Theil erst seit 1866 begonnen und noch nicht ganz vollendet, rund um die Stadt herum errichtet sind.

Digitized by Google

Das bedeutendste davon, Saint Quentin, thront dem, zum größeren Theil auf einer Erhöhung auf dem rechten Ufer liegenden Metz gegenüber ähnlich, wie der Ehrenbreitstein gegenüber der Stadt Coblenz. Das eigentliche Metz, eingeschlossen zwischen Mosel und Seille, hat ein unebenes Terrain, enge Straßen und hohe, große Gebäude, zum Theil von schönen, architektonischen Verhältnissen und monumentalem Charakter. Das Enge und Winkelige und doch Interessante der Stadt erinnert lebhaft an Mainz. Die alten Straßen haben nicht mehr Breite, wie die Platea in Herculanum und Pompeji. Dieser Umstand und eine Menge römischer Ueberreste und Erinnerungen mahnen an das alte Divodurum, das jedoch nicht ganz an der Stelle des jetzigen Metz, sondern mehr stromaufwärts an der Stelle der jetzigen Vorstädte Le Sablon und Montigny gelegen zu haben scheint. Von diesen Antiquitäten fällt am Meisten in die Augen der römische Aquädukt, welcher von den Bergen auf dem linken Moselufer das Wasser über den Fluß hinüber nach dem römischen Divodurum brachte. Eine Reihe von Pfeilern dieser Wasserleitung, verbunden durch Bogen, welche mir jedoch nicht antik, sondern restaurirt zu sein scheinen, steht mitten in dem Orte Jouy; die Landstraße, welche von Süden her auf dem rechten Moselufer gen Metz läuft, führt unter diesen „Arches de Jouy" durch. Auf dem linken Ufer erblickt man am selben Berge ebenfalls noch eine Reihe solcher Bogen in halb zerstörtem Zustande. Das Mauerwerk ist ausgezeichnet, der Cement an vielen Stellen noch völlig intakt. Die Wasserleitung speiste die öffentlichen Bäder (Thermen) und die Naumachia, d. h. den Circus, in welchem Gefechte zu Wasser aufgeführt wurden Hier kommen Einem längst vergessene Verse aus der „Mosella" des Ausonius, ähnlich wie in Trier, wieder ins Gedächtniß. Jene Wasserleitung — von Gorze her — speist heute noch Metz, wo sonst das Wasser sehr schlecht ist. Sie läuft aber nicht mehr,

Digitized by Google

wie zur Zeit der Römer hoch über den stolzen Aquädukt, sondern kriecht bescheiden auf und unter der Erde.

Es sind nicht nur die Ueberreste der römischen Zeit, welche in unseren Augen der Gegend von Metz einen südlichen Charakter verleihen. Auch andere Umstände tragen dazu bei. Die Dörfer zeigen geschlossene Straßen, Haus an Haus, wie in Italien, während unsere deutschen Dörfer im Wesentlichen noch denselben Charakter tragen, wie zur Zeit des Tacitus, der von ihnen in seiner Germania sagt: „Die Gehöfte liegen zerstreut, und Jeder baut sich an, wo er will, wie ihm gerade ein Quell oder ein Busch oder sonst Etwas an dieser Stelle zusagt.“ Vermöge dieses geschlossenen Charakters und der massiven Bauart der einzelnen Häuser und Gehöfte eigneten sich denn auch die Wohnungen besonders zum Gefecht. In den Dörfern, welche im Bereich der Kämpfe liegen, sind fast in allen äußeren Mauern Löcher eingebrochen, welche als Schießscharten dienen. In einzelnen Orten, wo die Bewohner später zurückkehrten, sind die Löcher nothdürftig mit Lehm wieder zugeschmiert. In anderen stehen sie noch offen:

— „In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen;
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.“

Von mehreren Gehöften stehen nur noch die äußeren Umfassungsmauern. Die Eingebornen versichern stets, das hätten „die Preußen“ gethan, während es doch das gemeinsame oder wechselweise Werk beider Theile ist, je nachdem der Kampf an den Tagen der drei großen Schlachten hin und her wogte oder die eingeschlossenen Franzosen später bei ihren Versuchen, die Cernirung zu durchbrechen, sich in einem Dorfe festsetzten und dann wieder hinausgeworfen wurden. Eine muthwillige oder geflissentliche Zerstörung kann man dabei natürlich Keinem der

Digitized by Google

streitenden Theile zur Last legen. Es ist eben der Krieg. Ich fragte den Maire eines Dorfes, einen freundlichen alten Mann, der mir manche schätzenswerthe Auskunft gab, warum man denn hier diese enggeschlossene Bauart für die Dörfer wähle? und versuchte, ihm die wirthschaftlichen Vortheile klar zu machen, welche die mehr aufgelöste Ansiedelung in Deutschland habe. Der französische Dorfschulze zuckte die Schultern und antwortete: „Man will es einmal so, es ist Befehl" — eine Antwort, die man auffallend oft erhält in Frankreich, in dem Lande der großen Prinzipien und Ideen von 1789, der glorreichen Revolutionen und der „gekrönten Demokratie". Ich bezweifle übrigens, daß diese Art der Anlage der Dörfer auf einer allgemeinen gesetzlichen Vorschrift beruht; denn sie findet sich nicht überall in Frankreich, z. B. weder in dem Elsaß, noch in der Bretagne.

Eine vollständig italienische Bauart hat das Städtchen Gorze, das etwa 2000 Seelen zählt und an der Ausmündung eines malerischen und waldreichen Seitenthals der Mosel liegt. Hier begann auch der römische Aquädukt, welcher das Wasser des Gorzebaches nach Metz führte. Ich fragte, als ich auf eigene Faust, natürlich ausgerüstet mit den nöthigen Legitimationen, die Cernirung von Metz beging, einen märkischen Soldaten: „Geht's hier nach Goors?" (so spricht der Eingeborne den Namen.)

— Goors? is nich, sagte der Märker.

Ich buchstabirte ihm das Wort.

— Ah, Sie meinen Jortze? erwiederte er und zeigte mir mit landsmannschaftlicher Freundlichkeit den Weg. Die Soldaten machen sich überhaupt mit großem Geschick die fremden Namen mundgerecht. Das Dorf Corny z. B. nennen sie Cornich und zuweilen auch Jor-nich oder Jar-nich. Warum auch nicht? Unser Hochdeutsch ist darin viel zu pedantisch-prüde.

Digitized by Google

Der Engländer greift ja auch zu und assimilirt die Fremdwörter. Aus dem Omnibus hat er sich einen „Bus" und aus dem Cabriolet ein „Cab" zurechtgemacht. Ob er hinten was abschneidet oder vorne, ist ihm ganz einerlei; er will sich's bequem machen; und er hat recht. — Gorze hat eine prachtvolle Benediktiner-Abtei; und ohne Zweifel haben eben so wie am Rhein, auch hier die Benediktiner zuerst den Weinbau kultivirt.

Weiter nach Metz zu liegt ein Dörfchen auf dem linken Moselufer, das einen entschieden italienischen Eindruck macht. Schwere, an Fenstern arme, blendend weiße äußere Mauern, so hoch aufgeführt, daß der niedrige und flache Dachstuhl dahinter verschwindet; Haus an Haus; die Oekonomieräume im Hause versteckt; über dem Ganzen ein Paar hochstämmige Pinien, die ihre breiten Kronen in der Luft wiegen. Man könnte sich, wenn das Wetter nicht augenblicklich so rauh wäre, und wenn es nicht so verzweifelt tagtäglich-klagkläglich regnete, plötzlich nach den Appeninen versetzt glauben. Auch das Innere der Häuser, wenigstens bei den wohlstehenden Einwohnern und in den größeren Dörfern, mahnt mehr an den Süden, als an den Norden. Die Häuser sind aus Stein erbaut und zeigen eine Raumverschwendung, welche uns Deutschen auf dem Lande unbekannt ist. Das Haus in Corny, welches mich beherbergte, gehörte einer Wittwe Lacour, einer wohlhabenden alten Bäuerin. Ihre Kinder und Enkel, welche der Mehrzahl nach in anderen Dörfern der Umgegend wohnen, die von den Schrecken des Kriegs heimgesucht worden sind, befanden sich in Metz, wohin sie mit ihren Vorräthen und ihrer fahrenden Habe geflüchtet sind. In Folge dessen leidet die gute Frau Lacour an einem schrecklichen Dualismus der Gefühle. „Zwei Seelen wohnen, ach, in ihrer Brust!" Sie wünscht ihre Nachkommenschaft zurück, von welcher sie mit Grund vermuthet, daß sie in der schon so lange abgeschlossenen Stadt leide; deshalb erklärt sie mir beim

Digitized by Google

Frühstück, es sei Nonsens mit dem längern Widerstand, Mees (so spricht sie Metz aus) könne nichts Besseres thun, als lieber heute wie morgen capituliren; und ich stimme ihr aus ganzem Herzen zu. Ich erfreue mich also des herzlichen Einverständnisses mit dem weiblichen Reichsfeind. Aber kaum eine halbe Stunde später, wo sie mein Zimmer reinigt, ist die Stimmung unserer „Niobe" umgeschlagen. Sie stellt sich vor mich hin und demonstrirt mir trotz ihres Alters mit lebhaften Gestikulationen und funkelnden Augen, ihre ganze männliche und weibliche Descendenz, Töchter und Söhne, Schwiegersöhne, Schwiegertöchter und Enkel wolle sie lieber auf dem Altar des Vaterlandes opfern, als daß das Bollwerk Frankreichs deutsch werde! wer von einer Capitulation auch nur spreche, sei ein Verräther. Uns schwerfälligen Deutschen kommt ein so rascher Stimmungswechsel komisch vor. Doch ich wollte nicht von den militärischen und politischen Ansichten der Madame Lacour, sondern nur von ihrem Haus sprechen, welchem die besseren Wohnungen des Dorfes alle gleich oder ähnlich sind. Es ist ein großes steinernes Oblong von anderthalb Stockwerken; auf der einen Seite die Wohnungen, auf der andern Stallung und Vorrathsräume, Alles unter einem Dache und äußerlich nicht unterscheidbar. Getrennte Oekonomie-Gebäude giebt's nicht. Die Wohnung hat 4—5 helle, schöne große Zimmer; die meisten aber besitzen keinen besonderen Eingang, die Bauart ist also höchst unzweckmäßig. Die dicken steinernen Wände der Zimmer sind bis obenhin getäfelt mit weiß angestrichenem Holz, dazwischen Stuck und zuweilen auch Marmor. An der einen Wand ist ein großer Kamin, der, auch ohne Ofen dabei, zur Heizung, wenigstens bei der jetzigen Temperatur, hinreicht. Freilich geht man auch mit dem Brennmaterial verschwenderisch um; und es haben schon hunderttausende von Weinbergspfählen daran glauben müssen. Die Zimmergeräthe sind altmodisch und schwer, aber solid. Vor

Digitized by Google

allem zeichnet sich das Bett aus. Es ist mindestens so breit, als ich lang bin (5 Fuß 9 Zoll). Man freut sich darauf, wenn man bei dem abscheulichen Wetter Abends müde und durchnäßt nach Hause kommt. Das Bettzeug ist vortrefflich und so hoch gehäuft, daß man einen Anlauf nehmen muß, um hinein zu springen, wenn man es nicht etwa vorzieht, mittelst eines Stuhles in das Bette hinein zu steigen. Jedes Zimmer hat einen Spiegel über dem Kamin. Die einzige sonstige Dekoration der holzbeschlagenen Wände bilden kleine Porzellangefäße, oben mit einem Kreuze geschmückt und mit Weihwasser gefüllt; dann Heiligenbilder und endlich geistliche Bescheinigungen über kirchliche Akte, letztere ebenfalls unter Glas und Rahmen. So z. B. ein Attest, daß die Tochter der Wittwe L., Maria Octavia, dann und dann zum ersten Male zur heiligen Kommunion gegangen. Das Attest ist auf ein mit reichlichen, kirchlichen Randzeichnungen versehenes Blatt geschrieben und verdient insofern den Charakter eines Bildes. Auffallend war es mir, daß darauf der Name meiner Wirthin nicht Lacour geschrieben war, wie sonst, sondern Lawur. Ich fragte sie darüber; sie versicherte, das sei ganz das Nämliche. Ich besaß jedoch nicht genug etymologische Kühnheit, in der Schreibart Lawur einen germanischen Rest zu wittern. — Auf der andern Seite der Straße hatte Frau Lacour ihren Hausgarten. Er ist, wie hier alle Gärten, mit hohen und dicken Mauern eingefaßt. In diesen Bauerngärten fiel mir vor Allem eine hochentwickelte Obstkultur auf, welcher man ansieht, daß sie nicht von Gestern datirt. Es sind namentlich Zwerg- und Spalierbäume, auf welche man sich geworfen hat. Auch der Gemüsebau ist trefflich. Weinbau aber versteht sich hier überall von selbst. Freilich von der peinlichen Sorgfalt, mit welcher man im Rheingau die Weinberge behandelt, scheint man hier keinen Begriff zu haben. Der Weinbau in Metz hält etwa die Mitte zwischen dem hohen Grade von

Digitized by Google

Kultur, welchen man in Deutschland, und dem äußersten Grade von Nachlässigkeit, welchen man in Italien und Ungarn findet. Jedenfalls kann ich den deutschen Weinproduzenten, welche, obgleich sie alle Anderen überflügelt haben, doch zum Theil noch, ich glaube wirklich nur aus übler Angewöhnung, die Kinderschuhe der Schutzzöllnerei tragen, zu ihrer Beruhigung sagen, daß ihnen die Weine von Elsaß und Lothringen keine Konkurrenz machen werden, auch wenn sie keinen Zoll mehr bezahlen. Denn wenn auch manche davon beim ersten Ansatz lieblich zu schmecken scheinen, so kommt doch alsbald jene Rauhheit, jener Mangel an Kultur zum Vorschein, welchen man im Rheingau mit dem technischen Epitheton „borstig" zu bezeichnen pflegt. — Der Garten nun erhebt sich terrassenförmig mit breiten steinernen Treppen. Die unterste Terrasse ist die bestgepflegte, gerade wie in den italienischen Berggärten; auch hat sie einen Pavillon. Von der obersten führt eine steile Treppe ins Freie durch eine Thür, welche von zwei starken steinernen Pfeilern, auf jedem das Standbild eines Heiligen, eingefaßt ist.

In den Häusern findet man nirgends eine Thüre oder ein Fenster, welche schließen; offenbar für die Ventilation sehr nützlich, aber unangenehm für solche, die empfindlich gegen Kälte und Zugluft sind. Während sich in den deutschen Städten die Wohnungen, wenigstens die neuen, durch die Vortrefflichkeit der Produkte der Bautischlerei und Schlosserei auszeichnen, ist im Elsaß und in Lothringen das Gegentheil der Fall. Die Thürschlösser sind meistens schlecht und veraltet. Die Regel bildet das offene, sogenannte „deutsche Schloß", welches man nur von Außen mit dem Schlüssel, von Innen dagegen mit dem Riegel öffnet. In allen diesen Dingen gemahnen uns diese Häuser an die Zeit unserer Großeltern. Dagegen findet man aber auch nicht, wie bei uns, die Spuren des dreißigjährigen Kriegs und der schrecklichen Zeiten des Verfalls, die ihm folgten.

Digitized by Google

Jenes, nach unsern Begriffen altmodische Element trifft man auch in den Häusern der Vornehmen. Ein hoher Militärbeamter, welchen ich kennen lernte, wohnte mit seinem Personal in diesem Dorfe in der Villa eines Metzer Notars, welcher dieselbe nur im Sommer als Sommerfrische benutzt. Der Bau war solid und die Einrichtung zeigte einen gewissen Luxus. Die Bibliothek des Herrn Notars bestand aus Geschichtswerken und französischen Classikern, die der Frau Notar aus Gebetbüchern aller Art, die in Folge fleißigen Gebrauchs sehr abgegriffen, auch hin und wieder mit Flecken, ex variis causarum figuris, versehen waren. Die Wände zierten treffliche alte Kupferstiche, meist Landschaften von Claude Lorrain mit mythologischer oder biblischer Staffage. Thüren, Fenster u. s. w. waren aber ebenso schlecht und verwahrlost, wie in dem Bauernhaus, und der Eingang zu all den Herrlichkeiten führte durch die Küche, in welcher, als ich sie passirte, ein preußischer Soldat Kaffee zubereitete. Dieser Soldat war eigentlich ein junger Berliner Droschkenkutscher, hatte aber im Felde ein glänzendes Koch-Genie entfaltet, das bis dahin Niemand in ihm geahnt hatte. So bildet der Krieg seine Leute.

II.
Die Capitulation.

In Metz selbst habe ich auch von Eingebornen deutsch sprechen hören und 'zwar in demselben alemannischen Dialekt, welchen man im Elsaß und im südlichen Baden redet und der dem Norddeutschen ebenso unverständlich ist, wie einem Süddeutschen jene Sprache, welche Fritz Reuter unsterblich gemacht hat. Die Wahrheitsliebe verpflichtet mich jedoch hinzuzufügen, daß es außer den Kellnern im Hotel de l'Europe nur einige

Leute waren, von deren Lippen ich deutsche Laute vernahm. Die Kellner beweisen gar nichts; denn deutsche Kellner habe ich noch überall in Europa getroffen. Auf der anderen Seite aber steht zu vermuthen, daß bei der herrschenden Stimmung die Eingebornen, welche beide Sprachen sprechen, sich lieber der französischen bedienen. Auch abgesehen von den lokalen Umständen aber findet man es öfter, daß der Süddeutsche, welcher kein Hochdeutsch, sondern nur seinen Dialekt spricht, mit dem Norddeutschen lieber französisch parlirt, sei es, daß er in diesem demselben überlegen zu sein, oder weil er sich auf solche Art besser verständigen zu können glaubt, oder weil er sich seines Dialekts schämt. Man kann diese Beobachtung namentlich in der deutschen Schweiz machen. Zuweilen verleugnen auch die Leute geflissentlich und tendenziös ihr Deutsch. Ich habe selbst ein auffallendes Beispiel davon in Südtyrol erlebt, wo in der That die italienische Sprachgrenze in raschem Vorschreiten nach Norden begriffen ist, während sie in dem benachbarten Graubünden eben so rasch von der deutschen Sprache nach Süden zurückgedrängt wird. Ich wohnte eines Sommers, es war vor 1859, längere Zeit in Riva am Gardasee bei einem Wirthe, welcher Deutsch sprach. Einige Jahre nach 1859 führte mich der Zufall wieder in das nämliche Haus, und der Besitzer, zwischenzeitig „Italianissimo“ geworden, verstand kein Wort Deutsch mehr. Ich sagte ihm italienisch, ich habe schon einmal, dann und dann, bei ihm gewohnt. Er erinnerte sich. Ich hielt ihm vor, daß wir damals stets Deutsch mit einander geredet hätten. Das müsse ein Irrthum in der Person sein, er habe nie eine Sylbe Deutsch verstanden. Ich fing an Deutsch zu sprechen. Ich sagte ihm einige Schmeicheleien, für welche der Italiener sehr empfänglich ist. „Non capisco, Signor.“ Ich sagte ihm Grobheiten. Mit eisernem Gesichte wiederholte er: „Excusa, Signor, ma non capisco.“ Ich mochte machen, was

Digitized by Google

ich wollte, es half Alles nichts. Und da sein Hotel gut war und „Deutsch“ nicht auf der Speisekarte stand, so beruhigte ich mich dabei.

Ich glaube aber nicht, daß eine solche Verstellung mit im Spiele war, wenn ich auf dem Dorfe, wo ich wohnte und in der Umgebung von Metz von den Eingeborenen auch nicht ein Wort Deutsch gehört habe. Gleichwohl verräth die Bevölkerung in Lebensgewohnheiten, Tracht und Typus noch mancherlei Deutsches. Ihr Körperbau ist groß, grobknochig und breitschulterig. Ihre Köpfe sind stärker und nicht so schmal und spitz, wie die französischen. Endlich machen sie, wenn ihrer mehrere mit einander reden, nicht ein solches Geschrei und Gelärm durcheinander, wie die Franzosen. Wohl aber lieben sie es, trotz all des Unglückes, das der Krieg über sie gebracht hat, recht herzlich zu lachen. Auch ihr Französisch ist anders, als das, welches in Paris und Umgegend gesprochen wird. Ich kann mir über die Unterschiede in Betreff der Worte und der Aussprache, der Grammatik und der Syntax, nicht bis in die Einzelheiten hinein vollständige Rechenschaft geben. Denn ich bin kein Sprachgelehrter. Ich halte mich zunächst an Rhythmus und Tonart. Der Pariser spricht sein Französisch in einem schleifenden Ton und macht am Ende eine scharf hervortretende Schlußcadence, welche ein wenig gesungen wird. Die Metzer Bauern dagegen schnappen das Ende kurz ab und sprechen in demselben hopsenden Rhythmus, wie die Deutschen in der allemannischen und fränkischen Mundart. Hört man ihnen aus einer Entfernung zu, in welcher man die einzelnen Worte und Sylben nicht unterscheiden kann, so glaubt man in der That nicht Französisch, sondern Deutsch zu hören. In der Stadt Metz dagegen, in der sehr viele Offiziere und Beamte leben, und wo sich vor der Einschließung und während derselben auch eine große Anzahl der Demi-monde, und Geringeres der Art, angesam-

Digitized by Google

melt hatte, herrscht auch in der Sprache schon mehr Pariser Schick. In Metz giebt es eine Vorstadt, welche nach „den Deutschen" benannt wird. Ich fand aber auch hier die deutsche Sprache in der Minorität. In den Kirchen und auf den Kirchhöfen fand ich auf den Leichensteinen aus dem 15. und 16. Jahrhundert theils französische, theils deutsche Inschriften. Aus der früheren Zeit habe ich nur lateinische, aus der späteren nur französische gefunden. Im Ganzen war mein Aufenthalt zu kurz, als daß ich mir ein Urtheil über die Nationalitätenfrage anmaßen könnte.

Gewiß ist, man trifft in und außerhalb der Stadt ganz dieselbe tolle und verzweifelte Stimmung, so weit die französische Zunge klingt. Niemand will den Krieg angefangen haben, alle Welt verwünscht ihn; und doch verdammt Jedermann den Frieden und Alles, was den Friedensschluß vorbereitet, namentlich alle Capitulationen. Am meisten schrieen aber gegen die letzteren solche Civilisten, welche niemals die Waffen getragen haben und sie niemals tragen werden. Ich mußte einem Bürger von Metz, der in demselben Augenblick zuerst den Marschall Bazaine einen Feigling schimpfte und mir dann erklärte: „Wir Metzer (nous, les Messins) wollen nicht zu Preußen, denn dort müssen wir alle Soldat werden, und wir sehen ja was Preußen seinen Soldaten Alles zumuthet," — ich mußte diesem Helden geradezu in das Gesicht lachen. Auch in Nancy sah und hörte ich, wie die Menge den gefangenen französischen Offizieren von Metz auf der Eisenbahn drohte und ihnen alle möglichen Schimpfworte zurief, — eine Menge, welcher man wirklich — Heinrich Leo in allen Ehren — mit der Bezeichnung „skrophulöses Gesindel" kein allzu großes Unrecht zugefügt haben würde.

Die französischen Soldaten von Metz dagegen, als sie die Waffen streckten, als sie sich von ihren Offizieren verabschiedeten, wobei es manche ergreifende Scene gab; als sie dann abmaschirten,

Digitized by Google

nach den Plätzen, wo sie ihr Lager schlagen und kampiren sollten bis zur Abfahrt nach Deutschland, machten im Ganzen einen guten Eindruck. Ich spreche namentlich von der Garde, welche ich aus nächster Nähe beobachtete. Die Leute waren gut ausgerüstet, von hohem schlanken Wuchs und guter Mannszucht. Sie zeigten ein würdiges Benehmen; und ich habe, obgleich ich darauf achtete, keinen einzigen Betrunkenen unter ihnen gesehen. Im Aufschlagen des Lagers, Anlage der Feuerstellen zeigten sie viel Anstelligkeit und Raschheit. Auch machten sie kein Hehl daraus, daß sie zuletzt den schwarzen Hunger ausgestanden hatten, und daß sie froh wären, aus der nassen Guillotine erlöst zu sein, wo sie von Fieber, Ruhr und Hungertyphus dezimirt wurden.

Einer von ihnen erzählte mir: Coffinières, welcher die Besatzung, und Bazaine, welcher die Armee vor der Stadt, zwischen der Stadt und den Forts kommandirte, hätten mit einander gestanden, wie Katze und Hund. Bazaine sei zuerst der Proviant ausgegangen, Coffinières habe noch welchen gehabt. Bazaine, Angesichts des Hungers, habe allein capituliren wollen; Prinz Friedrich Karl aber habe ihm antworten lassen, ohne Coffinières sei es nichts mit der Capitulation. Allein Coffinières habe mit Bazaine weder Lebensmittel theilen, noch capituliren wollen. Darauf habe ihm Bazaine zu wissen gethan, wenn er innerhalb einer bestimmten Frist weder das Eine noch das Andere thue, werde er, Bazaine, die Stadt (Metz) stürmen. Erst danach habe Coffinières sich entschlossen, mitzucapituliren. Was an diesen „Mythen des Lagers" Wahres ist, weiß ich nicht. Jedenfalls hat Bazaine aus Hunger capitulirt, und, wenn auch zugestanden werden mag, daß er für die sogenannte „Republik," d. h. für die Straßenregierung de la „dépense" (statt défense) nationale, nicht schwärmte, und mehr politisirte und diplomatisirte, als es einem Soldaten geziemte, so ist doch die Beschuldigung des „Verraths" Unsinn!

Auch die Civilbevölkerung, mit Ausnahme der Wenigen, welche heimlich etwas bei Seite geschafft hatten, litt Noth. Denn schon am Tage nach der Capitulation wandte sich die Stadt mit einem Hülferuf an den Armee-Intendanten Engelhard. Es erschienen bei demselben der stellvertretende Maire (der Maire selbst lag krank an der Ruhr) und ein Gemeinderath mit der Bitte um Ueberlassung von Proviant für die hungernde Bürgerschaft, und sobald die unterbrochenen Eisenbahnverbindungen wiederhergestellt waren, was unter Leitung der Eisenbahndirectoren Dulon und Vogt mit staunenswerther Geschwindigkeit geschah, ist aus den reichlichen Vorräthen der Armee mit größter Bereitwilligkeit der Noth gesteuert worden. Von einer Spur von Dankbarkeit gegen den großmüthigen Feind war freilich bei der Bevölkerung nicht das Geringste zu bemerken. Vielmehr machte sie allerlei kindische Demonstrationen. Die Frauen kleideten sich in Schwarz; und das Standbild des Kriegshelden Fabert, das auf dem Platz Napoleon steht, war so in Flor gehüllt, daß man kaum die Figur des geharnischten Marschalls erkennen konnte.

Die deutschen Soldaten nahmen von all diesen Demonstrationen nicht die geringste Notiz, den gefangenen französischen Soldaten gegenüber zeigten sie vielmehr eine wahrhaft rührende Großmuth. Sie theilten das letzte Brot, den letzten Schluck und den letzten Taback mit ihnen und suchten ihnen das Bittere ihrer Lage möglichst wenig empfindlich zu machen. Die Aufsicht über die gefangenen Franzosen war eine so nachsichtige und so gelinde, daß gewiß mancher Franzmann sich seitwärts in die Büsche geschlagen hat, was schwerlich ein Unglück ist, da er ohne Zweifel nicht zu Gambetta, sondern „zu Muttern“ gegangen.

Schon gegen das Ende der Cernirungszeit kamen große Trupps Franzosen zu unsern Vorposten und wollten überlaufen, um dem Hunger, der Nässe und der Kälte zu entgehen. Da es nicht in unserem Interesse lag, die Zahl der

Digitized by Google

Esser in dem eingeschlossenen Raum auf unsere Kosten zu vermindern, so hatten unsere Soldaten den strengsten Befehl die Ueberläufer zurückzuweisen. Da ereignete sich nun zum Oeftern folgende Scene: Ein Haufen Franzosen kam herangerückt, legte schon auf große Entfernung die Gewehre ab und näherte sich dann mit kläglichem Gewimmer: „Wir sind Eure Kameraden, Eure armen Kameraden, wir hungern, gebt uns Brot!“ Sie wurden bedeutet, zurückzugehen, sonst gebe man Feuer. Es half nichts, sie rückten immer näher. Aber unsere Soldaten konnten sich nicht entschließen, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Lieber schenkten sie ihnen den letzten Brocken. Wollten die Franzosen aber selbst dann noch nicht wanken oder weichen, dann griffen die Unseren zum Stock und prügelten sie zurück.

Ich hörte oft, wie unsere alte „Niobe“ Lacour unsere Soldaten schmähte; und ich dachte, es ist ein Glück, daß die Jungen es nicht verstehen. Eines Tages fragte ich sie: Nun, wie kommt Ihr denn mit der Alten herum? Da sprach der Soldat Fischer: „Sie schimpft uns täglich wenigstens ein Dutzend mal die Jacke voll, wir aber lachen uns einen Buckel darüber.“ Und Köppen antwortete: „Ja, ich gloobe, sie könnte uns Jift jeben, aber sie hat keens.“ Und dabei lachten sie beide in ausgelassenster Lustigkeit. Es ist ein unerschöpflicher Fonds von Gutmüthigkeit und Lebenslust in den Herzen dieser Prachtmenschen, welche doch zugleich auch so eisern und todesmuthig im Dienste sind.

Sie wissen nichts davon, daß Goethe sagt:

„Edel sei der Mensch
Hilfreich und gut“

aber sie handhaben diese Lehre täglich, auch dem Feinde gegenüber, ohne daß sie deren Urheber kennen.

Das ist ihnen um so höher anzuschlagen, als es ihnen selbst zeitweise herzlich schlecht erging. Zwar litten sie keinen Mangel

Digitized by Google

an Nahrung. Auch die Bekleidung war zuletzt ausreichend. In den letzten Tagen vor der Capitulation kam sogar noch eine Unzahl eiserner Oefen an, die jetzt wohl gen Paris gewandert sind. Aber im Uebrigen war es schlimm. In der Zeit, wo es nicht regnete, fehlte es an Trink- und an Waschwasser. Ein Soldat, der lange in der Nähe von Malancourt gelegen, erzählte mir: „Die Bauern mußten uns dreiviertel Stunden weit das Wasser an einer Quelle in Flaschen holen, und dann kam auf den Mann, wenn überhaupt Etwas auf ihn kam, höchstens ein Fingerhut voll. Regnete es, dann hatten wir nichts als schlechtes Cisternen-Wasser, mehr Lehm als Wasser. Wir tranken es pur; nur für die Verwundeten wurde etwas Früchtesaft beigemischt. Und nun dieser Wassermangel, während wir beinahe ersoffen und erstickten in der dickflüssigen Brühe der Laufgräben, und auch in den Quartieren die Wände von Feuchtigkeit trieften, und die Tapeten wie nasse Lumpen daran herunter hingen. In Folge des endlosen Regens hoben sich die Gräber, weil die Masse von Leichen darin aufquoll; wir mußten sie von Neuem zuwerfen und dabei denken: Wer weiß, wie lange wird's dauern, dann erweist Dir ein treuer Kamerad denselbigen Liebesdienst; und wenn es uns manchmal etwas weh um's Herz war, dann sangen wir:

„Ich bin, ich weiß nicht wer;
Ich komm', ich weiß nicht, woher;
Ich geh', ich weiß nicht wohin;
Ich weiß nicht, warum ich so lustig bin."

Aber im Ganzen waren wir wirklich doch alle Zeit lustig. Denn es ist doch schön im Krieg, besonders für ein junges lediges Blut, wie ich, und wenn wir wieder nach Hause kommen, dann wird es noch schöner werden. Denn wir bringen unserm lieben Lande einen langen Frieden; desto sicherer, je gründlicher die Arbeit ist, die wir hier in Frankreich verrichten. Wir haben

Digitized by Google

ja manchmal ein wenig Heimweh; aber lieber wollten wir Jahr und Tag hier verbleiben, als daß wir halbe Arbeit verrichten."

Wenn man diese frische Sprache unserer tapfern Jungen hörte, dann that man in der Tiefe seines Herzens dem deutschen Volk und dem deutschen Vaterlande demüthige Abbitte für jedes schnöde Wort des Unmuthes, das Einem in schlechten Zeiten wider sie entfahren.

Und nun im Gegensatz dazu die Franzosen! In einem einzigen Punkte fand ich sie alle einig: Sie waren nämlich immer noch die große Nation, man hatte sie verrathen, und sobald der Verrath aufhört, müssen und werden sie siegen. Das war gerade wie wenn sie Alle miteinander den nämlichen Text auswendig gelernt hätten.

„Wenn doch Deutschland auch einmal so einig wäre," war mein erster Gedanke, „aber bei uns, im lieben Vaterlande, will der Eine das Elsaß und der Andere will es nicht; der Eine will es preußisch, der Andere reichsunmittelbar, der Dritte gar personaluniönlich à la Lauenburg machen; und dann kommt endlich ein Mann, der sich für einen Philosophen hält, weil er auf einem eiskalten kosmopolitischen Isolirungsschemel sitzt, und sagt: Pfui, Kinder, wer wird aus seiner Uebermacht Nutzen ziehen; haben wir gesiegt, dann müßten wir uns bei dem Feinde wegen dieser unphilosophischen Plumpheit entschuldigen und, unter den Klängen des Sarastro in der Zauberflöte, beschämtvergnügt in's bess're Land der Heimath zurückwandeln." Wahrlich wo drei Deutsche versammelt sind, da haben sie vier verschiedene Meinungen und Jeder, der davon etwas nachgiebt, gilt für einen Verräther und „Renegaten". Wären wir doch einmal in der Vernunft so einig wie die Franzosen in der Thorheit."

Das war allerdings der erste Gedanke, sage ich. Aber bald überzeugte ich mich, es war nicht der richtige. Denn erstens gedeiht die Vernunft nur in der Freiheit und in dem Widerstreite

Digitized by Google

der Meinungen; und zweitens, worin waren denn die Franzosen einig? Etwa in der Sache? Nein, lediglich in der eiteln inhalts- und gedankenlosen Phrase, welche Einer dem Andern nachsprach.

Seien wir froh, daß wir von dieser Nationalkrankheit unserer Nachbarn frei sind, die bei ihnen von allen Seiten gepflegt worden ist und selbst den Vernünftigsten über den Kopf gewachsen ist.

III.

Monsieur Tout-le-Monde.

Ich muß jetzt immer an den alten Thiers denken, der als irrender Ritter von Hof zu Hof pilgerte und überall offene Thüren und schöne Worte, aber verschlossene Herzen und keine Neigung zu helfen fand. Er hat verschiedene historische Romane geschrieben, worunter „die Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs" der Beste ist. Wenn man auch gegen den Feind gerecht sein will, so muß man es ihm lassen, daß er ein Meister in der populären und durchsichtigen Darstellung ist. Er weiß, unter Beiseitesetzung nicht nur des Unwesentlichen, sondern zuweilen auch des Wesentlichsten, die verwickeltesten Finanzoperationen und die schwierigsten Schlachtpläne so einfach zu erzählen, daß sie auch Laien verstehen können. Noch ausgezeichneter ist er durch die Art, wie er der Vorsehung das Pensum korrigirt und ihr ihre Fehler nachweist. Die große Nation und ihr Held Napoleon I. bleiben bei ihm immer siegreich, auch wenn sie geschlagen werden. Sie sind stets klug, auch wenn sie dumme Streiche machen. Was Napoleon I. thut, ist wohlgethan. Allerdings mißlingt ihm zuletzt Alles und sein Regiment bricht zusammen. Aber er selbst ist niemals Schuld daran. Thiers entdeckt irgend eine Kleinigkeit, die zufällig versagte, einen General, der einen Fehler gemacht, ein Korps, das sich verlaufen, oder sonst einen völlig unerwarteten, unmotivirten, unvorher-

Digitized by Google

fehbaren Nebenumstand, der das Spiel verdorben hat. Thiers und sein Kaiser haben stets Recht und die Weltgeschichte hat manchmal Unrecht.

Jener Deus ex machina, welcher bei Thiers „tückischer Zufall“ heißt, heißt jetzt „Verrath.“ Alle sind darüber einig, „wir sind die Opfer des Verraths.“ Aber wer der Veräther ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Nach den Einen ist Napoleon der Betrüger, nach den Andern der Betrogene. Der klagt die Mameluken und Arkadier an, jener die Unversöhnlichen; der Gambetta, jener Bazaine. Kurz, am Ende sind sie alle Verräther, und in ganz Frankreich giebt es keinen unbescholtenen Mann mehr. Die Monarchisten schelten die Republikaner, die Liberalen die Klerikalen, und umgekehrt. Nach den Einen ist das Zustandekommen, nach den Anderen die Bekämpfung des Unfehlbarkeits-Dogma's die Ursache alles Elends; und so fort mit Grazie in infinitum.

Ein junger deutscher Arzt im Feld hat alle Diese hinüber und herüber klingenden Beschuldigungen in sehr schöne französische Verse à la Béranger gebracht. Jeder Vers endet mit dem Refrain:

— „Vendu, trompé, trahi —
C' est toujours la même mélodie.“

Mir fällt dabei immer ein Erlebniß aus dem Jahre 1853 ein. Ich war damals mit einem jüngeren Freunde nach Paris gegangen, woselbst er wegen etwas mangelhafter Sprachkenntniß, stark auf mich angewiesen war. Dies konnte jedoch nicht hindern, daß sich unsere Wege zuweilen trennten. Ich hatte damals, in der Zeit der plattesten und geistlosesten Reaction, der sich nur Wenige zu widersetzen wagten, einen gründlichen Ekel an der Politik überhaupt, und an der französischen insbesondere. Mein junger Freund dagegen, wißbegierig, wie er war, wollte absolut politische Weisheit saugen an den Brüsten der französischen Kammerberedsamkeit, welche ja vor 1848 die Spalten der deutschen Zeitungen füllte und die Milchnahrung lieferte für die

politischen Säuglinge Deutschlands. Ich aber hielt mich lieber an die Kunstschätze des Louvre, während mein Freund in den gesetzgebenden Körper ging. Nachdem wir beiderseits einige Tage lang dieser sehr verschiedenen Beschäftigung obgelegen, benutzte er eine Ruhepause, während deren wir in dem „Café des milles Colonnes" unser Souper einnahmen, dazu, um mir zu bekennen, daß er das Französisch des gesetzgebenden Körpers nicht verstehe; die Aussprache sei eine ganz andere, als er sie in Deutschland gelernt habe, auch fange die Sache an, ihn zu langweilen, weil immer ein und derselbe Mensch das Wort habe; ein ganz unausstehliches Geschöpf im schwarzen Frack und weißer Weste, mit höchst monotonen und doch sehr affectirten Manieren und Gesten; jeden Satz spreche er im Anfang ganz schnell und am Ende mache er eine Art Triller; kurz, es sei in Allem das Gegentheil von Dem, was er erwartet habe, er sei deshalb auch jedesmal höchstens eine Viertelstunde drin gewesen und habe dann lieber auf den Straßen flanirt. Diese Erzählung reizte meine Neugierde; ich ging am andern Tage mit ihm in die Sitzung. Wir blieben drei Stunden; während dieser Zeit sprachen sechs Redner; mein Freund, welcher nur sehr unvollständig verstand, was sie sagten, war aber immer noch geneigt, sie alle sechs mit einander zu identifiziren und für eine und dieselbe Person zu halten. Und in der That, seine Meinung hatte eine Art Berechtigung. Denn alle Redner hatten in Kleidung, Frisur, Bart, Haltung, Mienen und Gebärden, Tonfall, Sprachweise u. s. w. die auffallendste Aehnlichkeit, die einem Deutschen um so mehr auffallen muß, je mehr bei uns ein Jeder seinen Stolz darein setzt, „etwas Appartes" zu haben.

Die Uniformität der Meinung, welche ich punkto „Verrath" überall vorfand und die sich sogar bis auf den Ausdruck und sogar bis auf die einzelnen Wendungen und Worte erstreckte, erinnerte mich lebhaft an jenes Mißverständniß von 1853.

Digitized by Google

Wenn ich dieser auffallenden Erscheinung nachsinne, bin ich manchmal geneigt zu glauben: Der Franzose sagt überhaupt nicht seine eigene individuelle Meinung, sondern das, wovon er glaubt, es sei die Ansicht seiner Umgebung, seiner Landsleute, die Ansicht Frankreichs, die Ansicht der großen Nation. Dazu hat er drei Gründe: Erstens ist er immer ein wenig Schauspieler. Er spricht in erster Linie nicht, um seine Ansichten zu entwickeln, sondern um Beifall zu ernten; und Beifall erntet er blos, wenn er sagt, was den Leuten gefällt. Zweitens ist es so bequem, zu sagen, was alle Welt sagt. Und drittens entspricht es auch so sehr den Grundsätzen der Gleichheit und Brüderlichkeit, über welchen man in Frankreich die Freiheit, soweit man etwa dort jemals eine realistische Vorstellung von derselben gehabt haben sollte, vollständig vergessen hat.

In der That, es ist auch gefährlich, oder wenigstens von unangenehmen Folgen, wenn man in Frankreich etwas Anderes agt, als jener große Unbekannte, welcher sich „Tout-le-monde" nennt, und dort noch weit mächtiger ist, als die „Demi-monde." Die Antwort darauf lautet stets: Vous n'avez pas le sens commun — en France tout le monde pense, comme moi — on le fera comme tout le monde — tout le monde l'est aujourd'hui — montrez moi un fils de famille qui fasse autre-chose — tout le monde en fait autant ꝛc.

Es giebt übrigens auch vorurtheilsfreie Franzosen, namentlich solche, welche sich außerhalb Frankreichs mit Erfolg umgesehen haben; und diese haben die genannte Krankheit, welche ich die Tout-le-monde-Manie nennen möchte, richtig erkannt und sie ihren Landsleuten in Schimpf und Glimpf, in Scherz und Ernst, auf das Beweglichste geschildert, ohne jedoch bis jetzt einen sichtlichen Erfolg an Heilung oder Belehrung aufweisen zu können. In erster Linie nenne ich unter diesen Vorurtheilsfreien Herrn Eduard Laboulaye; und unter seinen Werken nimmt

Digitized by Google

wieder die erste Linie ein „Paris in Amerika," welches das sinnige Motto trägt: „Aegri somnia" — Fieberträume, Fieberträume des kranken Frankreich!

Der Held der Geschichte, ein ehrsamer Bürger, Daniel Lefebvre, beleidigt einen amerikanischen Spiritisten und Zauberer Jonathan Dream dadurch, daß er an seinen transcendentalen Künsten zweifelt. Der Hexenmeister zaubert Herrn Lefebvre zur Strafe und zur Belehrung nach einer Stadt in Nordamerika, wo er sein Haus, seine Familie, seine Nachbarn u. s. w. wiederfindet, nur Alles aus dem Romanischen in's Germanische, aus dem Französischen in's Amerikanische übersetzt und demgemäß umgestaltet. Nachdem er sich dort eingebürgert hat und sich im Sonnenglanze religiöser, bürgerlicher, wirthschaftlicher und politischer Freiheit wohl zu fühlen beginnt, wird er nach Frankreich zurückversetzt, wo zwischenzeitig sein Körper in einer Art Todesschlaf gelegen, wie man meint, in Folge einer starken Dosis Opium, welche er zuvor genommen. Wieder erwacht, erzählt er seine amerikanischen Erlebnisse. Man läßt sich's gefallen: denn man denkt, er hat sehr lebhaft geträumt. Dann aber lobt er die amerikanischen Institutionen, er bekennt sich zu einer angelsächsisch-amerikanischen Weltanschauung und will solche bei den Seinigen geltend machen. Er hat andere Ansichten, als der französische Tout-le-Monde. Das ist sehr bedenklich. Jetzt beginnt man an seinem Verstand zu zweifeln.

Er fragt seine Tochter, ob sie schon ans Heirathen gedacht habe. Seine Frau wird wüthend, das Mädchen roth. „Nun, mein Kind," sagt er zu letzterer, „Du bist beinahe zwanzig Jahr alt, warum soll man nicht von diesem Gegenstand sprechen? Habe nur volles Vertrauen zu mir. Wenn Dein Herz schon gesprochen, so sag' es mir. Wen Du wählst, der wird mir als Schwiegersohn recht sein."

Die wüthende Mutter schickt die erröthende Tochter aus

Digitized by Google

dem Zimmer. „Aber, Daniel, ruft sie, wie kannst Du mit dem armen Geschöpfe so grausam umspringen?"

— Was ist denn dabei Grausames? Warum soll ich sie nicht fragen?

— „Aber, Daniel, unsere Tochter ist ein ehrbares Mädchen, und ein ehrbares Mädchen hat nie Liebschaften. Sie macht es, wie ihre Mutter. Sie wartet den Hochzeitstag ab und liebt dann den Mann, welchen ihre Eltern ihr ausgesucht haben."

— Das ist doch wohl etwas spät. Ich halte es für gefährlich, sein Geschick lediglich der Wahl der Eltern anzuvertrauen. Man heirathet für sich und nicht für seine Mutter. Mit dem Pflichtgefühl, das ist ja recht schön. Allein es kann doch nicht jene Gluth der Liebe ersetzen, welche zwei Herzen von selbst zusammenführt.

— „Ich weiß nicht, mein Herr" sagt die Frau spitz und scharf, „wo Sie diese neue Moral herbezogen haben; aber ich hoffe, Sie achten Ihr Haus und Ihre Familie zu sehr, um sie mit solchen Paradoxen zu besudeln."

— Aber meine Liebe, das ist doch überall so, daß ein Mädchen bei der Heirath ihr eigenes Herz zu Rath zieht; in Amerika z. B. — —

— „Schweig mir von Amerika! Sind wir denn Irokesen, Huronen und Rothhäute?"

— Aber auch in England, in Deutschland, ja sogar in Spanien ist es so; und ich habe nie gehört, daß dort die Ehen weniger glücklich sind, als in Frankreich.

— „Ach, Daniel, Du scheinst nicht recht bei Verstand zu sein."

— Jedenfalls, meine Liebe, ist Einer von uns Beiden von einem Vorurtheil beherrscht und raisonnirt in den Tag hinein.

— „Meinetwegen, nur besteht der Unterschied zwischen uns, daß kein Mensch in Frankreich Deine Meinung theilt und daß Jedermann denkt wie ich."

Digitized by Google

— Ah, der Herr „Jedermann“ herrscht also auch in meinem Hause; das war in Amerika anders, seufzt der Mann.

Da kommt der Sohn, er war beim Friseur, sein Hauptthaar ist in der Mitte sorgfältig gescheitelt und seine Locken duften alle Wohlgerüche Arabiens.

Der Vater fragt ihn nach seiner Beschäftigung. Sie besteht in Nichtsthun. Da dies in Amerika anders ist, so sagt Lefebvre:

— Aber, mein lieber Heinrich, das kann doch nicht ewig so fortgehn mit diesem Schlaraffenleben. Du bist sechszehn Jahre alt und mußt daran denken, was aus Dir werden soll.

— „Ach, Du meine Güte“, ruft die Mutter, „welche Grausamkeit! Laß ihn doch seine Jugend noch genießen. Das eilt ja nicht so.“

— „Freilich, Papa,“ meint Heinrich, „nächstes Jahr hat's auch noch Zeit. Da wirst Du mir einen Einpauker nehmen und“ — —

— Der wird Dich dann abrichten wie einen Staarmatz.

— „Ach, was,“ fällt die Mutter ein, „Jedermann nimmt sich einen Einpauker. Da ist z. B. der Junge des Banquier Mandel. Er war dumm wie Stroh und wußte gar nichts. In drei Monaten hat ihm der Einpauker das ganze Konversations-Lexikon in den Kopf getrichtert.“

— Ja wohl, meint Lefebvre, aber drei Monate später war er wieder so dumm und so unwissend, wie zuvor. Aber sage mir, lieber Heinrich, was willst Du werden?

— „Alles was Du willst, mein lieber Papa.“

— Aber fühlst Du denn keine Neigung, keinen Beruf in Dir?

— „Nein, Papachen, das überlasse ich Alles Dir. Wenn ich nur in Paris bleiben, recht oft ausreiten und mich mit meinen Freunden amüsiren kann, — das Uebrige ist mir einerlei. Aber in Paris will ich bleiben. Im Uebrigen füge ich mich meinen Eltern.“

Digitized by Google

— „Ach das gute Kind," lispelte die Mutter, „wie es seine Eltern lieb hat." Sie streichelte ihm dabei die parfümirten Locken. Aber der Vater behandelte die Sache mit amerikanischem Geschäftsernst. Er sagte:

— Was? Also blos amüsiren willst Du Dich? Weißt Du nicht, daß man keineswegs blos zum Plaisir in der Welt ist? Die Arbeit, — das ist Gottes Gebot; das ist der Zügel unsrer Leidenschaften, der Stolz und das Glück unseres Lebens. In Amerika steht ein junger Mann in dem Alter wie Du, schon in seinen eigenen Schuhen; er hat das Gefühl seiner Pflicht und das Bewußtsein seiner persönlichen Würde; er arbeitet und ist versorgt.

— „Aber Daniel", fiel die Mutter ein, zitternd vor Ungeduld, „Daniel, wie kannst Du nur dies arme Kind so quälen, das ja Alles Dir überläßt? Laß ihn doch; er wird's machen, wie Jedermann."

— Das heißt also, er wird nichts machen?

— „Er wird einen Dienst bekommen," meinte die Mutter.

— Ja, das ist es ja grade, — einen Dienst, ein Pöstchen, eine Stelle! Kann denn mein Sohn nichts Besseres werden, als ein Diener?

— „Ach was," sagt unwillig die Mutter, „schwatz' nicht so. Heutzutage sucht Jedermann eine Stelle im Staatsdienste zu bekommen. Wo ist denn Jemand von guter Familie, der es nicht thut? Warum es nicht machen, wie die anderen Leute auch, wie Jedermann?"

— Aber Heinrich, wandte sich der Vater zum Sohn, ziehst Du es denn nicht vor, selbst Deines eigenen Glückes Schmied zu sein, und Dir ein Loos zu erobern, das Du Deiner eignen Kraft, Deiner Fähigkeit, Deinem Fleiße verdankst? Warum wirst Du nicht, statt Dich um ein Pöstchen zu bewerben, Advocat, Arzt, Techniker, Fabrikant oder Kaufmann? Ist denn die Unabhängigkeit gar nichts in Deinen Augen?

Digitized by Google

— „I, warum nicht gar!“ sagte die Mutter, indem sie verächtlich die Schultern zuckt. „Am Ende soll er noch gar Gewürzkrämer werden und Düten drehen oder Kaffee wiegen?“

— Nun, und was denn? Du meinst also: Für eigne Rechnung und für eignes Geschäft Zucker wiegen, das ist eine Schande. Aber Dictando-Schreiben und Actenheften auf Rechnung der Regierung, — ja, das ist nobel! Das ist glorreich! Und um dies hohe Ziel zu erreichen, da muß man denn zuvor noch kriechen und betteln, seine Ueberzeugung verleugnen und schweifwedeln vor Menschen, welchen man sonst vor Verachtung den Rücken wendet!

— „Jedermann handelt so“, erwiederte die Mutter, „willst Du vielleicht besser und klüger sein, als Jedermann?“

— O Vorurtheil, o Vorurtheil, wahrlich, Paul Louis Courier hat recht, wenn er schreibt: Wir Franzosen sind ein Volk von Knechten.

— „Daniel, ich bitte Dich, mach' diesem lächerlichen Auftritt ein Ende. Bedenke doch, daß ich zu angegriffen bin, um so schreckliche Aufregungen zu ertragen. Wenn Du wieder bei ruhigem Blut bist, wirst Du gewiß wieder auf die Stimme der Vernunft hören. Aber im Augenblick bist Du verrückt.“

— Dieser Ausdruck ist wahrlich nicht am Platz in Gegenwart unseres Sohnes. Aber warte nur, ich werde Dir zeigen, daß ich Herr im Hause bin. Ohne Rücksicht auf Deinen Verzweiflungsschrei und Deine fixen Ideen, werde ich unsere Tochter zwingen, eine Heirath aus Neigung und nicht eine Vernunftehe zu schließen. Ich werde unsern Sohn nöthigen, einen Beruf nach seinem Geschmack zu wählen, einen Beruf, in welchem er unabhängig ist.

— „Er ist wahnsinnig“, schrie die Frau und sank ihrem Sohn in die Arme. Man schickte heimlich zum Doktor Olybrius,

Digitized by Google

der ein sehr berühmter Pariser Arzt, zugleich aber auch ein vor Eitelkeit fast platzender Dummkopf, Ignorant und Charlatan ist. Man läßt ihm sagen, Papa sei geisteskrank, denn er habe andere Ansichten als die anderen Leute, „er denke nicht mehr so, wie Jedermann denkt.“ Olybrius erscheint mit zwei Nachbarn und Freunden, um den Geisteszustand zu erforschen. Als Wahrheitserforschungsmittel wählt er die Unterhaltung über einen Gegenstand, den sie Alle wenig oder gar nicht kennen, nämlich über Amerika. Lefebvre schildert die dortigen Institutionen. Die Andern erklären, solche Zustände, Sitten und Einrichtungen seien absolut unmöglich, und Dr. Olybrius sagt von Zeit zu Zeit, indem er eine Prise nimmt, mit gewichtigster Miene: „Folgen des Opiums.“ Hier eine kurze Probe des Examens:

— „Giebt es in Amerika auch Minister?“

— Gewiß.

— „Auch einen Cultusminister?“

— Nein.

— „Aber das ist doch unmöglich!“

— Nein, denn dort sind die Kirchen und sonstigen Religionsgesellschaften unabhängig vom Staat und von einander. Jede darf öffentlich ihren Cultus entfalten. Jede darf ihre Tempel öffnen, ohne daß das Gesetz sie bedrohte.

— „Aber das ist ja doch ganz unmöglich. Dadurch wird ja die bürgerliche Gesellschaft den Intriguen der Priester, dem Religionshasse und dem Glaubenskrieg preisgegeben. Das giebt ja alle Tage eine Bartholomäus-Nacht.“

— Oh, durchaus nicht. Es ist nämlich nicht nur die Kirche frei, sondern auch der Staat; die Schule, die Armenpflege, die Wohlthätigkeit sind es auch. Jeder der will, kann lehren und und Unterricht ertheilen, und Wohlthätigkeits- und Armenanstalten errichten, ohne daß er bei der Obrigkeit suppliciren, oder

Digitized by Google

eine Concession erwirken muß, als handelte es sich um ein schlechtes Haus.

— „Folgen des Opiums!" spricht Dr. Olybrius ernsthaft.

— Nein, Dr. Olybrius, ich sage Ihnen, wenn Einer von uns an einer fixen Idee leidet, dann sind Sie es.

— „Ich habe überhaupt niemals irgend eine Idee," replicirt der würdige Doktor, „ich konstatire nur in Gegenwart dieser sehr ehrenwerthen Herren, daß Sie bis jetzt kein verständiges Wort gesprochen haben, und daß Sie andere Ansichten haben, als Jedermann. Das constatire ich, und das ist genug."

Dann beginnt wieder das Examen.

— „Hat Amerika auch einen Staatsrath?"

— Nein. Der ist dort nicht nöthig. Die Gerichte halten Ordnung. Die Rechtsprechung genügt; auch die Verwaltung ist derselben unterworfen.

— „Welch ein Unsinn! Wie kann ein Volk auch nur sechs Monate existiren ohne jenes bewunderswerthe Gleichgewicht, welches wir in Frankreich durch die Trennung der Gewalten hergestellt haben. Wie kann ein Präfekt regieren ohne Administrativjustiz?"

— Ja, Präfekten giebt's ja auch keine in Amerika.

— „Was, keine Präfekten?" riefen Alle herzlich lachend, „wie soll denn das gehen ohne Präfekten? Was soll denn da aus den Bürgern werden, wenn Niemand für sie wacht und handelt?"

— Großer Gott, das ist doch sehr einfach. Sie besorgen selbst ihre eigenen Geschäfte, auch in öffentlicher Angelegenheit. Daran habt Ihr wohl noch gar nicht gedacht, Ihr Herren Staatsmänner?

— „Nein," sagte Olybrius, „denn wir denken nur an Dinge, welche wirklich und vernünftig sind, aber nicht an Chimären.

Digitized by Google

Aber sagen Sie mir, wer soll denn die öffentliche Meinung lenken, wer soll die Leute denken lehren?"

— Gar Niemand, natürlich; das machen sie Alles selbst.

— „Was, und nicht einmal ein Preßbureau sollte es geben?"

— Nein, in diesem Lande der Huronen, wie Ihr's nennt, pflegt Jeder unter dem Schutz der Gesetze zu sagen und zu drucken, was ihm beliebt; man betrachtet dort die Zeitungen als eine Wohlthat, und täglich wächst ihre Zahl. Sie stellen keine Caution, sie bezahlen keinen Stempel. Nichts tritt der Verbreitung der geistigen Nahrung entgegen. Niemand stört dort die Freiheit des Lichtes.

— „Na, in so einem Lande mögen die Gensd'armen hübsch die Hände voll zu thun haben."

— Es giebt dort ja gar keine Gensd'armen.

— „Nein, das ist aber doch zu arg. Das macht einen Andern glauben."

— „Schreckliche Folgen des Opiums", sagte Olybrius.

— Es ist wirklich so. Freie Bürger wissen sich selbst vorzustehen. Sie sind daran gewöhnt. Im schlimmsten Fall genügt ein Schutzmann oder der Friedensrichter, um Gesetz und Ordnung wiederherzustellen. —

Die beiden Freunde und Nachbarn winkten hinter dem Rücken Lefebvre's dem Doctor, als wollten sie sagen: „Wir haben genug gehört; wir sind nun überzeugt von seiner Verrücktheit." Allein Olybrius wollte doch selbst noch einen Trumpf ausspielen.

— „Und wie ist es mit der Heilkunst?" fragte er feierlich, „wie wird sie ausgeübt in diesem Lande?"

— Von Jedem, der es versteht oder zu verstehen glaubt. Ja, es ist merkwürdig. Sogar Frauen practiciren dort und oft mit großem Erfolge.

Da erhob sich der große Doctor Olybrius majestätisch von

Digitized by Google

dem Sessel, worauf er gethront hatte, und sprach feierlich, indem er jede Silbe artikulirte und jedes Wort betonte:

— „Mein Herr! Erlauben Sie mir, daß ich zum Schlusse das Ergebniß unserer Unterhaltung kurz zusammenfasse. Schon die Antworten und Bemerkungen dieser beiden Herren, Ihrer Freunde und Nachbarn, — Bemerkungen voll Sinn und Verstand, — mußten Sie überzeugen, daß Ihr Gehirn sich nicht mehr in einem normalen Zustande befindet. Was Sie uns geschildert haben, eine bürgerliche Gesellschaft ohne die Hierarchie von Beamten und ohne eine starke Administrativgewalt, außerdem aber mit zügelloser Freiheit, zu glauben, zu denken und zu sprechen, was man will, eine solche Vorstellung kann nur die Ausgeburt eines complet tollen Traums sein. Folgen des Opiums! Ein solches System würde natürlich auch nicht eine Viertelstunde lang halten. Es ist weiter nichts, als die Verneinung aller Grundsätze und Voraussetzungen der Civilisation, auf welchen bekanntlich die Einheit unserer großen Nation beruht. Unsere Väter haben in ihrer Weisheit einen mächtigen Beamtenstand, eine streng centralisirte Verwaltung mit hierarchischer Gliederung geschaffen, Frankreich sein legitimes Uebergewicht gesichert und es auf den ersten Platz unter allen Völkern erhoben, dadurch, daß sie die Franzosen begreifen lehrten, daß nur die Achtung der Autorität und der Gehorsam gegen die Obrigkeit die wahre Freiheit ist. Da sind die wahren Wurzeln unserer Kraft und unseres Ruhmes! Vergessen Sie das nicht, mein Herr, und kommen Sie wieder zu sich! Diese zucht- und meisterlose Auffassung, welche gegenwärtig Ihr krankes Gehirn beherrscht und welche glücklicher Weise bis jetzt noch in keinem französischen Kopfe Aufnahme gefunden hat, beweist deutlich, daß Sie krank sind; und zwar um so kränker, je weniger Sie Sich krank fühlen! Es ist die höchste Zeit, ernstlich für Sie zu sorgen. Ja, ich muß sogar hinzufügen, daß nur durch ein außerordent-

Digitized by Google

lich kräftiges Einschreiten es etwa noch möglich sein dürfte, Sie Sich selbst, und Ihrem armen Geiste die Ruhe wieder zu geben, deren er so sehr bedarf."

Alle, — Olybrius, die beiden Freunde und Nachbarn, die Frau, die Kinder, — alle sind nun einig darüber, daß der gute Lefebvre den Verstand verloren hat, weil er „nicht dasselbe sagt wie Jedermann", und weil er Gedanken hat, „welche bisher noch in keinem französischen Kopfe Aufnahme gefunden haben". Lefebvre wird in das Irrenhaus gebracht. Dort schreibt er in sein Tagebuch:

— „Mein Geschick ist also entschieden. Ich habe gegen das Vorurtheil gewettet und das Spiel verloren. Ein Dummkopf, welcher sich Mediciner nennt, hat mich für einen Narren erklärt; meine Freunde und meine Familie haben das Erkenntniß des Unwissenden bekräftigt. Ich bin also eingesperrt und wie ich fürchte, für immer. Denn wie kann ich widerrufen? Wie sollte ich in meinem Gehirne das Licht auslöschen, welches dasselbe erleuchtet? Kann ich die Wahrheit verleugnen? Nein! Ich habe nun einmal die wahre Freiheit kennen gelernt. Meine Lippen haben ihren beseligenden Trank gekostet. Ich habe mit eigenen Augen das große ewige Ideal vor mir gesehen. Folglich bin ich für die Andern ein Narr, — und zwar ein Narr, welcher nicht geheilt sein will.

„Die Franzosen halten sich für sehr klug. Aber sie sind wirklich noch weit klüger, als sie glauben. Diejenigen, welche denken und reden, welche eigene Gedanken haben und sie aussprechen, einfach alle mit einander für immer einstecken — das ist eine Maßregel der Majorität, welche nicht denkt, gegen die Minorität, welche denkt, — eine Maßregel von ganz unzweifelhaftem Erfolg. Wo die Gewalt ist, da ist die Vernunft. Vorwärts also, du glückliche Hammelheerde von Frankreich! Beschäftige dich auch fernerhin damit, hinter dem Leithammel her

Digitized by Google

auf die Weide zu gehen und Einer dem Andern vor- und nachzublöken, daß Ihr di Könige der Welt seid, und es zu glauben, so lange bis eine andere Nation kommt und Euch durch Schläge curirt von Eurem Irrwahne. Bis dahin amüsirt Euch und freut Euch Eures schöpsigen Daseins. Einstweilen habt Ihr ja noch nichts zu fürchten! Denn die Verrückten sitzen ja hinter Schloß und Riegel und sind also außer Stande, Euch in Eurer Verdauung zu stören. Nur wer stets derselben Meinung ist, wie Jedermann, wird mit auf die Weide getrieben."

— Ich glaube kaum der Entschuldigung zu bedürfen für diese Mittheilung aus Laboulaye's culturwissenschaftlichem und satyrischem Romane. Ich habe mich bei derselben möglichster Kürze befleißigt und nur das ausgezogen, was für meine Beweisführung nöthig war. Was davon abseits lag und was nicht zu verstehen war außer dem Zusammenhang mit dem übrigen Gange der ganzen Erzählung, habe ich über Bord geworfen. Ich habe nicht übersetzt, nicht einmal „frei übersetzt", sondern reproducirt.

Nur der, welcher auch fremde Völker kennt, kann sein eigenes Volk schildern. Denn nur durch die Kenntniß jener gewinnt er den Maßstab für dieses. Laboulaye besitzt diesen Maßstab; und dabei hat er die Kunst der feinsten Wahrnehmung. Sein Held Lefebvre ist keineswegs der Freiheit, wie die andern Franzosen, nur mit dem Munde, sondern aufrichtig von ganzem Herzen ergeben. Aber er ist doch wieder zu viel Franzose, um zu begreifen, daß man die Freiheit nicht octroyiren kann. Er will sie auf dem Wege des Terrorismus einführen, gleich seinen berühmteren Landsleuten Robespierre und Saint-Juste. Er will seine Tochter „zwingen, nach Neigung zu heirathen". Er will seinen Sohn „zwingen, einen freien und unabhängigen Beruf zu wählen". Daß die Freiheit auf sittlichen Voraussetzungen beruht, davon hat auch er keine Ahnung. Dieser Zug in La-

Digitized by Google

boulaye's Sittengemälde ist außerordentlich fein und charakteristisch.

— Unser guter Lefebvre also sitzt im Irrenhause; jedoch „gab ihm ein Gott, zu sagen, was er leide". Er vertraut seine Klagen seinem Tagebuche an; aber leider giebt es, außer seinem Tagebuche, Niemand, der auf ihn hört. Es bleibt ihm nichts als der arme Trost, „je klüger man ist, desto mehr lacht man".

Ist er unglücklich? Wohl. Aber unglücklicher als er, ist doch die Majorität, welche ihn eingesperrt hat, — diese Majorität, welche das Princip proclamirt hat: „Wer anderer Meinung ist, als wir, der gehört in das Irrenhaus," — diese Majorität, von welcher er schreibt: „Bildet Euch meinetwegen ein, daß Ihr die Könige der Welt seid so lange, bis eine andere Nation kommt und Euch curirt durch Schläge von Eurem Irrwahn."

Oh, diese Majorität war selbst zu jener Zeit nicht zu beneiden, wo noch nicht das Unglück hereingebrochen war über Frankreich. Denn schon damals lastete schwer auf ihr das Joch der geistigen Knechtschaft, welches ihr die Schreckensherrschaft der Tout-le-Monde-Manie auferlegt hatte. Dieser Grundsatz der Mittelmäßigkeit, diese falsche Demokratie, welche fordert, daß der dumme, faule und schlechte Mann so viel sei, wie der kluge, brave, unterrichtete und fleißige; diese Demokratie, welche an die Unwissenheit, an die Bornirtheit, an die Gedankenlosigkeit und die Leidenschaften appellirt, welche sich verbündet mit der Tyrannis, — mit jener Tyrannis, welche sich die „gekrönte Demokratie" nennt, weil sie die allgemeine „Gleichheit" dadurch darstellt, daß sie sich allein als Rechtssubject setzt und alle Uebrigen als Sclaven, welche allerdings alle gleich sind, weil sie alle gleich rechtlos sind, — diese falsche Demokratie hat Frankreich ruinirt; und es ist in der That ein etwas abgenutzter Kunstgriff, wenn gegenwärtig die Berliner Kreuzzeitung die wahre Demokratie bei uns für Alles verant-

Digitized by Google

wortlich machen will, was in Frankreich die falsche Demokratie, die „tout-le-monde-Demokratie“ und die „Demimonde-Demokratie“ gesündigt.

Auch ist es nicht ausschließlich das französische Kaiserthum, welchem man jene unglückliche Richtung, und mit ihr das Unglück Frankreichs zur Last zu setzen hat. Vielleicht war sogar Napoleon III. von jener Tout-le-monde-Manie weniger ergriffen als die Uebrigen; allerdings ausgebeutet hat gerade er sie mehr, als irgend ein andrer Franzose. Aber setzt nicht Gambetta dasselbe Geschäft ganz mit denselben Mitteln fort?

Gambetta's officielles Organ sagt, man dürfe das Volk jetzt nicht wählen lassen. Denn die Masse des Volkes bestehe aus „den Viehheerden der Dörfer“, welche gewohnt seien, regiert zu werden von den „Condottieri“ des Hofes. Gambetta will nur die Condottieri der Straße an die Stelle der Condottieri des Hofes setzen; im Uebrigen aber will er Alles lassen, wie es ist. Namentlich will auch er dem Volke vorschreiben, was es denken soll. Auch er will es bei „den Viehherden der Dörfer“ belassen, welche, wie Laboulaye sagt, ihrem Leithammel „nachblöken“, sie seien die Herren der Erde. Sie sollen nur den Leithammel wechseln: Gambetta statt Napoleon. Und findet sich unter den 38 Millionen Franzosen nur ein einziger, welcher den Muth hat, sich dem zu widersetzen? Nein! Je mehr Gambetta das Volk verachtet, mißhandelt, mit Füßen tritt, desto mehr wird er vergöttert von diesem nämlichen Volke.

Der blinde Köhlerglaube an die Tyrannei der Uniformität, die eingefleischte Hochachtung vor der potenzirten Unverschämtheit, welche eine „unberechtigte“ Eigenthümlichkeit der Franzosen bildet, ist stets vorzugsweise von den individualistisch höher entwickelten, schlaueren und selbstsüchtigeren Italienern ausgebeutet worden. Der Cardinal Mazarin war ein Italiener. Napoleon Bonaparte war ebenfalls einer. Und Gambetta ist auch einer.

Digitized by Google

Alle drei haben dieselbe Methode, berechnet auf denselben Fehler der französischen Volksseele.

Es ist eine Schwachheit, welche die Nation verhindert, über gewisse Dinge nachzudenken und dadurch sich selbst und andere Nationen kennen zu lernen. Die Vernachlässigung γνῶθι σεαυτόν („Lerne Dich selbst kennen") ist es, welche diese Nation in Betreff ihres Berufs, ihrer Fähigkeiten und ihrer Kräfte in die verhängnißvollsten Irrthümer gestürzt hat. Sie ist es, welche sie zur Beute eines jeden Abenteurers werden ließ, welcher ihre Blindheit, ihren Autoritätsglauben, ihre Selbstüberhebung und ihre Eitelkeit auszubeuten wußte. Sie endlich ist es auch, welche den Franzosen ein falsches Bild von dem gegenwärtigen Zustande Deutschlands beigebracht hat, so daß sie glaubten, auf unsere Zwietracht rechnen zu können.

Die Franzosen nahmen nämlich unsere läppischen „querelles allemandes" irrthümlicher Weise zu ernsthaft. Sie wußten nicht, daß diese Zänkereien um des Kaisers Bart, daß diese alexandrinisch-scholastischen Flegeleien und Hegeleien eigentlich nichts sind, als eine zeitweise auftauchende Reminiscenz an jene längst verschollene Zeit, wo wir durch geld-, herrsch- und streitsüchtige Dynasten und Priester, durch abgeschmackte juristische Theologen und noch abgeschmacktere theologische Juristen uns verleiten ließen, in sectirerisch-separatistischen Kämpfen wider einander zu streiten. Sie wußten nicht, daß seitdem die Entwickelung unserer gemeinsamen Wehrkraft, die Fortschritte der exacten Wissenschaften, die Pflege der wirthschaftlichen Interessen und das Bewußtsein der nationalen Einheit uns weiter gebracht haben, und daß, sobald das Vaterland ruft, all' jene Gespenster verschwinden.

Aber eine Lehre sollten auch wir Deutsche uns doch entnehmen aus den Täuschungen, welchen sich die Franzosen zur Zeit des Kriegsausbruchs in Betreff unserer inneren politischen Zustände hingaben.

Digitized by Google

Ich meine: Wir sollen jene üblen Gewohnheiten nunmehr endlich ganz ablegen, damit uns unsere Nachbarn nicht für schlechter halten, als wir sind. An Warnungen, schon lange vorher, hat es wahrlich nicht gefehlt. Man hat sie aber damals in den Wind geschlagen. Man hat uns, die wir damals warnten, als unduldsame Zeloten verschrieen. Herr Professor Virchow hat sich sogar einmal zu dem geflügelten Worte verstiegen, der Abgeordnete Braun-Wiesbaden sehe stets rothe Hosen. Nun, ich denke, jetzt sind auch ihm besagte Unaussprechliche sichtbar geworden, welche ihm früher unsichtbar waren, — ich will dahin gestellt sein lassen, ob trotzdem oder weil er seine Augen mikroskopisch bewaffnet. Eine jener vergeblichen Warnungen will ich hier kurz reproduciren.

Zu jener Zeit, als im deutschen Zollparlament die Mohle (rudis indigestaque moles) Bissinge, die Roßhirte, die Propste, den Schlachtenruf erschallen ließen: „Wir Süddeutsche"[1]), und es versuchten, den Theil über das Ganze zu setzen, damals schon schrieb mein lieber rheinländischer Landsmann Ludwig Bamberger — es war im Juni 1868 — in einem seiner bekannten „Vertraulichen Briefe aus dem Zollparlamente" (Breslau, 1870. Seite 51 u. ff.) folgende nunmehr beinahe prophetisch klingende Worte:

„Wir beachten zu wenig die Wechselwirkungen zwischen Deutschland und Frankreich. Sonst wäre es unmöglich, sich zu verbergen, wie schädlich eine von uns selbst als zu Recht bestehend anerkannte Spaltung zwischen Nord und Süd auf die Meinung des Auslandes, und dadurch wieder auf unsere eigenen, Schicksale, Einfluß üben muß. Aus diesem Grunde habe ich

---

[1]) Uns Anderen, z. B. den Schlesiern, Thüringern und Rheinländern, wird es dabei allemal ganz dumm im Kopfe; denn wir wissen in der That nicht, sind wir Nord- oder Süddeutsche. Wir sind daher stets geneigt, diesen willkürlichen Unterschied schlechtweg in Abrede zu stellen.

Digitized by Google

wiederholt darauf hingewiesen, daß wir die Schwierigkeiten unserer Lage vermehren, indem wir in feierlichen Versammlungen unter den Augen des Nachbars die Befugniß der Nation, durch Majoritätsbeschluß über ihr Gesammtschicksal zu entscheiden, in Zweifel ziehen. Manch Einer würde mich in diesem Punkte nicht der übertriebenen Unduldsamkeit zeihen, wenn ihn seine Erfahrung daran gewöhnt hätte, die Aussprüche, welche bei uns zu Hause in die Oeffentlichkeit ergehen, sich auch sofort in der fremden Uebersetzung mit dem entsprechenden Commentar vorzustellen: wenn er mit Lebhaftigkeit empfände, wie die zwischen Deutschen gewechselten Worte von Fremden aufgegriffen, und als vergiftete Waffen gegen uns gekehrt werden. Wer begierig ist, diesen Zusammenhang näher kennen zu lernen, der lese z. B. eine Zeit lang das in Luxemburg in französischer Sprache erscheinende Blatt „l'Avenir", die Zukunft, welches mit oder ohne Absicht den Namen einer ihm wohlgefälligen deutschen Zeitung sich zugelegt hat.

Das Blatt wurde bekanntlich von der französisch-katholischen Annexionspartei gegründet, welche zugleich durch nächtliche Maueranschläge zu einem Putsch aufrief, damit die Franzosen einen Vorwand zum Einmarschiren bekämen. Eine Nummer dieses „Avenir" war jüngst aus drei großen, drei verschiedenen deutschen Zeitungen entnommenen Aufsätzen zusammengestellt. Den Leitartikel bildete eine Uebersetzung aus der „Demokratischen Correspondenz" des Herrn Frese. Dann folgte als Mittelstück ein Abschnitt aus dem „Beobachter" und den Schluß bildete eine Uebertragung aus der „Frankfurter Zeitung". In diesen drei Leistungen hatte die Redaction alles vereinigt gefunden, wonach ihr Herz nur begehren konnte, um die Bevölkerung gegen Deutschland aufzustacheln und zur Sehnsucht nach der Einverleibung in das französische Kaiserreich zu begeistern. Deutsche Radicale hatten dem französischen Emissär nicht blos die Mühe

Digitized by Google

des Schriftstellers erspart, sondern sie dienten ihm auch als classische Zeugen für die Vortrefflichkeit seiner Politik. Die Ironie des Schicksals will, daß gerade dieselben deutschen Blätter es sind, welche Preußen den Abzug aus der Festung Luxemburg als Landes-Verrath vorwarfen. Wenn dergleichen Erscheinungen nichts Befremdliches mehr für uns haben, so sollten sie uns doch als Warnung dienen, daß wir nicht in Unschuld ihnen selbst noch Nahrung zutragen, wie dies geschah, als man im Zollparlament ein südliches Selbstbestimmungsrecht im Gegensatz zum Entscheidungsrecht der ganzen Nation anzuerkennen Miene machte. Wie dürfen wir uns nach solchen Vorgängen noch wundern, wenn die Franzosen den Eintritt von Hessen oder Baden in den Norddeutschen Bund so ansehen, als handelte es sich darum, irgend einen ausländischen kleinen Staat wie Belgien, Holland oder die Schweiz mit List oder Gewalt dem preußischen Scepter zu unterwerfen; wenn ihnen eine Erweiterung des Norddeutschen Bundes im Lichte der Annexion von Nizza oder auch der Erwerbung von Algerien erscheint, nur mit dem Zusatz, daß sie sich auch befugt, ja wegen der Pflicht der Selbsterhaltung genöthigt glauben, dagegen einzuschreiten.“ — —

— Es ist nicht ohne Grund und Absicht, daß ich diesen warnenden Ruf wiederhole. Wollte Gott, wir hätten solche Warnungsrufe nicht mehr nöthig; aber dem ist nicht so. Auch heute noch treiben wechselseitiges Mißtrauen, Sectirerei, Separatismus und centrifugale Sonderbündelei ihr verderbliches Wesen. Man betrachte nur den Vertrag über das Verhältniß Baierns zum Norddeutschen Bunde. Soll die deutsche Nation, welche das große und mächtige Frankreich zu Boden geschlagen, in ihrem Sieges- und Einheitslaufe Halt machen vor ein Paar schwächlichen Rheinbunds-Epigonen? Vor ein Paar baierischen Ministern, von welchen ein Jeder dem Bunde gegenüber souverän bleiben will in seinem Departement, während er doch in

Digitized by Google

seinem eigenen Lande nicht im Stande war, dieses Ressort gegen die siegreichen Angriffe der schwarzen Brigade zu vertheidigen?

Man sagt vielleicht: „Nun, das ist seine Sache; und das Uebrige wird sich finden."

Das wäre richtig, wenn es sich blos um die Herren Bray, Pranckh und so weiter handelte, welche es vielleicht gar nicht einmal so übel meinen. Allein es handelt sich nicht blos um sie, und auch nicht nur um Baiern, sondern um unendlich viel mehr: um Deutschland!

Was Baiern anlangt, so möge die dortige Regierung bedenken, daß die Abänderungen, Vorbehalte und Cautelen, welche sie erlangt hat, in der That nicht zu ihrem eigenen Vortheil gereichen, sondern nur den Unwillen und die aggressive Gewalt der mit jedem Tage mächtiger werdenden deutschen Einheitspartei provociren, welche in Gemeinschaft mit dem militärischen Geiste in Baiern unwiderstehlich ist; und daß, wer es mit dem föderativen Principe ehrlich meint, nicht solche Blößen bieten darf, welche eben so viele Breschen bilden, durch welche das Unionsprincip vorrückt.

Doch, das ist der minder wichtige Punkt. Das Wichtigste in der Sache ist, daß erfahrungsmäßig solche Risse und Spalten, wenn sie nicht — wie ich hoffe — sehr bald ausgefüllt werden, wieder Sammelpunkte für alles Unkraut bilden, das dort Fuß faßt und sich ausdehnt, so daß seine Wurzeln die Quadern der Einheit zu sprengen drohen. Mag es denn auch in Wirklichkeit damit nicht so gefährlich sein, aber es sieht so aus; und der griechische Philosoph sagt: „Die Menschen werden nicht regiert von den Dingen, wie sie wirklich sind, sondern von den Dingen, wie sich die Menschen sie vorstellen." Solche Vorbehalte, wie bezüglich des Militärs, der Diplomatie, des Veto in Verfassungssachen und der Sonderstellung in Heimaths-, Niederlassungs- und Unterstützungsangelegenheiten, erzeugen einen falschen Schein,

Digitized by Google

und dieser falsche Schein wird von dem Auslande ausgebeutet. Das lehrt die Erfahrung.

Es ist gerade, wie mit Bebel und Liebknecht. Wie wenig das an und für sich bei uns auf sich hat, das wissen wir in Deutschland sehr genau. Gleichwohl ermuntern deren Reden die Franzosen zum Widerstand: und wenn in Folge dessen 10,000 Deutsche und 30,000 Franzosen daran glauben müssen, so mag Adam Riese ausrechnen, wie viel Blut, Thränen und Menschenleben ein unnützes Wort kostet.

Möchte doch der demokratische deutsche Abgeordnete Bebel sich belehren lassen durch den nicht minder demokratischen französischen Abgeordneten Bancel.

Bancel war, ein treuer Anhänger der republikanischen Verfassung von 1848, durch die Regierung des „Zweiten December" mißhandelt, beraubt, geächtet worden. Er lebte als Flüchtling in Belgien. Erst 1869 durfte er nach Frankreich zurückkehren. Er trat als Candidat bei den damaligen Wahlen auf. Man bekämpfte seine Candidatur mit der Behauptung, er habe 1855 in Brüssel getoastet auf eine Niederlage der napoleonischen Armee im Krim-Krieg, weil diese Niederlage das einzige Mittel sei, Frankreich von dem Cäsarismus und der Herrschaft des „Zweiten Dezember" zu befreien.

Kaum war Bancel gewählt und in den gesetzgebenden Körper eingetreten, als er die erste Gelegenheit, welche sich darbot ergriff, um die Tribüne zu besteigen und feierlich zu erklären:

— „Einen Franzosen zu verdächtigen, daß er, wenn auch Verbannter auf fremder Erde, auf die Niederlage der Armee seines Vaterlandes getrunken habe, — das ist ein Gedanke, welcher in keinem französischen Herzen hat aufkommen können". Und die ganze Versammlung, nicht am wenigsten die entschiedensten Feinde des „persönlichen Regiments," die Liberalen und

Radicalen, ja sogar die „Sozialdemocraten" mitinbegriffen, brach in frenetischen Beifall aus. Die deutschen Sozialdemokraten, oder wenigstens ein Theil derselben, machen es anders. Sie sympathisiren mit Frankreich gegen Deutschland, angeblich aus Liebe für Freiheit und Frieden. Aber wo war denn ihre Friedensliebe vor und bei Ausbruch des Krieges? Wenn sie wirklich eine über die einzelnen Nationen erhabene kosmopolitische Partei, eine Partei der Menschheit und der Menschlichkeit, eine „société internationale" wären, wenn sie wirklich jene internationale Stellung, Macht und Bedeutung hätten, welche man ihnen hin und wieder beilegt, warum haben sie nicht damals Gebrauch davon gemacht, um den Krieg zu verhindern? Warum haben damals nicht die deutschen Sozialdemokraten ihre Freunde, die französischen Sozialdemokraten, bewogen, gegen, statt für den Krieg, zu demonstriren? Wo war denn damals die europäische Liga, das große Bündniß für Frieden und Freiheit? Damals, als man hoffte, Frankreich werde siegen, war man für den Krieg. Jetzt, da man weiß, daß Deutschland siegt, ist man für den Frieden. Mit einem Wort: diese Leute, obgleich Deutsche, waren stets für Frankreich und stets gegen Deutschland. Und zwar für Frankreich ohne Unterschied der Regierungsform. Denn sie haben nicht nur im Dezember 1870 im Reichstage die Mittel zur Fortführung des Krieges gegen die Republik Frankreich verweigert, sondern sie thaten dasselbe auch schon am 20. Juli 1870, als es sich um einen Vertheidigungskrieg gegen das französische Kaiserreich handelte, und sie sich ebenfalls nicht entschließen konnten, die Mittel dazu zu verwilligen.

Ich habe in Obigem einer Schwäche der Franzosen gedacht. Aber um gerecht zu sein, mußte ich auch diese Schwäche der Deutschen erwähnen, oder sagen wir lieber: eines Bruchtheils, welcher glücklicher Weise mit jedem Tage kleiner wird. Ein

solcher Mangel an Patriotismus ist in Frankreich schlechterdings unmöglich; und in dieser Beziehung könnten wir also von den Franzosen noch lernen. Dort zu viel, — hier zu wenig.

IV.
Monsieur le Curé.

Bei dem Ausmarsche der gefangenen französischen Soldaten aus Metz erlebten wir einen rührenden Auftritt.

Vor, unter und nach den Soldaten kamen Bürger und Bauern, die aus den umliegenden Ortschaften in die Festung geflüchtet waren und nun in elendem Zustande, das Fuhrwerk, worauf marschunfähige Frauen und Kinder hockten, von einem halbverhungerten Klepper gezogen, zurückströmten, um die Ruhe ihres heimathlichen Heerdes wieder zu suchen und vielleicht nicht wieder zu finden. Wer im Kriege sein Haus verläßt, der muß sich darüber klar sein, daß er es auf Discretion preisgiebt. Verbieten aber schwache Nerven oder sonstige Umstände das Bleiben, so ist es doch gerathen, lieber irgendwo sonsthin, und wär's in die weite Welt, zu laufen, als in die Festung. Denn die Festungen, früher Asyle für Jahre, sind heut zu Tage, bei der Ausbildung, welche die Beschießungs- und Transporttechnik gewonnen, nur noch Mausefallen. Man sah also manche Scene des Elends bei den zurückkehrenden Auswanderern, aber wenn man bedachte, daß diese Leute, welche im Grunde des Herzens über die Capitulation sehr froh waren, sich des Renommirens halber verpflichtet glauben, von „Verrath" zu schreien und zu versichern, sie seien allezeit bereit gewesen, „die Helden von Saragossa" zu spielen, dann begann das Mitleid sich in eine andere minder sympathische Empfindung zu verwandeln. Doch genug davon. Jener, Eingangs erwähnte rührende Auftritt war folgender:

Digitized by Google

-- Da kam auch Einer unter Jenen gewandelt, der schien nicht zu ihnen zu gehören. Er kümmerte sich nicht um die Uebrigen, sondern marschirte lustig fürbaß, um den Hut ein Wachstuch und in der Hand einen Ziegenhainer Knotenstock. Dabei schaute er uns Deutsche, dir wir zu der in Paradestellung aufmarschirten Armee des Prinzen Friedrich Carl zu gehören nicht die Ehre und uns auf dem Fußsteg der Landstraße aufgepflanzt hatten, um Alles in nächster Nähe zu sehen, so treuherzig mit seinen ehrlichen blauen Augen an, daß es schien, er rechnete sich mehr zu uns, als zu den Franzosen. Und als ihn Einer von uns auf französisch anredete, antwortete er in dem gemüthlichsten Thüringisch: „Bitte, bitte, ich bin ja gar kein Franzmann".

— „Aber, wie kamen Sie denn in das verdammte Nest"?

— „Jo', hören Se, meine Härrschaften, ich habe hier in der Nähe gearbeitet auf der Forge in Ars. Ich bin nämlich gebürtig im Meining'schen und bin schon vor mehr als fünf Jahren von Hause fort, denn in unserm kleinen Lande fand ich kein gutes Unterkommen, und die andern Länder waren damals noch geschlossen für die deutschen Ausländer. Da ging ich denn und fand in Ars bei deutschen Herren, welchen die Forge gehört, gute Unterkunft als Hüttenarbeiter. Ich verdiente die Woche zwanzig Franken und mehr und schickte jeden Monat meiner alten Mutter eine Kleinigkeit nach Hause. Wie nun der verwünschte Krieg losging, da dachte ich, was geht Dich der Krieg an? Ich arbeite ruhig fort und denke: Mit dem Hut in der Hand, kommt man durch's ganze Land! Das ging auch eine Zeit lang gut, aber dann griffen sie mich, es sind schon mehr als zwei Monate, schleppten mich nach Metz und warfen mich in das Gefängniß. Darin habe ich denn bis hierher gelegen. Aber wenn Sie mich fragen, warum, wissen Sie, dann kann ich's Ihnen wirklich nicht sagen."

— „Haben Sie denn zu essen bekommen im Gefängniß?"

— Im Anfange, da ging's wohl schon, aber später, da wurd's immer schlechter, zuerst Pferdefleisch mit Salz, und dann Fleisch ohne Salz, endlich nur Kleienbrod und zuletzt nur noch Wasser, aber sonst gar nichts mehr!

— „Ja, aber wo denn nun hin, Landsmann?"

— Natürlich wieder auf die Forge in Ars! Jetzt ist hoffentlich bald wieder Friede und das Eisenhüttengeschäft geht gut. Und ich werde doch nicht meine Herren im Stich lassen, die es so gut mit mir meinen. Ich geh' wieder an meine Arbeit. Jeder für sich und Gott für uns Alle.

Und so ging er, nachdem wir seinem Hunger und Durst nach Kräften entgegengekommen waren, wieder dahin nach seiner „Forge". In der That gehören die Hüttenwerke bei Ars-sur-Moselle deutschen Herren — Karcher, Westermann, Dreyfuß. Diese gut deutschen Namen werden aber hier zu Lande französisch ausgesprochen. Den Herrn Karcher z. B. nennt man Monsieur Karschäre. Mr. Karschaere ist jetzt, glaub' ich, deutscher Maire [1]) in Metz geworden.

An dem Ruhetag, welcher zwischen der Capitulation und dem Einmarsche in Metz lag, hatte ich manche interessante politische Gespräche.

Wir hatten am Abende vorher bis gegen zwölf Uhr gewartet. Da kam die Nachricht, der General Stiehle sei soeben von dem Schlosse Frescaty zurückgekehrt und habe die Capitulation schriftlich in der Tasche. Wir stießen zum letzten Male für diese Nacht mit einander an und bestiegen unsere hohen französischen Betten. Am andern Morgen, als ich beim Frühstück saß, meldete mir meine Wirthin Madame Lacour: der Herr Pfarrer, der Herr Lehrer und zwei Notabeln des Orts wünschten

[1]) Ein baierischer Soldat sagte von den französischen Maire's: „I kann's nit begreif'n, heiß'n die Malefiz-Kerle olle Mayr, und doch kann Koaner Deutsch!"

Digitized by Google

mich zu sprechen, und wenn ich es erlaube, wolle sie der Unterredung ebenfalls beiwohnen. Ich sagte, obgleich mir der Zweck dieses Besuches durchaus nicht klar war, ihr mit der verbindlichsten Miene von der Welt: sie wüßte, daß ihre Gegenwart mir stets angenehm sei, und außerdem werde ich es mir zum Vergnügen und zur Ehre anrechnen, die genannten Herren bei mir zu sehen.

In Folge dessen erschienen denn vier Gentlemen, geführt von der Wirthin, in meinem Zimmer. Da wir sonach zu sechs waren, und ich nur zwei Stühle hatte, so hielt ich es, zur Vermeidung von Rang- und Etikette-Streitigkeiten, für das zweckmäßigste, meinen Besuch stehenden Fußes zu empfangen. Der erste, der hereintrat, war Monsieur le Curé. Er war in schwarzer Amtstracht. Auf dem Kopf trug er eine Mütze, gestaltet, wie ein türkischer Fez; nur war die Mütze nicht roth und der Quast blau, sondern beides war schwarz. Der Herr Pfarrer, welcher seine Mütze auch im Zimmer auf dem Kopfe behielt, war klein, blaß und mager und sprach mit großer Lebhaftigkeit, wobei seine dunkeln Augen seltsam rollten. Nach unseren deutschen Begriffen würde man das für „falsches Pathos" gehalten haben. Die drei Andern hätte man zur Noth auch für Deutsche ausgeben können, ihren breiten, rothen Gesichtern und ihrer kräftigen Gestalt nach. Zwei davon blieben stumm. Der dritte mischte sich zuweilen ein, in einer durchaus nicht unverständigen Weise. Er war der Lehrer „Monsieur l'instituteur," oder wie er sich noch lieber nennen hörte „Monsieur le professeur." Er hatte eine große Glatze, mit weißen Haaren umrahmt, und trug eine blaue Blouse.

Die Herren wollten mich fragen: ob die Nachricht von der Capitulation wahr sei, und ob sie nunmehr preußisch werden müßten? Warum sie sich an mich wandten, weiß ich nicht. Ich vermuthe, daß Madame Lacour schuld daran war. Ich hatte

Digitized by Google

ihr mit der Zuversicht eines Wetterpropheten gesagt, spätestens dann und dann müsse Metz kapituliren. Sie hatte mir geantwortet, die Stadt sei noch auf drei Monate verproviantirt; ich hatte ihr erwiedert: „Nicht auf drei Tage." Und da das wirklich eingetroffen war, so hielt sie mich für einen unterrichteten Mann und hatte diese Meinung im Dorfe weiter verbreitet. Ich bestätigte nun den vier Herren die Nachricht von der Capitulation von Metz, erzählte ihnen, was ich von deren Einzelheiten wußte, und erklärte ihnen weiter, ob sie preußisch, oder was dasselbe sei, deutsch würden, wisse ich nicht; ich hätte jedoch Gründe zu glauben, daß eine Festung, wie Metz, besser in den Händen einer so friedfertigen Nation sei, wie die deutsche, als in denen einer so angriffs- und kriegslustigen, wie die französische; sie möchten sich daher auf jede Eventualität gefaßt halten.

— „Nein, nein, und ewig nein," rief der Herr Kurat und schüttelte das Haupt, daß der große schwarze Quast seines Fez in die lebhaftesten Schwingungen gerieth, „das wollen wir nicht. Wir sind Franzosen, wir sind Katholiken, wir wollen weder unser Gesetz, noch unsern Glauben ändern (Nous ne voulons pas changer ni notre loi ni notre foi)."

Die andern Drei stimmten bei.

— Ist auch gar nicht nöthig, Herr Kurat, erwiederte ich. Sie können deutsch werden, ohne Ihren Glauben und ohne ihr Gesetz zu wechseln. Der König von Preußen hat eine Provinz, in welcher bis zum heutigen Tage noch französisches Recht gilt. In andern deutschen Ländern, in Rheinhessen, Rheinbaiern und Baden, ist dasselbe der Fall. Auch leben in Deutschland beinahe eben so viel Katholiken als Nichtkatholiken, und die mächtigsten Bundesgenossen und Waffenbrüder unseres Königs und Bundesfeldherrn sind ebenfalls gute Katholiken; ich meine die Könige von Baiern und Sachsen. Nirgends in der Welt ist die katholische Kirche geachteter und unabhängiger, als in Preußen.

Digitized by Google

Nun war die Reihe des Erstaunens auf Seiten des Pfarrers. Alles, was ich ihm sagte, war ihm ebenso neu, als unbegreiflich. Wir ließen uns in eine weitläufige Unterhaltung über die gegenwärtigen und die früheren öffentlichen Zustände Deutschlands ein. Ich erfuhr daraus, welche seltsame Vorstellung der Pfarrer, und wie ich später erfuhr, auch viele andere, sonst ganz verständige Franzosen, davon hatten.

Monsieur le Curé stellte sich die Sache so vor: Bis zum Jahre 1866 gab es jenseits des Rheins zwei Länder; das eine Preußen, monarchisch und protestantisch; das andere, Deutschland, oligarchisch und katholisch. Das letztere bestand aus einer Anzahl Woiwodschaften, miteinander verbunden durch eine der polnischen ähnliche, republikanisch-aristokratische Gesammtverfassung unter dem Protektorate von Oesterreich; im Jahre 1866 hatte nun Preußen mit Oesterreich und Deutschland Krieg geführt, Oesterreich seines Protektorats entsetzt und Deutschland, das katholische Deutschland, erobert, so daß es jetzt kein Deutschland mehr, sondern nur noch ein Preußen gab, in welchem der katholische Glaube entweder abgeschafft war, oder doch diesem Schicksal mit raschen Schritten entgegen ging.

Ich widerlegte seine Irrthümer und berief mich dabei namentlich auf die in Frankreich stehenden bairischen und westfälischen Regimenter. Der Pfarrer konnte nicht bestreiten, daß diese Soldaten Katholiken und von katholischen Geistlichen begleitet waren; ebenso mußte er die Existenz des Malteser-Ordens bei der deutschen Armee zugeben. Offenbar machten diese Berichtigungen einigen Eindruck bei den drei Andern. Der Pfarrer änderte daher seine Taktik:

— „Ich gebe zu, mein Herr", sagte er, „es ist möglich, daß ich mich in einem Irrthum in Betreff der innern Verhältnisse Deutschlands und des Glaubens eines großen Theils seiner Bewohner befand. Was Sie mir darüber mittheilen, verdient,

daß man darüber nachdenkt. Ich danke Ihnen dafür. Aber wohlan, dann gönnen Sie uns auch die Zeit, darüber nachzudenken und unsere Entschlüsse zu fassen. Geben Sie uns Gelegenheit, auf dem Weg der Abstimmung durch allgemeines Stimmrecht unsere Willensmeinungen kundzugeben, und unterwerfen wir uns dann beiderseitig, sowohl Ihr, die Deutschen, als auch wir, die Franzosen, dieser Entscheidung."

— Das klingt recht gut, Hochwürden, sagte ich. Aber es ist doch ein wenig sonderbar, einen Verklagten, welcher seinen Prozeß verloren hat, noch einmal darüber abstimmen zu lassen, ob er nun auch das bezahlen will, wozu ihn der Richter verurtheilt hat. Auch glaube ich mit Sicherheit behaupten zu können, Ihr die Franzosen, habt damals, als Ihr uns Straßburg und das übrige Elsaß, sowie Metz, Tull und Vierten abnahmt, die Einwohner dieser Distrikte ebenfalls durchaus nicht auf dem Wege des suffrage universel befragt, ob sie damit einverstanden seien.

— „Ach gewiß", meinte der Curat, „das ist ohne Zweifel damals nicht geschehen, sonst würde einer von uns Beiden es wissen. Aber nehmen wir uns die rauhen Sitten vergangener Jahrhunderte nicht zum Vorbild. Gegenwärtig, das kann man behaupten, ist es von der ganzen civilisirten, von der ganzen christlichen Welt anerkannt: man disponirt nicht über die Völker, wie über die Vieh-Heerden, man fragt sie über die Meinung und man achtet diese Meinung. Müssen Sie das nicht zugeben?"

— In dieser Allgemeinheit, nein! Hätten wir ein oberstes Tribunal in Europa, welches über internationale Streitigkeiten rechtskräftig wirksam entscheidet, dann möchten Sie Recht haben. So lange aber das Recht des Krieges besteht, wird das Recht der Eroberung bleiben, welches mit jenem untrennbar verbunden ist. Ihr, die Franzosen, habt den Krieg hervorgerufen,

Digitized by Google

Ihr müßt Euch seiner Entscheidung unterwerfen; ebenso gut, wie wir es müßten, wären die Würfel statt für, gegen uns gefallen. Wer an das Schwert appellirt, soll durch das Schwert umkommen, sagt die Schrift. Ihr wolltet unsern Rhein und wir nahmen Euern. Jus talionis!

— „Oh mein Herr, glauben Sie mir," rief der Pfarrer, indem er die eine Hand auf die Brust legte und mit der andern die meinige ergriff, „glauben Sie mir, wir Alle waren gegen den Krieg. Auch der Kaiser ist dazu gedrängt, oder gar gezwungen worden. In diesem Punkte wenigstens sagt er die Wahrheit. Es sind die Pariser, einzig und allein die Pariser, welche diesen Krieg angefangen haben; er hat keine andere Ursache, als die Umtriebe der Sozialisten und Kommunisten, der Atheisten und der Voltairianer in Paris, jene Umtriebe, von welchen der heilige Vater schon in seiner Encyklika vom 8. Dezember 1864 sagt" — und nun citirte der Pfarrer richtig in fließendem Latein die Stelle von „den verruchten Umtrieben der Gottlosen, welche ihre eigenen Schändlichkeiten ausschäumen, gleich den Fluthen der tobenden See; welche, während sie doch selbst nur Sklaven ihrer eigenen Schlechtigkeit sind, verlogener Weise die Freiheit versprechen", u. s. w. — „Seien Sie versichert", so schloß er, „mein Herr, wir Metzer haben nichts zu thun mit diesen Gottlosen, welche uns in den Krieg gestürzt haben."

— Erlauben Sie, Herr Pfarrer; der Deputirte, den Sie hier gewählt haben, hat doch auch für den Krieg gesprochen und gestimmt.

— „Leider vermögen wir das nicht zu leugnen. Aber er handelte gegen unsere Meinung."

— Aber auch alle übrigen Deputirten, die Deputirten des ganzen Landes, beeilten sich ebenfalls, die Mittel zur Kriegführung zur Verfügung zu stellen, an der Spitze der Graf Keratry, der jetzige Präfekt von Paris.

Digitized by Google

— „Leider, leider, aber das war nicht die Meinung des Landes.“

— Aber, Hochwürden, haben Sie doch die Güte, mich darüber aufzuklären, wie es kommt, daß auf dem Wege des allgemeinen Stimmrechts in Frankreich nur solche Deputirte gewählt werden, die stets das Gegentheil beschließen von dem, was das Land will?

— „Mein Herr, es ist schwer, Ihnen das aufzuklären. Ich müßte Ihnen zu diesem Zwecke die tiefsten Abgründe des Unglücks meines schönen Vaterlandes aufdecken, und Sie, ein guter deutscher Patriot, wie ich ein guter französischer, werden mir das nicht zumuthen. Ich kann Ihnen nur Folgendes andeuten: Wir, die treuen Söne der Kirche, kämpfen einen schweren Kampf gegen die Voltairianer, welche nicht nur in Paris, sondern auch in der Presse und in der Literatur herrschen. Wir glauben schon dann einen Erfolg erzielt zu haben, wenn der Gewählte keiner der ihrigen ist. Lieber wählen wir mit der Regierung, lieber wählen wir sogar einen Anhänger des Krieges, als einen jener Gottlosen. Ja, lieber, als daß wir die Religion in Gefahr kommen lassen, unterziehen wir uns selbst jetzt noch einmal den Leiden des Krieges.“

Der Lehrer schüttelte hinter dem Rücken des Pastors sein ehrwürdiges, kahles Haupt. Ich antwortete: Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, wenn ich diese Stellung politisch sehr unklar finde. Doch ich will nicht darüber urtheilen. Sie müssen die Verantwortlichkeit und die Folgen dieser Handlungsweise tragen. Wählt das Land aus Rücksicht auf die Kirche, die Regierung, oder sonst wen, trotz seiner Friedesliebe, kriegerische Abgeordnete, so kann es sich nicht wundern, wenn es statt des Friedens den Krieg erhält mit allen seinen Leiden und seinen weiteren Folgen. Jedenfalls ist es eine schlechte Probe für das allgemeine Stimmrecht!

Digitized by Google

— „Ja, und dennoch, mein Herr,“ rief der Pfarrer, „wissen Sie eine andere Art, wie das Volk über seine Geschicke entscheiden kann? Ich frage Sie wiederholt. Wollen Sie, daß man die Bevölkerung dieses Departements der Mosel verschachert, wie eine Heerde Hammel?“

— Nun, ich denke diese Handvoll Leute sind noch lange kein Volk, und ich würde es etwas komisch finden, wenn man eine jede einzelne Stadt oder gar jedes Dorf abstimmen ließe, zu welchem Land sie gehören wollen. Das würde seltsame Grenzen geben, buntscheckige Landkarten!

— „Nein, mein Herr, so habe ich es auch nicht gemeint. Ich meine nur, es soll abgestimmt werden, sobald die Frage einmal aufgeworfen ist. Venedig hat sich durch das allgemeine Stimmrecht für Italien, Nizza hat sich durch das allgemeine Stimmrecht für Frankreich entschieden. Diese Entscheidung, versehen mit der feierlichen Sanktion des Volkes, ist unwiderruflich.“

— Das gerade bezweifle ich; fragen Sie heute einmal Savoyen und Nizza, ob es französisch bleiben will. Es wird „Nein“ antworten. Es wird Ihnen sagen, daß sein früheres Votum gefälscht ist, daß — —

— „Gefälscht? Wie kann man das behaupten? Konnte nicht Jeder stimmen, wie er wollte? Nein, mein Herr! Wir werden es dem Wankelmuth und der Wortbrüchigkeit nimmermehr erlauben, daß man sich versteckt hinter die erdichtete Behauptung einer Fälschung des früheren Votums.“

— Zufällig, Herr Pfarrer, war ich selbst bei jener Abstimmung in Nizza anwesend, und ich habe den Hergang mit eigenen Augen gesehen. Man hatte eine Urne für „Ja“ und eine für „Nein“ aufgestellt. Bei der ersten waren Damen, Näschereien, Getränke, Tabak; und in der ganzen Stadt schwärmten eine Menge gefälliger Herren, welche einen Jeden, dessen sie habhaft wurden, zu der Urne „Ja“ führten, und zu den Reizen,

Digitized by Google

womit sie umgeben war. Selbst der Fremde, der Ausländer, war in Gefahr, von diesem Strudel verschlungen zu werden. Bei der „Nein"-Urne dagegen fand das umgekehrte Verhältniß Statt. Sie war schwer zu finden und mit einem abschreckenden Rinderpest- oder Cholera-Kordon von Gensd'armen umgeben, so daß es nur wenigen Tapferen gelang, sich zu ihr durchzuschlagen. Das ist, was ich selbst gesehen habe. Ich schließe daraus auf das, was ich nicht sah.

— „Ich bin weit entfernt," sagte höflich der Pfarrer, „ein Mißtrauen in Ihre Wahrnehmungen zu setzen; aber fragen Sie diese Herren, da," er deutete auf Monsieur le Professeur und die beiden Bauern, „ob dieselben Ihnen nicht bestätigen werden, daß hier in Frankreich solche Mißbräuche nicht vorkommen. Sie werden Ihnen ferner bestätigen, daß das allgemeine Stimmrecht bei uns eine mächtige Waffe wider die Gottesleugner und Freimaurer in den Händen der Vertheidiger und Stützen der Ordnung, der Gesellschaft und der erhabenen katholischen Religion, ist. Sie werden Ihnen endlich sagen, daß während des Systems des Census und des Privilegs der Höchstbesteuerten unter Louis Philipp, der Voltairianismus täglich mehr um sich griff, dagegen unter dem allgemeinen Stimmrecht diese so verderbliche Pestilenz täglich mehr zu schwinden beginnt!"

— Nun, wenn Sie alle Wirkungen des allgemeinen Stimmrechts bewundern, Herr Pfarrer, so werden Sie, (es fällt mir freilich schwer, von einem so frommen Manne etwas der Art zu glauben) es auch billigen, daß der heilige Vater in Rom durch das allgemeine Stimmrecht mit einer wahrhaft überwältigenden Majorität seines weltlichen Regiments entsetzt und zum Unterthanen seines bittersten Feindes, des Königs Victor Emanuel, gemacht worden ist? Der heilige Vater selbst freilich billigt dies durchaus nicht. Er scheint vielmehr dies Schicksal vorausgesehen und sich schon bei Zeiten, jedoch ohne Erfolg, dagegen gewehrt

Digitized by Google

zu haben. Denn in derselben Encyklika, auf welche Sie Bezug nahmen, Herr Pfarrer, sagt Pius IX., es sei „ein Schlag in das Antlitz der göttlichen Gerechtigkeit und eine Verdunkelung jedes menschlichen Rechtes, wenn einige Menschen es wagten, den Satz aufzustellen, daß der Wille des Volkes, kundgegeben durch Abstimmung, oder durch die sogenannte öffentliche Meinung, oder auf irgend eine andere Weise, das oberste Gesetz bilde." Ich hoffe, Herr Pfarrer, dieser Autorität werden Sie Ihr Herz nicht völlig verschließen.

— „Ich unterwerfe mich in tiefster Demuth," entgegnete der Pfarrer, „und ich bitte um Verzeihung, wenn mein Patriotismus mich in dieser Richtung etwa weiter geführt haben sollte, als die Kirche zu gehen erlaubt. Ich hoffe, letztere vergiebt mir meine Sünden, mit Rücksicht auf die schweren Zeiten. O, glauben Sie mir, es ist ein schreckliches Gefühl, wenn man thatenlos zusehen muß, wie sich diese Geschicke an Frankreich vollziehen. Wir unterwerfen uns stumm den Rathschlüssen der Vorsehung; der Gerechte muß zuweilen leiden um des Ungerechten willen; aber deßhalb ist es ihm noch nicht verboten, den Ungerechten zu verdammen. Und ich sage Euch, Euch Preußen, wenn es mit rechten Dingen zuginge, dann müßtet Ihr unterliegen und Frankreich triumphiren. Aber leider, unser schönes Land, unsere große Nation, sind in die Hände von Gottlosen und Verräthern gegeben. Alle, von Ollivier bis Rochefort, von Bazaine bis Gambetta, Alle sind sie Verräther und Gottlose, Freimaurer, Voltairianer, Juden und Atheisten.

— Darüber gestatte ich mir kein Urtheil, Hochwürden müssen Ihre Kompatrioten besser kennen, als ich. Aber die eine Bemerkung bitte ich, mir zu erlauben: Gesetzt, es wäre wahr, was Sie sagen, die Geschäfte Ihrer Nation würden nur von schlechten Subjecten geführt, so kann ich Ihnen sagen, die unserigen ruhen in treuen und festen Händen. Ist es nun

Digitized by Google

nicht sehr natürlich, daß der Mann mit ehrlichen Verwaltern besser fährt, als der mit ungetreuen Knechten? Und wenn Sie deutsch würden, fänden Sie doch etwas Gutes bei uns, nämlich ein ehrliches Regiment. — —

Davon wollte jedoch der Herr Pfarrer durchaus nichts wissen. Wir tauschten noch einige Höflichkeiten aus, „Gegner, aber nicht Feinde,“ sagte der Pfarrer. Dann marschirte er ab an der Spitze seiner Myrmidonen.

— Auf Wiedersehen, sagte ich.

— „Als Freunde“, er;

— O, sogar als Landsleute, so hoffe ich.

V.
Silber und Gold.

Ich möchte, nachdem ich bisher Land und Leute, wie ich sie in und um Metz gesehen, zu schildern versucht habe, einige volkswirthschaftliche Bemerkungen machen, welche sich mir in Folge meiner Beobachtungen auf dem Kriegsschauplatze aufdrängen und die ich, ohne auf Unfehlbarkeit irgend welchen Anspruch zu machen, der öffentlichen Besprechung und Kritik unterzogen zu sehen wünsche, damit es sich zeigt, was daran richtig ist.

Seitdem ich nach Berlin zurückgekehrt bin, höre ich hier in nicht militärischen, und zwar vorzugsweise in finanziellen Kreisen öfters ähnliche Aeußerungen, wie: „Es ist wirklich gar nicht zu begreifen, wie unsere Heerführer und Soldaten so unvernünftig großmüthig in Frankreich auftreten. Der Krieg muß den Krieg ernähren; à la guerre comme à la guerre. Es ist deshalb als ein überwundener Standpunkt zu betrachten, daß man im Kriege bezahlt. Nicht bezahlen, requiriren und immer wieder requiriren — das ist die wahre Politik. In Folge des Kaufens und Bezahlens der Naturalien, das einzelne unserer Heerführer in

Frankreich an die Stelle des durch das Kriegsrecht gerechtfertigten Requirirens setzen, macht sich jetzt schon hier der Silberabfluß in unangenehmer Weise bemerklich, und wir sollten Schritte thun, daß dem ein Ende gemacht wird."

Ich halte dieses Räsonnement für grundfalsch, sowohl vom bürgerlichen, wie vom militärischen, sowohl vom volkswirthschaftlichen wie vom völkerrechtlichen Standpunkt aus, und glaube mich um so mehr berechtigt und verpflichtet, die Gründe für diese meine Meinung öffentlich darzulegen, als jene Ansicht auch bereits den Weg in die Presse gefunden hat.

Vor dem Kriege erörterte man in Deutschland lebhaft die Frage der Währung und der Münze, welche natürlich jetzt ein wenig in den Hintergrund getreten. Der deutsche Handelstag hatte schon am 21. Oktober 1868 erklärt, es sei absolut nothwendig, daß alle deutschen Staaten „die alleinige Goldwährung mit consequenter Durchführung des Dezimalsystems" annähmen. Für Beibehaltung der ausschließlichen Silberwährung sprach kaum noch Jemand. Diejenigen, welche das Uebergangsstadium möglichst leicht gemacht zu sehen wünschten, sprachen für Doppelwährung, oder um es richtiger auszudrücken, für Parallelwährung (les étalons parallèles), wobei sich Silber und Gold — wenn möglich — zusammen um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt bewegen sollen. Die Gesetzgebung des norddeutschen Bundes hat ebenfalls bereits in dieser Richtung vorgearbeitet, indem sie der Papiergeld- und Notenfabrikation seitens der Staaten und der Banken jene Schranken setzte, welche die unumgänglich nöthige Voraussetzung der deutschen Währungs- und Münzreform bildeten. Mögen wir nun Gold- oder Doppelwährung in Deutschland einführen, so bedürfen wir unter allen Umständen Silberabfluß und Goldzufluß, und zwar müssen wir darauf achten, daß der Preis des Silbers nicht zu sehr fällt, und der des Goldes nicht zu sehr steigt; sonst wird uns die

Digitized by Google

Sache zu theuer. Wenn wir in Deutschland plötzlich und ohne alle vorbereitenden Maßregeln Goldwährung einführten, so würden etwa 400 Millionen Thaler in Silber disponibel werden. Sollten wir diese Masse auf einmal demonetisiren und verkaufen, so würde das Silber um wenigstens zehn Procent entwerthet werden; es wäre also für uns ein Verlust von etwa 40 Millionen Thaler unausbleiblich.

Nun bietet uns aber gerade der Krieg und der Friede, der ihm folgen wird, die schönste Gelegenheit, den Uebergang zur Doppelwährung oder zur ausschließlichen Goldwährung zweckmäßig vorzubereiten, indem wir Silber ab- und Gold zufließen machen. Frankreich hatte vor dem Kriege einen geregelten Goldumlauf. Es gehörte zu denjenigen europäischen Ländern, welche — sie befinden sich jetzt nach der Seelenzahl gerechnet, wohl schon in der Minorität — von der verheerenden Pest des mit Zwangscours behafteten, uneinlösbaren Staatspapiergeldes noch nicht ergriffen sind. Es hat Gold- und Silberwährung, aber im Vergleich zu Deutschland einen außerordentlichen Reichthum an Gold. Seit Beginn der Goldförderung in Californien soll es nicht weniger als 6000 Millionen Francs in Gold ausgeprägt haben, ein Quantum, das seinen eigenen Bedarf an cirkulirendem Medium von dieser Gattung mehr als deckte, und das zur Zahlung einestheils der Kriegskontribution an Deutschland wohl theilweise zur Verwendung gelangen wird. Es ist bekannt, daß in den dem Krieg vorausgegangenen Jahren häufig allein in der Bank von Frankreich mehr als 1000 Millionen Francs in goldenen Napoleons (à 20 Fr.) lagerten (siehe A. G. Mosle, Das teutonische Münzsystem. Bremen, 1870). Außerdem cirkuliren in Frankreich die Goldmünzen von Belgien und der Schweiz; und die von Italien findet man mehr auf französischem, als auf italienischem Boden, weil sie durch den Papierschwindel aus dem Lande ihres Ursprungs verjagt sind;

Digitized by Google

denn die vornehme Goldmünze liebt nicht den Umgang mit den proletarischen Zwangsassignaten.

Wenn wir nun in Frankreich die Bedürfnisse unserer Armee mit Silber bezahlen, so ist dieser Abfluß, der vielleicht für einen Einzelnen, welcher in entgegengesetzter Richtung spekulirt, etwas Unangenehmes hat, für die Gesammtheit ein Segen in sofern, als er uns (vorausgesetzt, daß er so erheblich ist, wie man sagt) den unvermeidlichen Uebergang zur Goldwährung ohne allzu große Opfer ermöglicht. Was wir in diesem für uns siegreichen Kriege ausgeben, das ist nur als ein Vorschuß zu betrachten, welchen wir Frankreich machen, und den wir auf dem Wege der Kriegsentschädigung mit schweren Zinsen ersetzt erhalten. Machen wir also den Vorschuß in Silber und fordern wir die Rückzahlung in Gold. Auf diese Art können wir jene 40 Millionen Thaler sparen, welche uns sonst der Uebergang zur Goldwährung kostet, — ein Uebergang, der für uns unvermeidlich ist, weil uns das Verharren bei der ausschließlichen Silberwährung ohne Zweifel noch weit größere Opfer auferlegen würde. Denn trotz der größeren Förderung von Gold fällt doch beständig der Werth des Silbers; er stand im 16. Jahrhundert zu Gold wie $10^1/_2$ zu 1; er steht jetzt wie 15,65 zu 1; und der Silberabfluß ist in den letzten Jahren um mehr als die Hälfte gesunken.

Die Länder der lateinischen Zunge und der lateinischen Münzkonvention haben jetzt Gold- und Silberwährung; und es scheint, sie beabsichtigen keineswegs, die letztere abzuschaffen. Sie haben daneben aber eine überwiegende Goldcirkulation und bedürfen etwas mehr Silber. Bei uns, wenn wir die ausschließliche Silberwährung abschaffen und zur Gold- oder zur Doppelwährung übergehen wollen, findet das umgekehrte Verhältniß Statt. Tauschen wir also mit einander; es wird uns zum beiderseitigen Vortheil gereichen.

Bisher, so lange kein Krieg war, gedachten wir den Aus-

Digitized by Google

tausch in der Art zu machen, daß wir gesetzlich dem Gold eine kleine Prämie aussetzten, d. h. daß wir, während sich die wirkliche Relation zwischen Silber und Gold wie 15,65 zu 1 stellt, sie zu 15,50 ($15^1/_2$) zu 1 tarifirten. Jetzt, im Kriege, macht sich die Sache noch einfacher. Wir schießen für Kriegsaufwand Silber vor, und fordern die Rückerstattung unter der Form der Kriegs-Entschädigung in Gold. Die Franzosen sind in der That gar nicht abgeneigt, unser Silber vorschußweise zu nehmen. Im Elsaß und in Lothringen cirkulirt dermalen weit mehr deutsches als französisches Silbergeld; und man nimmt das erstere in seinem richtigen Werth, selbst ohne die Abneigung dagegen, wie dies in Versailles noch der Fall sein soll, in einem höheren Preise der Waare auszudrücken. Der silberne und auch papierne preußische Thaler war ein recht beliebtes Geldstück Ende Oktober und Anfang November in und um Metz. Auch die süddeutschen Gulden und Sechser cirkulirten recht lustig selbst in stockfranzösischen Händen.

Mein Reisegefährte sagte: „Bah, hier gilt alles, was rund und gemünzt ist", allein er erfuhr eine sofortige Widerlegung dieser seiner Meinung. Er reichte der „Dame des Restaurant" ein holländisches Zweiguldenstück. Sie betrachtete dasselbe aufmerksam und fragte dann: „Is prüsse?" Nein, holländisch, war die Antwort. Darauf schob sie es zurück mit den Worten: „Hollande is nit in bataille, Hollande is nix". Sie unterschied also sehr wohl das Geld der kriegführenden von dem der nichtkriegführenden Staaten. Das erstere nahm sie, das letztere nicht. Sie arbeitete sonach ebenfalls in ihrer Art dem Austausch der beiden Edelmetalle zwischen Deutschland und Frankreich vor.

Mit der momentanen Ausgleichung ist es jedoch allein noch lange nicht gethan. Wir müssen die Napoleons in unsere Goldmünzen umprägen, sonst streben sie auf kürzestem Wege in ihre Heimath zurück.

Digitized by Google

Wir kommen also immer wieder auf die Frage: Welche Münze soll Deutschland wählen?

— „Natürlich die durch Vertrag zwischen allen handeltreibenden Nationen zu vereinbarende Weltmünze", wird man mir sagen.

Ich sage: Nein, und zwar aus folgenden Gründen:

Ein Vertrag zwischen den maßgebenden Staaten und Nationen der Erde, wodurch die Währungs- und Münzfrage bis zu einer allgemeinen Münz- und Rechnungseinheit geregelt und erledigt wird, hat große Schwierigkeiten zu überwinden und dürfte so bald nicht zu Stande kommen. Jeder Staat ist natürlich unter der Bedingung, daß seine eigene Münz- und Rechnungseinheit zu Grunde gelegt wird,[1]) bereit, darauf einzugehen; aber gerade weil Alle diese Vorbedingung, wenn auch mehr oder weniger verhüllt, stellen, kommt bei den Verhandlungen gar nichts zu Stande. Ich sage: gar nichts; denn die Bereitwilligkeit solcher Staaten, welche dermalen und voraussichtlich noch auf längere Zeit in ihrem Innern auf ausschließliche Cirkulation eines uneinlösbaren, mit Zwangscours versehenen Papiergeldes beschränkt sind, kommen nicht in Betracht. Alle andern, in welchen Metallgeld zirkulirt, schrecken zurück vor den Kosten, welche die Umprägung, und vor der Rechts- und Verkehrsstörung, welche der Uebergang verursacht. Sie wollen sich diesen

[1]) Der erste Schriftsteller, welcher die Idee einer Universalmünze vertritt, Conte Scaruffi in seinem „Discorso sopra la moneta" legt seinen Vorschlägen das in der Münze seiner Vaterstadt Bologna vorfindliche Pfund zu Grunde. Dieser „Discorso" ist 1552 erschienen. Die Erscheinung, daß jeder seine eigene Münze zur Weltmünze machen will, ist also schon über dreihundert Jahre alt. Sie erinnert an die Geschichte von dem Marquis, der seinem Sohn eröffnet: „Du bist nun in das Alter gekommen, wo es geboten erscheint, daß Du Dich verheirathest im Interesse der Erhaltung des Bestandes und des Glanzes unseres alten Geschlechtes; ich habe eine diesen Anforderungen entsprechende Braut für Dich ausgesucht und erwarte, daß Du Dich bereitwillig den Befehlen Deines Vaters unterwirfst. — „Mais oui, mon cher père, sans doute, pourvu que ce soit Jeanette!"

Opfern nicht unterziehen, wenn nicht die Früchte, welche dadurch erzielt werden sollen, ganz außer Zweifel gesetzt sind.

Letzteres aber ist zur Zeit kaum möglich. Wir müssen, wenn wir offen sein wollen, gestehen, daß das Völkerrecht in vielen Stücken, welche sich auf den Verkehr beziehen, noch sehr unentwickelt ist. Die Rechtsgelehrten und Staatsmänner, welchen seine Pflege anvertraut ist, ziehen das Kapitel „de jure belli et pacis" vor. Im Uebrigen stecken wir völkerrechtlich vielfach noch tief in der Barbarei. Ich erinnere an das Seebeuterecht wider das Privatvermögen, woran Frankreich und England, und an das Recht der Caperei, woran Amerika festhält, um sich eintretenden Falls gegen die englische Kriegsmarine, die auf Seebeute an Kauffarteischiffen nicht verzichten will, wehren zu können. Auch auf dem Gebiete des Münzwesens glänzt das moderne Völkerrecht immer noch blos durch seine Lücken. Man nehme nur die Völkerrechts-Lehr- und Handbücher aller Nationen, von den ältesten bis auf die neuesten, zur Hand; man wird darin vergeblich etwas über Währung, Geld und Münze suchen. Wir haben zwar thatsächlich den Unfug der Kipper und Wipper, welcher namentlich in Deutschland so heftig grassirte, hinter uns; aber wir haben es doch noch im 19. Jahrhundert erlebt, daß eine deutsche Regierung ihre Münze außer Cours setzte ohne genügende Einlösungsfrist und rechtzeitige Ankündigung. Ein allgemein anerkanntes internationales Recht, das gerade auf diesem Gebiete nöthig wäre, giebt es immer noch nicht. Keine Regierung ist durch das Völkerrecht an Münzverschlechterung gehindert. Sie kann ein Uebermaß von Papier emittiren, sie kann zu viel Scheidemünzen prägen und diejenigen Länder, welche denselben Münzfuß haben, damit überschwemmen, so daß die Letzteren, auch wenn dort die Gesetzgebung und die Verwaltung auf das Gewissenhafteste alle Pflichten erfüllt, welche dem Staate in Betreff des Münzwesens

Digitized by Google

gegenüber der bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft obliegen, doch mit zu tragen haben an den Leiden, welche eine andere, minder gewissenhafte Regierung ihren Unterthanen auferlegt. Denn Geld- und Creditkrankheiten wirken ansteckend unter denjenigen Ländern, welche dasselbe Münz- und Rechnungs-System haben.

Ohne Zweifel wird das Völkerrecht seine Aufmerksamkeit auch einmal auf das Gebiet des Geldes, der Währung und der Münze richten und gewissen Mißbräuchen, unter welchen nicht blos die eigenen Bürger, sondern der ganze Geldverkehr leidet, den Regierungen untersagen. Je mehr der internationale Verkehr wächst, je mehr die Transportmittel sich vervollkommnen, je mehr durch diese Vervollkommnung Raum und Zeit gespart wird, je näher die Nationen an einander rücken, je enger die Welt, und je verbundener ihre Theile werden, desto mehr wächst das Bedürfniß und die Möglichkeit einer solchen internationalen und völkerrechtlichen Verständigung. Für die nächste Zukunft aber ist die Hoffnung darauf nicht groß. Erst müssen die maßgebenden Staaten sich in einer längeren Friedensperiode von den Anstrengungen der Kriege und der Kriegsrüstungen erholt und jene Krankheit der Papierwirthschaft überwunden haben, durch welche gegenwärtig das in dem wirthschaftlichen Körper circulirende Blut verschlechtert und die Circulation selbst theils gestört und theils in falsche Bahnen geleitet wird.

Auch paßt das gegenwärtig noch im Völkerrecht herrschende System der internationalen Verträge schlecht auf eine Uebereinkunft, welche den Zweck hat, eine allgemeine Münz- und Rechnungseinheit für ewige Zeiten zu schaffen.

Solche Verträge werden in der Regel nur auf Zeit geschlossen, vielleicht auf fünf oder höchstens auf zehn Jahre, mit der Vorschrift, daß, wenn innerhalb dieser Frist Niemand kündigt, eine stillschweigende Erneuerung auf gleiche Zeit stattfindet. Die

Digitized by Google

Richterneuerung kann also sehr bald schon eintreten. Außerdem giebt es keine wirksame Garantie, daß der Vertrag gehalten wird. Für Privatverträge giebt es Anwälte, Richter und Executoren, welche man gegen den Wortbrüchigen in Bewegung setzt. Für Staatsverträge nicht. Bricht der eine Staat den Vertrag, so bleibt dem andern nichts übrig, als entweder die Selbsthülfe durch den Krieg — und diese Arzenei ist in der Regel schlimmer, als die Krankheit — oder aber der Rücktritt von dem gegnerischer Seits nicht erfüllten Vertrage. Außerdem sind solche völkerrechtliche Verträge von einer ganzen Reihe von Gefahren bedroht, von welchen die Privatverträge nichts wissen. Bricht ein Krieg zwischen den Vertragschließenden aus, so erlöschen gewöhnlich die Verträge von selber. Das ist wenigstens jetzt noch die herrschende Meinung, obgleich sich Mancherlei dagegen sagen ließe. Jedenfalls wird durch den Kriegsausbruch die Wirksamkeit der Verträge suspendirt, und es ist zweifelhaft, ob man sie nach Erneuerung des Friedens wieder in Kraft setzt. Außerdem ist völkerrechtlich anerkannt, daß überall die „clausula rebus sic stantibus" vorausgesetzt wird, d. h. daß die Vertragsverbindlichkeiten erlöschen, wenn sich die Verhältnisse so wesentlich ändern, daß die Erfüllung der Vertragspflichten keinen rechten Sinn mehr hätte. Unter Umständen führt auch eine Aenderung der Staatsverfassung, oder eine sonstige Fortentwickelung oder Rückbildung des öffentlichen oder privaten Rechtes, oder eine Verschlechterung der Finanzen, oder eine sonstige Unmöglichkeit oder Schwierigkeit der Erfüllung, zu einer Auflösung des Vertragsverhältnisses.

Die deutsch-österreichische Münzconvention vom 24. Januar 1857 und vom 7. August 1858 hat sich mit der größten Sorgfalt bemüht, Vorschriften aufzustellen, welche alle Garantien gegen ein illoyales Verhalten bieten. Allein die wichtigste dieser Vorschriften ist illusorisch geblieben. Es ist die in Art. 22. der

Digitized by Google

erstgenannten Convention, wonach keiner der Staaten, welche den Vertrag mit einander schließen, berechtigt sein soll, Papiergeld, ohne daß solches jeder Zeit gegen vollwerthige Silbermünzen auf Verlangen eines jeden Inhabers umgewechselt wird, mit Zwangscours auszugeben oder ausgeben zu lassen, und wonach jeder Staat, worin zur Zeit des Vertragsabschlusses ein gegentheiliger Zustand herrscht, ihn spätestens bis zum 1. Januar 1859 abstellen muß. Unter den Contrahenten war nur ein Staat mit einer solchen, auf Zwangscours beruhenden Papier-Valuta, nämlich Oesterreich. Am vertragsmäßig fixirten Termin, am 1. Januar 1859, kam statt der Wiederherstellung der Silber-Valuta, die bekannte Neujahrsrede Napoleon's. Ihr auf dem Fuß folgte dann der italienische Krieg, welcher die Finanzen Oesterreichs wesentlich verschlechterte und die Beseitigung der Valutastörung für lange Zeit unmöglich machte, auch abgesehen davon, daß da, wo sich einmal diese Papierpest eingeschlichen hat, sich in den mächtigen, reichen und intelligenten Gesellschaftsklassen immer Leute finden, welche ein Interesse daran haben, diesen pathologischen Zustand zu conserviren, dessen Kosten und Lasten vorzugsweise von den minder mächtigen, ärmeren und wirthschaftlich nicht geschulten Volksklassen getragen werden. Der Vertrag besteht gegenwärtig nur noch zwischen den durch die Convention von 1838 mit einander vereinigten Zollvereinsstaaten, welche wirkliche Silbervaluta besitzen. Oesterreich ist, nachdem es während des Bestandes des Vertrages den Artikel 22. stets unbefolgt gelassen hat, unter Zustimmung der Mitcontrahenten zurückgetreten.

Die Nichterfüllung dieser Verpflichtung in Oesterreich wirkte gegenüber dem Zollverein als Ausfuhrprämie und als Erhöhung des österreichischen Einfuhrzolles. Auch würde das österreichische Papier den deutschen Markt, namentlich den süddeutschen, sicherlich überschwemmt haben, wenn die Münzconvention ihrem Zwecke entsprochen, d. h. wenn sie auch denselben Münzfuß und dieselbe

Digitized by Google

Rechnungseinheit unter den sämmtlichen Contrahenten hergestellt hätte. Daß wir vor diesem Unglück bewahrt geblieben sind, verdanken wir einem Umstand, welcher vom internationalen Standpunkte aus als ein sehr großer Mangel des Vertrags vom 24. Januar 1857 bezeichnet werden muß, nämlich der Beibehaltung der verschiedenen Münzfüße, erstens der Thaler-Währung oder des Dreißig-Thaler-Fußes beziehungsweise Vierzehn-Thaler-Fußes für Nord- und Mitteldeutschland, zweitens der süddeutschen Währung oder des Zweiundfünfzig und einhalb-Gulden-Fußes für das südwestliche und südliche Deutschland (Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt rc.), und endlich drittens der österreichischen Währung oder des Fünfundvierzig-Gulden-Fußes für Oesterreich und das (uns im Jahre 1866 abhanden gekommene) Fürstenthum Liechtenstein-Vaduz. Man sieht also, wie sehr es der Vorsicht bedarf bei internationalen Verträgen, wenn sie sich auf den Geldumlauf beziehen, der für die wirthschaftliche Gesellschaft dieselbe Wichtigkeit hat, wie der Blutumlauf für den menschlichen Körper. Wir sind der Blutvergiftung, d. i. der Ueberschwemmung mit fremden Assignaten, nur dadurch entgangen, daß die Convention von 1859 den Anforderungen nicht entsprach, welche man vom consequenten Standpunkte der strikten internationalen Münzreform an sie stellen mußte und gestellt hat. Bezüglich der Staaten der süddeutschen Währung lag eine solche Gefahr nicht vor. Sie treiben keine europäische Politik. Sie hatten auch schon vor den Schutz- und Trutzverträgen von 1866 und den Beitrittsverträgen von 1870 gemeinschaftliche Interessen mit Preußen. Diese Gemeinschaft konnte wohl 1866 in einem Augenblicke der Verwirrung und Leidenschaft vergessen werden, allein der Zollverein, dieser treue und bescheidene Diener und Vorläufer der deutschen Einheit, sorgte dafür, daß man sich ihrer immer von Neuem erinnerte, sobald die Köpfe wieder hell, und die Herzen wieder frei wurden.

Digitized by Google

Ich bin weit entfernt, gegen Oesterreich wegen seines in Obigem erwähnten Verhaltens Vorwürfe zu erheben. Ich argumentire nur gegen die Ueberschätzung internationaler Münzconventionen. Es giebt zwar Viele, welche wünschen, daß der Staat vorzugsweise die wirthschaftlichen Interessen vertrete. Allein auch abgesehen von der zweifelhaften Berechtigung und Ausführbarkeit dieses Wunsches, steht so viel fest, daß er dermalen noch nicht realisirt ist, sondern daß der Staat überwiegend seine eigenen Interessen, die Interessen der Macht, und nicht die der Wohlfahrt, die Interessen des Staates und nicht die der wirthschaftlichen Gesellschaft vertritt, und daß, wenn eine unlösbare Collision entsteht zwischen den politischen und den wirthschaftlichen Pflichten, er erfahrungsmäßig stets die letzteren über Bord wirft, um die ersteren, unter welchen bekanntlich die Pflicht der Selbsterhaltung die erste Stelle einnimmt, zu realisiren. Unter den Pflichten, die über Bord gehen, befinden sich auch die aus Münzconventionen entsprungenen. Das ist es, was ich, sine ira et studio, constatiren wollte.

Sprechen wir von Frankreich. Die Münzsysteme von Italien, Belgien und der Schweiz sind durch den Vertrag von 1865 mit dem in Frankreich herrschenden in Uebereinstimmung gebracht, unter gleichzeitiger Regelung der Ausmünzungen eines jeden dieser Länder. Zu jener Zeit, als die Wogen der Agitation für die internationale Münzeinheit, für die „Weltmünze" am höchsten gingen, und man darüber die Wichtigkeit der nächsten und nützlichsten Aufgaben, der nationalen Münzreform, zu übersehen geneigt war, — der Sturm hat sich gelegt, seitdem die Anfangs vielfach geleugnete Wahrheit, daß die Pariser Münzconferenzen von 1867 als vollständig gescheitert zu betrachten sind, nach und nach zum Durchbruch gelangt ist — zu jener Zeit also predigte man auch in Deutschland vielfach den einfachen Anschluß an das französische oder „lateinische" Münz-

Digitized by Google

system. Die Anhänger der Doppelwährung empfahlen daneben einen Vertrag, auf längere Zeit abzuschließen zwischen Deutschland und Frankreich, und darauf gerichtet, daß neben der Gold- auch die Silberwährung beibehalten werde. Die Empfehlung des Fünfundzwanzig-Francs-Stückes war in der That ja doch nur eine Verschleierung des französischen Vorschlags und wurde als solche erkannt. Sowohl England als Amerika haben sich, trotz der anscheinenden Bereitwilligkeit ihrer Pariser Commissarien, definitiv geweigert, den amerikanischen „Half eagle" und den britischen „Sovereign" in Gestalt, Größe, Gewicht und Feingehalt dem französischen Fünfundzwanzig-Francs-Stück vollkommen gleichzustellen und demgemäß die übrigen Landesmünzen zu reduziren. Von England steht es außerdem fest, daß es sich mit Frankreich in ein internationales Vertrags-Verhältniß in Betreff des Münzwesens überhaupt nicht begeben wird, so lange letzteres die Doppelwährung festhält. Oesterreich allerdings hat sich zur Annahme des von Frankreich empfohlenen Systems bereit erklärt. Allein, da Oesterreich nur Papier-, und keine Metall-Circulation hat, so ist eine solche, in der That etwas platonische Liebes-Erklärung zur Zeit völlig unerheblich.

Ist es nun ein Unglück, daß wir seit 1867 dem guten Rathe, mit Frankreich und den andern „Lateinern" internationale Münzverträge zu schließen, nicht gefolgt sind? Ich denke, nein. Hätten wir es gethan, so würden wir im Augenblicke nicht wissen, gelten diese Verträge noch, oder gelten sie nicht? Hat sie der Krieg definitiv gelöst, oder sollen sie nach demselben wieder aufgenommen werden? Das aber sind Fragen, die, namentlich was die Silber-Währung und deren Beibehaltung neben der Goldwährung anlangt, die höchste volkswirthschaftliche und finanzielle Bedeutung für uns haben. Gesetzt aber auch, es läge der Wille vor, die Verträge zu halten, wie steht es mit der Fähigkeit? Unter der Leitung verblendeter Schutzzöllner, welche glau-

Digitized by Google

ben, man könne lediglich durch die Gesetzgebung und ohne alle natürlichen Voraussetzungen nicht nur Waaren produziren, sondern auch Geld, welche vergessen haben, daß das Metall-Geld nichts ist, als ein durch den Staat mittelst des Münzstempels beglaubigter Barren, welche in Folge dessen nur noch an den Stempel glauben, aber nicht mehr an den Barren, hat Frankreich den Krieg damit begonnen, womit er sonst im schlimmsten Falle zu enden pflegt, nämlich mit einer ganz plan- und grenzenlosen Emanirung von uneinlösbarem Papiergeld mit Zwangscours. Was ist die Folge? In dem Theile Frankreichs, welchen die deutschen Truppen besetzt halten, zirkulirt vorzugsweise deutsches Silber. Das in Form französischer Münzen ausgeprägte Silber und Gold hat von dem Augenblicke an, wo man werthlosem Papier den Zwangscours verlieh, aufgehört, Münze zu sein, und es vorgezogen, Waare zu werden, um als solche im Auslande einen höheren Preis zu erzielen und nicht in Frankreich zur „Gleichheit und Brüderlichkeit" mit dem verachteten Produkte der Lumpen, welches weder Geld ist, noch auch nur ernsthaft Geld bedeutet, verurtheilt zu werden. Die goldenen Zwanzig-Francs-Stücke und die silbernen Fünf-Francs-Stücke haben nur die Wahl, entweder in das Ausland zu wandern — und in Westdeutschland zirkuliren sie jetzt schon in Menge — oder, wenn sie in ihrem Vaterlande verbleiben wollen, dem Schicksal des „Thesaurirens" zu verfallen, welchem bisher nur das Silber bei den minder cultivirten Völkern des Ostens unterlag. Der Großhandel, welcher mit dem Auslande verkehrt, und diejenigen Banken und Banker, welche mit ihm arbeiten, erhalten sich in dem nicht occupirten Frankreich noch mit Mühe denjenigen Vorrath von Goldmünzen, welchen man nicht entbehren kann. Im Uebrigen herrscht die Assignaten-Wirthschaft. Ein eigentliches Gold- und Silber-Agio gegenüber dem Zwangscourspapiere hat sich zwar formell noch nicht ge-

bildet. Das braucht Zeit, wie man z. B. in Amerika und Oesterreich gesehen hat. Allein, es wirft schon seinen Schatten vor sich her. Das Auswandern und Verkriechen der Münzen aus Edelmetall und die Verschiedenheit der Preisforderung, je nachdem Zahlung in Metall oder in Papier stillschweigend vorausgesetzt wird, sind seine Vorboten. Diese Valutastörung, welche im Augenblicke noch latent auftritt, wird von den Börsen- und Finanzleuten schon jetzt auf Kosten der Masse kräftigst ausgebeutet; und wenn man in Paris jetzt noch so furchtbar gegen die Deutschen wüthet, so hat dies, wenigstens in den Börsenkreisen, vielfach darin seinen Grund, daß man ihnen nicht gönnen will, mittelst der Valuta ebenfalls die französischen Schafe zu scheren, sondern dieses edle Handwerk in den Händen der Eingebornen zu monopolisiren sucht. Das kleidet sich in die hausbackigsten patriotischen Redensarten, ist aber nichts, als der gemeine Brotneid. Doch genug davon. Ueberlassen wir das der wirthschaftlichen Pathologie. Beschränken wir uns auf unsern Gegenstand und fragen wir:

Was ist denn nun übrig geblieben von dem stolzen „Münzbunde der lateinischen Rasse“, welchem wir uns anschließen sollten, weil er von der Vorsehung bestimmt sei, den „Kristallisationskern der internationalen Münzeinheit“ zu bilden? Nichts als zwei größere Länder, welche von der Papierpest ergriffen sind, — Frankreich und Italien, — und zwei kleinere, Schweiz und Belgien, welche ihre Mühe haben werden, sich der Ansteckung zu erwehren. Und wir, wenn wir uns angeschlossen hätten an diesen Münzbund, als an den Embryo der „Weltmünze“, würden wir nicht der Gefahr ausgesetzt sein, daß nicht, wie jetzt, das französische Gold als Waare, sondern daß die französische Banknote, als chimärisches Geld, unsern Markt überschwemmte, vorausgesetzt, daß Münzeinheit zwischen uns und Frankreich bestände?

Man würde mich sehr mißverstehen, wenn man glaubte,

Digitized by Google

ich sei ein Feind jenes Dranges nach internationalen Institutionen und Rechtsbildnngen, der sich an allen Verkehrsmitteln, und also ganz natürlich am stärksten an dem wichtigsten aller Verkehrsmittel, dem Geld, offenbart. Ich glaube vielmehr, daß dieser Drang unwiderstehlich ist, d. h. auf die Dauer. Wann aber der Moment kommen wird, wo die Kulturentwickelung und das Völkerrecht weit genug vorgeschritten sind, um internationale Institutionen in Betreff einer „Weltmünze" möglich zu machen, ich meine nämlich Verträge, welche nicht nur abgeschlossen, sondern auch gehalten werden, — das wissen wir nicht.

Sollen wir nun mit unserer deutschen Münz-Reform, deren Nothwendigkeit und Dringlichkeit von allen Seiten anerkannt ist, warten, bis wir jene „Calendas Graecas" erleben? Warten in einer Zeit, wo die Aussicht auf eine internationale Verständigung von Allerwelt über eine „Allerweltsmünze" in nebelgraue Ferne gerückt ist; wo aber der Uebergang zur Goldwährung für Deutschland unvermeidlich geworden und ohne die Gefahr großen Schadens für die wirthschaftliche Gesellschaft und unberechenbarer Opfer für den Staat, oder richtiger ausgedrückt, für die Steuerzahler, nicht wohl länger verschoben werden kann; wo wir von Frankreich die großentheils in Gold zu effectuirende Zahlung einer großen Kriegsentschädigung zu erwarten haben, welches Gold wir aus einer französischen in eine deutsche Münze ohne allen Verzug umzuformen haben werden, wenn es nicht sofort wieder abfließen soll; und endlich, wo alle bisherigen deutschen Münzconventions-Staaten — Oesterreich ausgenommen, welches schon früher durch Kündigung ausgeschieden und wegen seiner Zwangs-Papierzirkulation zu einer wahren „Fraternitas societatis" nicht geeignet ist — nicht mehr durch das lockere Band völkerrechtlicher Verträge, sondern durch eine gemeinsame Verfassung, Verwaltung und Gesetzgebung, durch Kaiser und Reich zusammengehalten werden?

Digitized by Google

Nein, wir wollen vorgehen, und zwar mit dem Uebergang zur Gold-Währung, indem wir eine Münzeinheit wählen, welche die verschiedenen Münz-Systeme, anstatt sie, was im Augenblicke unmöglich ist, völlig gleich zu machen, mit einander in Einklang bringt, ohne das Münzsystem im Innern ernsthaften Störungen auszusetzen und ohne die Benennung und Werthe der einheimischen Münzen allzusehr zu verändern. Wir helfen dadurch den in Deutschland vorhandenen Mißständen ab, ohne der internationalen Verständigung zu präjudiziren. Kurz vor Ausbruch des Krieges hat die amerikanische Regierung ein Circular in der Münzfrage erlassen, worin sie, nachdem sie die Erfolglosigkeit der auf die „Weltmünze" gerichteten Bestrebungen constatirt hat, vorschlägt, sich eine leichter erreichbare Aufgabe zu setzen, nämlich die, nur ein gemeinschaftliches, internationales Werthmaß festzustellen, welches in den vorhandenen Münzsystemen seinen Ausdruck finden könne, ohne den bisherigen Werth der verschiedenen nationalen Münzstücke in erheblicher Weise zu verändern.

„Wir werfen die Frage auf," sagt die amerikanische Regierung, „ob nicht von dem, was bei den bisherigen Verhandlungen, welche erfolglos geblieben, weil sie sich ein zu ideales, ein zu fernes Ziel setzen, erstrebt wird, das Wesentlichste auch ohne ein völliges Aufgeben der verschiedenen nationalen Münz-Systeme zu erreichen sein wird?" „Die amerikanische Regierung", heißt es weiter in dem Circular, „macht den Vorschlag (zur praktischen Inbetrachtnahme nur, nicht als die theoretisch richtigste Lösung der Frage), daß der internationale Tauschwerth der Münzen derjenigen Völker, welche an einem gegebenen Münzvertrage theilnehmen, oder welche die Frage in irgendwelcher anderen Weise unter sich zum Austrage bringen, durch die Quantität des darin enthaltenen feinen Goldes bestimmt, und daß diese Quantität auf der Außenseite nach einem gemeinsamen Normalgewichte

Digitized by Google

ausgedrückt werden solle; endlich daß, so lange keine unbeschränkte Gemeinsamkeit zu erlangen sei, alle übrigen Fragen des Münzwesens den besonderen Landesgesetzen und der Erfahrung überlassen bleiben sollen. Wir schlagen ferner das französische Decigramm vor, als das paßlichste gemeinsame Gewichtsmaß, wonach dieser Goldgehalt zu bestimmen wäre, und bezeichnen es als wünschenswerth, daß womöglich vermieden werden sollte, diesen Gewichtsausdruck auch noch in Brüche zu theilen."

„Die Regierung der vereinigten Staaten schlägt ferner (ebenfalls zur Inbetrachtnahme) die folgende Scala zur Benutzung vor":

Länder.	Benennungen der Münzen.	Gegenwärtiges Gewicht des in den Münzen enthaltenen feinen Goldes nach Decigrammen und deren Decimalen.	Vorgeschlagenes Gewicht derselben.	Procentsatz der Veränderung.
Verein. Staaten	Half eagle . . .	75,232	75	—³/₁₀
Großbritannien.	Sovereign. . . .	73,224	73	—¹/₃
Frankreich . . .	Napoleon	58,065	58	—¹/₁₂
Preußen.	Friedrichsd'or vor 1858	60,302	60	—¹/₂
Oesterreich	Doppelducaten .	68,838	69	+¹/₄
Deutscher Münzverein	Goldkrone. . . .	100,000	100	. . . .
Rußland	Halb-Imperial .	59,987	60	+¹/₃₀
Spanien	Doblon n. 10 Escudos seit 1864	75,483	75	—²/₃

„Diese in Vorschlag gebrachten Veränderungen sind geringfügig und bedürfen kaum einer Umrechnung. Finden sie Annahme, so gewähren sie im Decigramme eine internationale Rechnungs-Einheit, welche mit Leichtigkeit von einem Ausdrucke in den andern übertragen werden kann und das feine Gold er-

scheint als Währungsmetall ohne Bezug zu nehmen auf die Menge des Zusatzes."

Dieser Vorschlag der amerikanischen Regierung, auf welchen man nach dem Kriege vielleicht wieder zurückkommen wird, scheint mir einen praktisch richtigen Weg anzudeuten. Jedenfalls hindert uns dieser Plan einer internationalen Verständigung nicht, mit der deutschen Münzreform sofort vorzugehn und namentlich jetzt, wo Gold zu- und Silber abfließt, mit Prägung der Goldkronen energisch vorzuschreiten und denselben einen Cassencours in ganz Deutschland zu geben, welcher ihnen eine kleine Prämie über das Silber gewährt und dadurch ebenfalls wesentlich beiträgt, den erforderlichen Umtausch der beiden Edelmetalle zu fördern. Hier beschränke ich mich darauf, Bezug zu nehmen auf die Vorschläge, welche Herr G. D. Augspurg, Mitglied des Reichstags, in seiner im November 1870 erschienenen Schrift: „Die Fragen der Münzuntersuchung und deren Beantwortung vor dem Kriege und während des Kriegs" (Hamburg, 1870), gemacht hat.

Ich sage einfach: Wir müssen zur Goldwährung übergehn, und können diese Maßregel nicht aufschieben, bis die „Weltmünze" entdeckt ist. Unsere nationale Goldmünze ist die Goldkrone, gleich hundert Decigramm Feingehalt. Sie ist aber zugleich auch die internationale, weil sich die Goldmünzen aller übrigen Nationen ebenfalls mit Leichtigkeit auf Decigramme reduziren lassen. Der Welthandel wird dann nicht mehr mit Goldkronen, sondern mit 100 Decigramm, nicht mit Half-Eagles, sondern mit 75 Decigramm, nicht mit Sovereigns, sondern mit 73 Decigramm, nicht mit Imperials, sondern mit 120 Decigramm, nicht mit Napoleons, sondern mit 58 Decigramm, nicht mit Friedrichsd'ors, sondern mit 60 Decigramm; kurz nicht mit Münzen, sondern mit der metrischen Einheit des Decigramm Feingehalt rechnen. Die Münzen aber werden der Rechnungs-

einheit entsprechen, weil auf jeder der Feingehalt in Decigrammen ausgeprägt ist.

Den internationalen Zwecken ist also damit entsprochen. Wir werden danach in Zukunft nicht mehr England in Betreff des Wechselcourses tributpflichtig sein.

Dabei können wir aber unser nationales Münzsystem, welches, wie Herr Augspurg nachgewiesen, auf den Goldgulden (= 10 Decigramm) sehr wohl reduzirbar ist, erhalten, und das Silber, soweit es nicht seinen Abfluß findet, als Scheidemünze im Innern beibehalten. So finden wir den Uebergang, ohne uns allzugroße Opfer aufzuerlegen. Wir reihen uns dem Weltverkehr ein und schließen uns gleichzeitig doch ab gegen die monetäre Rinderpest, d. i. gegen die Assignaten-Wirthschaft.

Vielleicht sieht man diesen Gedanken über die Münzreform ein wenig an, daß sie im Felde gereift sind. Allein die Zeiten des ewigen Friedens sind noch nicht gekommen; deßhalb muß man auch heute noch die Dinge von beiden Seiten betrachten.

VI.

Naturalrequisition und Geldcontribution.

Den Gegensatz zum Bezahlen bildet im Kriege das Nichtbezahlen, welches man mit dem technischen Ausdrucke „das Requiriren“ nennt.

Ich habe im vorigen Kapitel nachzuweisen versucht, daß das Bezahlen nicht so schlimm ist, wie man glaubt, daß es sich eigentlich auf einen Austausch von Silber gegen Gold reduzirt, und daß dieser Tausch uns nützlich ist, weil er den Uebergang zur Goldwährung erleichtert.

Sprechen wir nun vom Requiriren.

Digitized by Google

Was heißt Requiriren? Einfach, der bürgerlichen, nicht militärischen Bevölkerung in Feindes-Land ihre fahrende Habe, namentlich Vieh und Futter, Getreide und Nahrungsmittel, ohne Bezahlung wegnehmen. „Aber sie erhalten ja Bons dafür", wird man mir einwenden. Gewiß, aber was sind diese Bons? Bescheinigungen des Empfangs. Daß wir sie nicht einlösen, steht ganz außer Zweifel. Diese Bons sind daher eigentlich nichts, als kleine Kellerwechsel, welche wir auf den Feind ziehen. Ob der Feind sie honorirt? Hören wir die Meinung des Völkerrechts. Bluntschli sagt etwa so: „Der Staat, welcher in Feindes Land einen siegreichen Krieg führt und dabei Fleisch, Brot, Hafer, Heu, Kleidungsstücke, Schuhe, Wagen und Pferde requirirt und deren Empfang bescheinigt, wird seine Zahlungspflicht überhaupt bestreiten und die Gläubiger an den gegnerischen Staat verweisen, an das Land, welchem sie angehören. Dieser Staat erkennt aber gewöhnlich seinerseits diese Entschädigungspflicht auch nicht an, weil er ja die Lieferungen weder begehrt noch empfangen hat, und weil er seinerseits die Meinung vertritt, daß der Krieg gegen ihn entweder mit Unrecht begonnen sei, oder wenigstens fortgesetzt werde. Er betrachtet daher diese Belastung seiner eigenen Unterthanen als eine höhere Gewalt, als ein Unglück, welches mit den Kriegen untrennbar verbunden und daher, ohne Ersatzleistung, von dem zu tragen sei, den es nun einmal betroffen hat. Nur in seltenen Fällen, namentlich wenn seine Finanzen besonders günstig beschaffen sind, läßt er sich zu einer Entschädigung, je nach seinem Ermessen, herbei. Der Friedensschluß ordnet das selten näher und wenn er darüber schweigt, so werden damit alle Anforderungen der Gemeinden und Privaten an den fremden (feindlichen) Staat, welcher requirirt hat, höchst unsicher und ihre Befriedigung sehr unwahrscheinlich. Es bleibt den Requirirten kaum ein anderer Weg offen, als der, die billige Berücksichtigung ihres eigenen Landes anzurufen."

Digitized by Google

So lautet das Gutachten eines Völkerrechts-Lehrers, von dem man wohl sagen kann, daß er in humaner Tendenz möglichst weit geht, — so weit, daß er zuweilen seine Herzenswünsche für bestehendes Recht hält. Es klingt etwas trostlos für die Requirirten; sie werden zwischen dem eigenen und dem feindlichen Staate hin und her geschickt, mit der Gewißheit, von Keinem etwas zu erhalten. Die Sachlage erinnert beinahe an Heinrich Heine's schönen Sang von „Crapülinski und Waschlapski", welche

> „Speisten in derselben Kneipe;
> Und da Keiner wollte leiden,
> Daß der Andre für ihn zahle,
> Zahlte Keiner von den Beiden."

Für den von der Requisition Betroffenen hat jedoch die Sache durchaus keinen heitern Charakter. Im vorliegenden Falle muß man daneben noch die Eigenthümlichkeiten des französischen Bauern im Auge haben. Einen Ersatz von der Regierung seines eigenen Landes erwartet er unter keinerlei Umständen. Er ist ohnehin nichts Gutes von ihr gewöhnt und mehr, als alle anderen Stände, das Lastthier des Staates. Die Grundsteuer ist dort fast doppelt so hoch wie bei uns. Die Ueberbürdung, unter welcher er unzweifelhaft leidet, bewirkt, daß der Bauer in dem Staat ein Geschöpf erblickt, das nur nimmt, aber niemals giebt oder zurückerstattet. Zudem weiß er, daß das Land gegenwärtig eigentlich gar keine Regierung hat. Denn die Herren Gambetta und Konsorten haben sich aus eigener Machtvollkommenheit ihm aufoctroyirt. Sie wollen auch gar nicht „regieren", sondern nur „vertheidigen", (dies ist wohl auch der Grund warum die Regierung zumeist aus Advocaten besteht, welche gewohnt sind, „Vertheidigungen" vor Gericht zu führen). Diese Herren Defensoren haben vielleicht das Votum von Paris, aber nicht das des Landes für sich. Im Gegentheil, sie sind nach Kräften bemüht, das Land mundtodt zu machen. Auch der Name „Re-

Digitized by Google

publik" erweckt in dem Herzen des Bauern durchaus kein Vertrauen. Im Gegentheil, er haßt ihn, weil die provisorische Regierung von 1848 ihre Wirksamkeit mit einem Zuschlag zur bäuerlichen Grundsteuer begann. Mit einem Wort, der französische Bauer ist — einerlei, ob mit oder ohne Grund — der festen Ueberzeugung, daß er für die Requisitions-Bons niemals einen Centime erhält. Für den Staat, der ihn so hart hält, Opfer zu bringen, ist auch nicht seine Liebhaberei. Er fühlt nur als Privatmann; und da er ein eben so reiches Maß von Leidenschaft, wie ein geringes an Einsicht hat, so wirft er seinen Haß auf den, der ihm seine Sachen ohne Bezahlung wegnimmt, ohne zu berücksichtigen, daß die Nothwendigkeit zu solchen Maßregeln zwingt.

Das ist die Lage der Sache; und ihre Wirkungen sind folgende: Zunächst sucht man seine Habe den Wirkungen der Requisitionen zu entziehen. Soweit es irgend möglich ist, wird Alles, was die Armee möglicher Weise gebrauchen kann, verleugnet und verheimlicht, geflüchtet, versteckt und bei Seite geschafft. Letzteres können wir nicht hindern, wenigstens nicht anders, als höchstens auf dem Wege der Ueberraschung; und die ist nicht immer möglich. Nach den Regeln der Volkswirthschaft, welche im Frieden gelten, wünscht sich der Konsument nichts mehr als ein reichliches Angebot, als einen stark befahrenen Markt, welcher ihm durch Abundanz die Mittel bietet, seine Bedürfnisse sicher, schnell und billig zu befriedigen. Das System des Requirirens aber hat die entgegengesetzte Wirkung. Statt die Waaren, deren die Armee bedarf, heranzuziehen, verscheucht es dieselben. Lieber zerstört der französische Bauer seine Vorräthe, als daß er sie, ohne Aussicht, irgend welche Bezahlung dafür zu erhalten, dem Feind in die Hände fallen läßt. Das beweist die Erfahrung.

Schon der deutsche Bauer ist keineswegs jener arkadische

Digitized by Google

Schäfer oder jener gemüthlich-idyllische Jodler, als welcher er zuweilen in „Dorfgeschichten" auftritt. Noch weniger ist es der französische. Er ist hart und geldgierig. Es macht einen tiefern Eindruck auf ihn, wenn ihm eine gesunde Kuh krepirt, als wenn ihm seine kränkliche Frau stirbt. Den Gelderwerb setzt er über den Patriotismus. In Kriegszeiten, wo die Cirkulation des Geldes gehemmt und der Zufluß desselben bei ihm schwach ist, sieht er sehr auf „Baar". Ein Lieferant, welchen ich fragte, ob er seine Hämmel aus Deutschland beziehe, sagte mir: „Nein, ich kann sie bequemer und billiger in Frankreich haben; ich lasse durch die kleinen Blätter, durch die Dorfschulzen, oder wenn diese aus gouvernementalem Schrecken oder Eifer nicht wollen, durch die Pfarrer, die Schulmeister oder durch besondere Agenten, bekannt machen: dann und dann komme ich in das Landstädtchen N. N., um so und so viele Hammel zu kaufen. Ich kann ruhig hingehen, auch wenn das Nest von unsern Truppen nicht okkupirt ist. Ist es okkupirt, dann sind die Leute vorsichtig; sie kommen zwar, bringen aber ihre Hammel, die sie in den Wäldern oder sonstwo verborgen halten, nicht mit; ich kaufe sie gleichwohl von ihnen, so und so viel per Stück, und zahle ihnen zwei Drittel des Preises im Voraus; ich bestimme ihnen den Lieferungsort und Tag; sie liefern regelmäßig und erhalten dann den Rest des Kaufpreises; der Fall, daß einer mit den erhaltenen zwei Dritteln durchgeht, ist sehr selten; ich setze das nicht auf Rechnung ihrer Tugend, sondern ihres Dranges, baares Geld zu erhalten."

Man sieht also, man kann kaufen; und in der That hat die Belagerungsarmee vor Metz nur ausnahmsweise in Nothfällen requirirt; im Ganzen hat sie dem System des Kaufs und der Lieferung den Vorzug gegeben vor dem der Requisition. Ich habe in den Departements der Meurthe und der Mosel, namentlich auch in der Umgebung von Metz noch Pferde, Rind-

Digitized by Google

und Federvieh die Menge im Besitze der Bauern gesehen. Schafe und Ziegen weideten auf freiem Felde; an den Bächen tummelten sich die Enten und auf dem Anger ganze Heerden von fetten Gänsen. Man konnte Alles der Art kaufen aus dem einfachen Grunde, weil die Leute wußten, der Prinz Friedrich Karl liebt das Requiriren nicht. Eine einzige Requisition, — und Alles wäre verschwunden gewesen. Keine Requisition, — und die Sachen bleiben und fließen noch zu.

Ich fürchte, daß da, wo das Requiriren als ausschließliches oder auch nur als oberstes und vorzugsweises Beschaffungssystem gehandhabt wird, es auch mit dazu beiträgt, daß sich unter der Bevölkerung der betreffenden Gegenden Franctireurs und anderweitige Freischaaren bilden, wodurch sich zwischen Armee und Volk jene strenge Scheidelinie verwischt, welche das moderne Völkerrecht im Interesse der bürgerlichen Gesellschaft zieht und deren Evidenterhaltung für eine humane Kriegführung so wichtig ist. Es ist eine traurige Nothwendigkeit, gegen Banden sowohl, wie gegen Einzelne, welche den Krieg auf eigene Faust führen, ohne zur Armee zu gehören, auf das Unbarmherzigste einzuschreiten. Aber gewiß ist, daß solche Härten in der Regel nur noch grausamere Repressalien hervorrufen, und daß, wenn beide Theile auf eine solche Art einander wechselseitig ereifern und in die Höhe schrauben, am Ende Dinge zum Vorschein kommen können, die man im neunzehnten Jahrhundert bereits anfing, für unmöglich zu halten. Der Bauer, dem man seine fahrende Habe, sein Vieh, worauf er den höchsten Werth legt, ohne Bezahlung oder nur gegen einen Bon, auf den er nicht den geringsten Werth legt, weggenommen, desgleichen der Bauer, welcher, um einem solchen Schicksal zu entgehen, mit Hab und Gut in die Wälder geflüchtet ist, findet leicht schlechte Gesellschaft, ein Gewehr und Pulver und Blei, — und dann ist der Franctireur fertig.

Digitized by Google

Auch Frankreich sollte sich hüten, das Entstehen solcher Banden zu begünstigen. Es wird mit ihnen die Erfahrung des Zauberlehrlings machen, welcher die Geister, die er gerufen, nicht wieder los werden konnte. Diese gegen uns losgelassenen Franctireurs, werden nach dem Krieg gegen ihre eigenen Landsleute Tireurs des Francs werden, d. h. sie werden so frei sein, sich als Räuberbanden zu constituiren oder auf irgend eine andere Weise ihren Kompatrioten gegen deren Willen das Geld abzunehmen.

— Meine Untersuchung beschränkt sich auf die Frage, was in unserem eigenen Interesse für die Verpflegung der Armee im Felde zweckmäßiger sei: Kaufen oder Requiriren? Denn daß auch das letztere völkerrechtlich statthaft, und daß bei der Wahl zwischen den beiden Systemen nur die Rücksicht auf unsere eigene Armee maßgebend ist, scheint mir außer Zweifel.

Völkerrechtlich liegt nämlich die Sache so: Im Alterthum und im Mittelalter führte man, wie auch heute noch bei barbarischen Völkern, den Krieg nicht etwa blos gegen die feindliche Armee, sondern schlechtweg überhaupt gegen Land und Leute des Feindes, welche man in jeder Richtung nach Kräften zu schädigen suchte. Dieses System gilt allerdings, Dank dem verblendeten Egoismus Englands, noch auf der See. Auf dem Lande wird es durch das moderne Völkerrecht verdammt. Die amerikanischen Kriegsartikel von 1863 sagen: „Wenn die Männer einander im offenen Kriege mit den Waffen bekämpfen, so hören sie dadurch nicht auf, moralische Wesen zu sein, und bleiben den andern Menschen und Gott verantwortlich für ihre Thaten." Das Kriegsrecht reicht daher nur soweit, wie die Kriegsnothwendigkeit. Man schont die Privaten, aber nur soweit als die Zwecke des Krieges es gestatten. Wenn die letzteren es fordern, dann erscheint auch eine solche Handlung erlaubt, welche völkerrechtswidrig sein würde, wenn sie vorgenommen wird ohne die

Digitized by Google

zwingende Gewalt der Umstände und etwa blos in der Absicht, Person und Eigenthum in des Feindes Land zu verletzen.

Auch das moderne Völkerrecht erkennt der kriegführenden Macht die Befugniß zu, in dem feindlichen Lande von Gemeinden und Privaten diejenigen Lieferungen, Leistungen, Zahlungen und Dienste zu verlangen, welche für die Existenz der Armee und die Zwecke der Kriegführung nothwendig sind. Bluntschli will zwar behaupten, Kriegskontributionen seien unstatthaft. Allein das ist doch nur ein frommer Wunsch für eine zukünftige Gestaltung des Völkerrechts. Gegenwärtig sind wir noch nicht so weit. Dies lehrt die Erfahrung auch während der letzten fünfzig Jahre. Allerdings hat sich das völkerrechtliche Gebiet der Kontributionen, im Verhältniß zu früher, außerordentlich verengt und beschränkt. Kontributionen, welche keinen andern Zweck haben, als die betreffende Stadt loszukaufen von Plünderung und Zerstörung, welche gefordert werden, um die Privatkasse von einzelnen Feldherren und Civilkommissären zu füllen, sind allerdings sowohl im letzten Jahrzehnt des vorigen, als auch im ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts von den Franzosen auf deutschem Gebiete vielfach vorgenommen worden. Wir Deutsche haben uns Etwas der Art nie erlaubt: und die öffentliche Meinung der civilisirten Nationen würde heut zu Tage wohl den Stab darüber brechen. Von jenen Kontributionen sehr verschieden sind aber diejenigen, welche als Strafen für Vergehungen der Eingeborenen wider die fremde Armee auferlegt, oder welche gefordert werden, um, in Ermangelung landerweitiger Hülfsquellen, die Existenz der Armee für den Augenblick zu sichern. Diese Art von Geldkontributionen in Feindes Land gestattet auch heute noch das Völkerrecht.

Bluntschli zieht einen scharfen Unterschied zwischen Geldkontributionen und Naturalrequisitionen; er scheint geneigt, die letzteren für ausschließlich statthaft, die ersteren für unstatthaft zu

Digitized by Google

erklären. Ich halte das für einen Irrthum, welcher seine Entstehung einer Reminiscenz an jenes Stadium unserer wirthschaftlichen Kulturentwickelung verdankt, in welchem die Naturalwirthschaft dominirte, während jetzt die Geld- und Kreditwirthschaft obenauf ist.

Heut zu Tage empfiehlt sich, soweit überhaupt ein gewaltsamer Eingriff in das Vermögen von Gemeinden und Privaten gerechtfertigt erscheint, weit eher das System der Geldkontributionen, als das der Naturalrequisitionen, während man prinzipiell, soweit es sich nicht um Strafen handelt, oder die Noth dazu zwingt — Beides unterlassen sollte. Die Mißstände des Requirirens habe ich zum Theil bereits erörtert. Es ist sehr häufig nicht gegen die Gemeinde, sondern direkt wider den Einzelnen gerichtet. Der Privatmann wird sehr hart und sehr ungleich getroffen und oft vollständig ruinirt. Dieser Ruin fördert die Entstehung und Verbreitung der Freischaaren und Räuberbanden. Die Geldkontribution dagegen wird der Gemeinde als solcher auferlegt und berührt vorerst den Einzelnen gar nicht. Die Schulden, welche in Folge dessen die Gemeinden kontrahiren, werden nicht sofort auf den Bürger abgewälzt, sondern in der Regel erst, nachdem der Krieg vorbei ist, in längeren Zeiträumen verzinst und getilgt. Die Mittel dazu werden dem Vermögen der Gemeinden entnommen, oder durch Steuern aufgebracht, welche sich auf alle Einzelnen gerecht und gleichmäßig repartiren. Die erst in der Zukunft fühlbar werdende Last erzeugt während des Kriegs keine Franctireurs, Räuber und Mörder; und da sie sich auf viele Leute und auf eine lange Periode vertheilt, so wird sie leichter getragen. Diese Art der Aufbringung der Kriegsmittel empfiehlt sich daher, wenn denn doch einmal etwas der Art sein muß, im Interesse beider Theile und in dem einer möglichst humanen Kriegführung, vor der Naturalreauisition.

Zweitens bildet der vorhandene Baarvorrath doch immer nur einen verhältnißmäßig kleineren Bruchtheil des Kapitals

Digitized by Google

und ist leichter und mit geringeren Verlusten disponibel zu stellen, als die Gegenstände der Requisitionen. Auch hat die Geldkontribution ihre natürlichen Grenzen in dem Maße des Vorhandenen, in den Kräften der Betroffenen, während die Naturalrequisition sich nur nach dem Bedürfnisse des Requirirenden richtet und da, wo sie gerade hintrifft, Alles nimmt, was vorhanden. Drittens erfordert die Geldkontribution einen geringeren Kraft- und Transport-Aufwand und endlich viertens und letztens verscheucht sie nicht die zum Bedarf der Armee erforder ichen Nahrungsmittel und sonstigen Naturalien; im Gegentheil, das Geld, dessen Kaufkraft im Kriege zu wachsen pflegt, übt eine große Anziehungskraft auf dieselben; und die Neigung, den Markt zu befahren, hält ab von Zerstörung der Kommunicationsmittel.

Es dürfte sich daher wohl folgendes kombinirtes Verfahren empfehlen: Regel: Kaufen und zwar mit eigenem Geld (das der Feind schließlich, nach Maßgabe des Friedens, welchen wir ihm diktiren werden, mit Wucherzinsen zurückzahlen muß). Erste Ausnahme: Kaufen mit dem durch Kontributionen aufzubringenden Gelde. Zweite, eventuelle Ausnahme: Naturalrequisition. Daneben unter allen Umständen Nachfuhr aus dem Heimathlande.

Das Verfahren würde etwa folgendes sein: Das Kommando erläßt eine Bekanntmachung: „Dann und dann beabsichtige ich da und da so und soviel Fleisch, Brod, Hafer, Heu, Spirituosen zu kaufen; ich werde die in dem anliegenden Tarife bezeichneten, ziemlich hoch gegriffenen Preise zahlen, und zwar baar; ich erwarte, daß freiwillige Zufuhr in ausreichendem Maße erfolge. Was mich anlangt, so bin ich entschlossen, die Leiden des Krieges auf dasjenige Maß zu reduziren, welches absolut unvermeidlich ist. Aber dazu gehört Eure Mitwirkung, durch welche mir ermöglicht werden muß, diese Waaren zu den markt-

Digitized by Google

gängigen Preisen zu kaufen. Tritt dieselbe ein, so werdet Ihr von allen Belästigungen befreit bleiben. Tritt sie nicht ein, so zwingt die Nothwendigkeit zu anderweitigen Maßregeln."

Eine solche Bekanntmachung, in der zweckmäßigsten Weise publizirt, würde ohne Zweifel den gewünschten Erfolg haben; sie würde die Waaren aus ihren Verstecken hervorlocken und einen abundanten Markt herstellen. Wenn nicht, so bleiben die Ausnahmemaßregeln noch offen. Werden zu hohe Preise verlangt, so kann man den Betrag, welcher die Marktpreise übersteigt, durch Geldkontribution von den Gemeinden einziehen. Erfolgt keine Zufuhr, so beruht dies entweder auf bösem Willen, dann tritt die Naturalrequisition ein; oder es beruht auf Mangel an der begehrten Waare, dann tritt die alte Rechtsregel in Anwendung: Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren; dann muß die Zufuhr aus andern Provinzen oder aus der Heimath beschafft werden.

Ein solches System ist vielleicht nicht immer und überall anwendbar; allein das schließt nicht aus, daß man es anwendet, wo dies möglich ist. Denn es vermeidet die mit dem Requiriren verbundenen Mißstände und hält sich mit der gewissenhaftesten Sorgfalt an den bereits zitirten völkerrechtlichen Satz: „Gegenüber der friedlichen Bevölkerung reicht die Kriegsgewalt und das Kriegsrecht nur soweit wie die Kriegsnothwendigkeit." Jeder weitere Schritt wird seine Rechtfertigung einzig und allein in der Erfolglosigkeit des vorhergehenden zu finden vermögen. Es ist aber zu hoffen, daß schon der erste Schritt — das Ausschreiben des Marktes — Erfolg haben und alle weiteren Conflikte beseitigen wird.

Ich beschränke mich auf diese Deduktionen. Ich könnte meine Beweisführung mit zahlreichen Beispielen unterstützen. Allein zur Veröffentlichung solcher Hergänge halte ich mich nicht für berechtigt, so lange der Krieg noch schwebt; später kann man

Digitized by Google

wohl einmal darauf zurückkommen. Ich will hier nur die eine Thatsache anführen: Sobald Metz kapitulirt hatte, setzte sofort die Privatspekulation von allen Seiten her große Massen von Lebensmitteln in Bewegung, welche sich nach der schleunigst bewerkstelligten Wiederherstellung der Eisenbahnverbindungen mit der Stadt, in letzterer konzentrirten und eine wesentliche Erleichterung für Sieger und Besiegte, für Gesunde und Kranke, gewährten. Wäre diese schleunige Hülfe, diese sofortige Abundanz des Marktes, auch dann eingetreten, wenn die Belagerungsarmee lediglich auf das Requiriren angewiesen gewesen wäre? Ich glaube es nicht. Man wußte: der Prinz Friedrich Karl requirirt nicht; und nur deshalb strömten von allen Seiten die Vorräthe zu, und die Kommunikationsmittel wurden rasch und bereitwillig wieder hergestellt.

Von sehr zweifelhaftem Werthe scheint mir auch das Mitschleppen und Requiriren von Schlachtvieh, namentlich von Rindvieh. Man weiß, wie schrecklich die Rinderpest auf den von uns okkuppirten Gebieten wüthet. Sie zerstört täglich eine Menge von Werthen und stürzt alle Berechnungen über den Haufen, welche auf das Vorhandensein dieser Fleischvorräthe basirt waren. Ich suchte mich auf meinen Fahrten nach Möglichkeit über diesen Gegenstand zu unterrichten, wozu mir das zufällige Zusammentreffen mit mehreren Viehhändlern Gelegenheit bot. Als ich einen derselben fragte, ob die Rinderpest wirklich aus den Steppen des Ostens komme, verneinte er dies auf das Allerentschiedenste, bemerkte jedoch, er handle selbst mit podolischem Vieh.

— „Allerdings,“ sagte er, „wird das Vieh auch zuweilen in den Steppen krank. Aber die Krankheit wird, so lange es dort bleibt, nie bösartig. In der freien Luft und bei der natürlichen Lebensweise wird es bald wieder gesund, und eine Seuche kann nicht zur Entwickelung kommen. Aber wenn es

Digitized by Google

eingefangen wird und in Stallfütterung kommt, dann verliert es seine natürliche Spannkraft und Widerstandsfähigkeit; und es ist möglich, daß sich dann die Rinderpest einstellt. Allein das Vieh hat sie nicht mit aus der Steppe gebracht, sondern sie erst hier zu Lande bekommen. Warum schleppt man auch das Vieh so lange mit herum, statt es schnell zu verzehren?"

Ein Anderer, der mit deutschem Vieh handelte, versicherte: „Das Vieh aus Deutschland, womit wir handeln, ist stets frisch und gesund in dem Augenblicke wo wir es liefern, aber dann wird es angesteckt von dem Steppenvieh, das die Rinderpest mitbringt. Und ferner ist unser Stallvieh auch die schlechte Behandlung nicht gewöhnt, die ihm hier zu Theil wird. Die endlosen Eisenbahntransporte unter den ungünstigsten Verhältnissen, der Aufenthalt unter freiem Himmel, bei Tag und bei Nacht, bei Nässe und Kälte, der Mangel an Wartung und Pflege und an Nahrung, wenigstens an gesunder und gewohnter Nahrung, Alles das macht selbst das gesundeste Vieh krank. Dazu können wir nichts, wir Viehändler."

Mag die Richtigkeit der Angaben dieser beiden Geschäftsleute dahin gestellt bleiben, so viel scheint mir sicher: Das Rindvieh, das Steppen- wie das Stallvieh, verträgt nicht die kriegsmäßige Behandlung. Es verliert mit jedem Tage in rasch steigendem Maße an Nahrungskraft und an sonstigem Werth; ich glaube, man könnte die steigende Abminderung in die Form einer statistischen Tabelle bringen, mit von Tag zu Tag in arithmetischer Progression steigenden Entwerthungs-Prozentsätzen, bis in der letzten Columne nichts mehr bliebe, als Haut und Knochen. Dabei sind solche Vieh-Heerden unterwegs dem Heer sehr unbequem. Sie nehmen viel menschliche Kräfte in Anspruch; und es ist zuweilen sehr schwierig, das nöthige Futter für sie zu beschaffen. Gelingt letzteres nicht, so steigt die Zahl der Erkrankungen und die Werthabminderung der Gesundgebliebenen

Digitized by Google

noch mehr. Von einer wirthschaftlich erschöpfenden Vernutzung des im Felde geschlachteten Viehes kann auch keine Rede sein. Es fehlt an Zeit und Gelegenheit, jeden einzelnen Bestandtheil, der zu irgend Etwas verwendbar ist, auszunutzen. Man schneidet das Beste heraus und Alles übrige wird weggeworfen, um jenen fleißigen Sammlern, welche Geiern, Krähen und Raben gleich, jeder Armee nachziehen, zur Beute zu werden. Endlich ist es schwer, sofort richtige und gleichheitliche Portionen zu machen aus dem Fleische des soeben in Eile geschlachteten Thieres.

Nun ist es bekannt, daß sich in neuerer Zeit die Industrie mit Eifer und Erfolg darauf geworfen hat, Fleisch-Conserven zu präpariren. Ich habe deren im Felde gegessen, die wirklich ganz vortrefflich waren, namentlich Guliasch, sowie komprimirte Bouillon mit Rindfleisch, beides in Blechbüchsen; nicht zu vergessen die berühmte „Erbswurst", welche aus vegetabilischen und animalischen Substanzen zusammengesetzt ist. Daneben wäre wohl auch noch der Liebig'sche Fleischextract zu erwähnen, über dessen Brauchbarkeit für die Armee die Meinungen jedoch sehr getheilt sind. Jedenfalls hat diese Fabrikation, auch abgesehen vom Kriege, ihre Bedeutung; ihre Produkte werden überhaupt in Zukunft eine Rolle spielen, auch in den Haushaltungen, wenigstens in denjenigen der Junggesellen.

Für den Krieg aber wird man sich die Frage vorlegen: Soll man fortfahren, das lebendige Rohmaterial im Felde mit herumzuschleppen, obgleich seine Beschaffung, seine Erhaltung und sein Verbrauch die größte Schwierigkeit bietet, oder soll man das Fabrikat vorziehen? Für letzteres spricht, daß bei der Fabrikation auch die nichteßbaren Bestandtheile zu Nebenprodukten ausgenutzt werden, wodurch das Hauptprodukt besser und billiger wird, daß die Fleisch-Conserven in Beschaffung, Aufbewahrung, Erhaltung, Transport und Consumtion bequem sind, daß sie keiner Wartung, Pflege nnd Nahrung bedürfen und keine Rinderpest

Digitized by Google

bekommen, und daß sie in beliebige Brüche und Quoten leicht zerlegbar, also bequem an die Mannschaft vertheilbar sind.

Als ich am 26. October von Rezonville nach Gravelotte fuhr, in strömendem Regen und in einer, nach Möglichkeit geschlossenen Kutsche, begegnete mir eine Heerde „schleppfüßiger Ochsen," getrieben von einem Soldaten, der eine Brille trug und auch sonst etwas gelehrt aussah. Um ihm meine Sympathie zu bezeugen und mich in Betreff seiner Gelehrsamkeit zu vergewissern, hob ich das Leder des Wagens und rief ihm zu:

— Saluto victorem! (Ich grüße den Sieger!)

— „Dic potius pastorem" (sag' lieber: den Hirten) erscholl mit lustigem Lachen die Antwort. So kreuzten sich unsere Wege.

Hoffentlich machen die Fleisch-Conserven dem kriegerischen Hirtendienste ein Ende.

Nachtrag.

Obige Reflexionen habe ich im November 1870 zu Papier gebracht auf Grund dessen, was ich unmittelbar vorher vor und in Metz erlebt hatte. Ich halte es für nöthig, heute, 1871, dies zu constatiren. Denn sie passen nicht mehr zum ferneren Verlaufe des Krieges. Sie setzen voraus, daß Armee gegen Armee kämpft, daß der Unterschied zwischen Soldat und Bürger vollkommen evident erhalten wird, und daß die bürgerliche Bevölkerung des Kriegsschauplatzes sich nicht nur vollständig neutral verhält, sondern auch in ihrem eigenen Interesse den Ansprüchen des Heeres auf Verpflegung, nach Kräften entgegenkommt.

Nur unter diesen Umständen ist es möglich, zwischen zwei Dingen, welche einander so wildfremd sind, wie Krieg und Humanität, eine Art von Verbindung herzustellen.

Sowohl die provisorische Regierung, als auch die Bevölkerung von Frankreich haben das nicht gewollt. Sie haben die

Digitized by Google

Grenze zwischen Soldat und Bürger bis zur Unkenntlichkeit verwischt; sie haben uns bewaffnete Schaaren gegenüber gestellt, welche von einer Armee nichts besaßen, als einige äußerliche Abzeichen, und welchen gerade das fehlte, welches vor Allem der Armee ihren wahren Charakter aufprägt, nämlich die Ordnung, der Gehorsam und die Mannszucht; die nicht-militärische Bevölkerung hat, wenigstens theilweise, unserm Heer bewaffneten Widerstand geleistet, kleinere Abtheilungen und Einzelne meuchlings überfallen, und sich geweigert, den Bedarf der Armee zu liefern, selbst wenn Bezahlung dafür geboten wurde.

Dieser Widerstand konnte nicht anders, als durch physische Gewalt und Repression überwunden werden. Er mußte überwunden werden. Denn die Pflicht der Selbsterhaltung steht in vorderster Linie. So mußten denn leider Franctireurs erschossen, und die Dörfer derselben niedergebrannt werden. An die Stelle der Kontributionen traten Requisitionen; und der Drang der Umstände machte es nicht immer möglich, letztere unter Wahrung der nöthigen Formen und auf dem exacten Dienstwege, d. h. auf Befehl des Hauptmanns, mittelst Distribution durch den Maire und Ueberwachung des letztern durch den Feldwebel rc. zu bewerkstelligen. Der Soldat, der spät, hungrig, müde und halb erfroren in's Quartier kam, und dem der Wirth Alles und Jedes weigerte, suchte und nahm sich Nahrungsmittel, wo er sie fand; und wenn er bei dieser Gelegenheit zur Strafe für das Ableugnen, vielleicht auch ein Hemd oder ein Paar Stiefel mitnahm, die sich ihm beim Suchen nach Speise und Trank darboten, und deren er augenblicklich nicht minder dringend bedürftig war, als des Brotes und Schnapses, so ist dies, wenn nicht dienstlich, denn doch jedenfalls menschlich, entschuldbar. Als das Heer rund um Paris herum Alles verlassen und zum großen Theil von den Franzosen selbst, vielleicht ohne Noth zerstört, hin und wieder sogar einzelne Dörfer und Villen von

Digitized by Google

französischen Banden bereits geplündert fand, darf man sich da wundern, wenn die Achtung vor dem Eigenthum des Feindes um einige Grad sank, da es der Eigenthümer selbst so wenig respectirte? Es galt, sich einzurichten; und da mußten denn die Dinge häufig zu Zwecken dienen, für welche sie eigentlich von Haus aus nicht produzirt waren, z. B. ein Mahagoni-Flügel zum Barricadenbau und Bücher zur Heizung. Noth kennt kein Gebot; und dazu bombardirte ja das „heilige Paris“ selbst wie toll auf alle diese Herrlichkeiten los. Sollten wir also mit diesen Pariser Dingen schonender umgehen, als die Pariser selbst? Ich weiß nicht, ob und was an dem Gerede vom Retten und Rollen ist, aber davon habe ich mich überzeugt, daß, wenn einzelne solcher Fälle — und ich bin weit entfernt deren Möglichkeit zu bestreiten, — vorgekommen sein sollten, wenn wirklich an einem Orte, wo es für verlassen, verloren, oder mit baldigem Untergange bedroht, gelten konnte, irgend ein Werthobject mitgenommen worden sein sollte von einem deutschen Soldaten, entweder um sofort von einem Aufkäufer eine kleine Summe Geldes dafür zu erlösen, oder um der Familie oder den Freunden zu Hause eine Kriegstrophäe oder ein Andenken mitzubringen, daß dies seltene Ausnahmen sind, und daß auf Einen, welcher „rettete“ oder „rollte“, Tausende kommen, welche es nicht thaten, obgleich sie jeden Tag Gelegenheit dazu hatten. Die deutsche Armee setzt sich aus allen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft zusammen; und die sittliche und geistige Tüchtigkeit hat in Folge dessen in ihr die Herrschaft. Ein Heer, in dessen Adern das edelste Blut der ganzen Nation fließt, stiehlt nicht.

Dann aber, was wollen die Kleinigkeiten, welche etwa unter den angeführten Umständen mitgenommen worden sind, sagen gegen jene colossalen Beträge, welche in der Zeit von 1792 bis 1813 die Franzosen, und zwar nicht blos die Soldaten, sondern auch die Offiziere bis zu den Höchstcommandirenden hinauf, die

Digitized by Google

Civilcommissäre, die Delegirten des Wohlfahrtsausschusses, die Generalgouverneure und sonstigen edeln „Citoyens", zu Gunsten ihrer respectiven Privatsäckel, erpreßt, geraubt und sonstwie eingesteckt haben?

So lange sich der Feldzug in den Formen des großen Krieges, Armee gegen Armee, bewegte und der sogenannte „friedliche Bürger" sich wirklich der Hostilitäten enthielt, haben wir die Pflichten der Menschlichkeit bis zu den äußersten Grenzen respectirt. Daß dieß später in dem Maße nicht mehr möglich war, daran sind die Franzosen sebst schuld, namentlich aber das Verhalten der nicht-militärischen Bevölkerung und der provisorischen Regierung. Wir konnten nicht Lämmer bleiben, wenn die Andern Tiger wurden.

Digitized by Google

Elsasser Unterhaltungen.

November und Dezember 1870.

I.
Deutsche Sprachgrenzen.

Das Elsaß ist durch und durch deutsch. Das Bischen französische Farbe, das man darüber gestrichen hat, ist so dünn aufgetragen, daß überall der deutsche Grundstoff durchschimmert. Auch sitzt dieser Anstrich so wenig fest, daß er bei einer so heftigen Erschütterung, wie die jetzige ist, wieder abfällt. In den größeren Städten hört man allerdings sehr viel Französisch; aber die Leute, die es parliren, verstehen und sprechen, wenn's sein muß, auch alle recht gut Deutsch. Ja, sie führen zuweilen sogar eine sprachliche Doppelwährung, einen deutsch-französischen Parallelismus, welcher sich recht seltsam ausnimmt. Als ich vor dem Krieg einmal in Straßburg war und eben in den Münster hineinsteuern wollte, trat mir vor dem Portal ein fliegender Büchhändler mit gedruckten Münster-Führern entgegen, die er mir mit folgenden Worten anbot: Voilà, Monsieur — schaun's lieb's Herrle — la déscription de la cathedrale — die Beschreibung vom Münschter — avec beaucoup de gravures — es sind auch vill schöne Grawürle drin." Die Bezeichnung der Kupferstiche mit dem Worte „Grawürle" — das französische

Digitized by Google

„gravure" mit dem deutschen Diminutivsuffixum „le" ist ein elsasser Originalprodukt. Die Bauern sprechen ausschließlich deutsch und nur in wenigen Strichen bedienen sie sich eines Französisch-Deutsch, welches nach ganz gleicher Methode gebaut ist, wie jener deutsch-amerikanische Jargon, welcher z. B. in Pensylvanien von den ein wenig amerikanisch angekränkelten süddeutschen Bauern gesprochen wird und auf's Vortrefflichste wiedergegeben ist in den in London erschienenen Gedichten „Breitmann's Party". Der vollständige Titel dieses höchst amusanten Werkes lautet: „Hans Breitmann's party, with other ballads by Charles G. Leland. London. Es hat schon ein Paar Dutzend Auflagen erlebt und ist ein unversiegbarer Quell der Heiterkeit. Hier eine kleine Probe aus dem Elsaß: Eine Bäuerin, welche ihrem Jungen sagen will, er soll die Hühner aus dem Garten jagen, drückt dies so aus: „Jeanche, chasse emol (einmal) die Hinkel (fränkisch-alemannischer Dialekt, = Hühner oder Hühnchen) aus'm jardin."

Im Uebrigen aber versteht der elsasser Bauer, und zwar an vielen Orten mit Inbegriff des Maire, absolut kein Französisch. Da aber letzteres für die ausschließliche Sprache der Gerichte und der sonstigen Behörden erklärt ist und dieser Sprachzwang mit der eifrigsten Konsequenz durchgeführt wird, so ist der Bauer auf diejenigen Personen angewiesen, welche Französisch und Deutsch zugleich verstehen; und das ist Monsieur le Curé, der Pfarrer oder Prediger, und Monsieur l'instituteur, der Lehrer. Erhält der Bauer den Erlaß einer Behörde, so bringt er ihn einem der genannten Herren zum Verdolmetschen, und ebenso bedient er sich ihrer Hülfe zum Anfertigen schriftlicher Eingaben. Dem mündlichen Verkehr mit den französischen Beamten sucht er nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen. Dies Verhältniß macht den Bauer von

Digitized by Google

den Geistlichen und Lehrern abhängig. In den katholischen Orten herrscht außerdem aus noch anderen Gründen der Pfarrer in hohem Grade über die Bevölkerung. Der Geistlichkeit, der evangelischen so wenig, wie der katholischen, kann man nicht nachsagen, daß sie für die französische Sprache starke Propaganda gemacht hätte. Freilich mögen sehr abweichende Motive bei dem Einen oder dem Andern obwalten. Der protestantische Lehrer im Elsaß ist durchschnittlich für Deutschland, das er als den Hort seiner Kirche betrachtet. Er ist für das Deutsch, weil es die Sprache Luthers ist. Der katholische Kurat dagegen, auch wenn er selbst eine durchaus französische Bildung und Geistesrichtung hat, liebt das Französische nur für sich, aber nicht für seine Bauern. Er sagt sich: „Die französische Literatur, namentlich die Tagesliteratur und die Zeitungen, sind antikirchlich; lernen die Bauern französisch, so werden sie sich nicht auf die in dieser Sprache erschienenen, höchst vortrefflichen homiletischen und rituellen Schriften, auf die Gebet- und Gesangbücher beschränken, sondern auch nach anderen Büchern und nach den Zeitungen greifen und daraus das Gift der Freidenkerei und der Unbotmäßigkeit einsaugen; deshalb lieber gar keinen französischen Stoff, als schlechten. Was das Deutsche anlangt, so taugt zwar diese Literatur in dieser Hinsicht auch nichts, aber ich bin sehr wohl im Stande in Gemeinschaft mit der weltlichen Obrigkeit, die mir hierin starke Hand leistet, die deutschen Bücher und Zeitungen abzuwehren.“ Dies ist, so versicherten mich Einheimische, der Grund, warum auch die katholische Geistlichkeit im Elsaß das Umsichgreifen der französischen Sprache nicht allzusehr begünstigt.

Ich bin geneigt, diese Darstellung für richtig zu halten. Denn ich habe Aehnliches vernommen an einer anderen Sprachgrenze, nämlich in dem österreichischen Herzogthum Kärnten, wo das Deutsche und das Wendische (Slavische) durcheinander

Digitized by Google

laufen. Ich habe dort zweimal die Alpen durchſtreift, und zwar in einem Zwiſchenraum von mehreren Jahren. Das letzte Mal kam ich dorthin aus Graubünden, wo ich die Wahrnehmung gemacht hatte, daß die ſogenannte „romaunſche“ Sprache, ein altes Idiom, das dem Latein näher liegt, als das heutige Italieniſch — der Tiſch z. B. heißt auf Romaunſch (auch Ladiniſch oder Romaniſch genannt) nicht tavola, ſondern meisa (mensa) — und das in Graubünden ſowohl, als auch in dem benachbarten Tirol (z. B. im Grödener Thale) ein partielles Zwiſchengebiet zwiſchen dem deutſchen und dem italieniſchen Sprachgebiete bildet, daß dieſe Sprache, ſage ich, von der Nordſeite her ſehr raſch durch das Deutſche verdrängt wird, während in Tirol umgekehrt das Italieniſche, vom Süden her, raſcher avancirte.

In Kärnten nun fand ich, daß das Deutſche nicht vorrückte. Im Gegentheil, es drohte zurückzuweichen; denn Deutſch ſprachen in der Regel nur ältere Leute. Die Jugend ſprach ausſchließlich wendiſch, oder wie ſie dort ſagen, „windiſch“. Dieſe Thatſache fiel mir umſomehr auf, als dieſes ſlaviſche Idiom außerordentlich arm zu ſein ſcheint. Denn ich bemerkte, daß die Worte, welche Dinge aus dem höheren Gebiete der Kultur oder der Induſtrie, oder auch der menſchlichen, namentlich der häuslichen Bedürfniſſe ausdrückten, entweder dem Italieniſchen oder dem Deutſchen entlehnt und nur ein wenig wendiſch zugeſtutzt waren. Da damals ſchlechtes Wetter eintrat, war ich in der Nähe von Villach genöthigt, auf einer Strecke den Stellwagen, ein Mittelding zwiſchen Poſt und Omnibus, das durch ſeine Konſtruktion an die Zeiten der Pfahlbauten erinnerte, zu benutzen. Ich traf darin u. A. auch eine wohlhabende Bäuerin aus dem nächſten Dorf, und da ſie, obgleich ſlaviſcher Raſſe, doch Deutſch ziemlich gut ſprach und verſtand, ſo unterhielt ich mich mit ihr über Land und Leute; u. A. fragte

Digitized by Google

ich sie, ob denn die Kinder in der Schule nicht Deutsch lernten, meines Wissens sei das doch für ganz Kärnten gesetzlich vorgeschrieben.

— „Nein," antwortete sie, „sie lernen's nitt. I möcht' schon lieber, daß meine Kinder Deutsch lernten, denn es ist leichter zu schreiben (?); und man kommt damit besser durch die Welt, wo man ja das Windisch nitt versteht. Ich möcht's gerne und der Schulmeister möcht's auch schon. Aber die geistlichen Herren, die selber Deutsche sind, wollen's nitt. Das ist nichts für die Kinder, sagen's, denn im Deutschen hat's gar so viele böse Bücher; und die dürfen's nitt lesen; sonst leiden's Noth an ihrem Glauben und ihrer Seel' und kommen nimmer in's Himmelreich; im Windischen aber sagen's, da giebt's koa Buch, als a Katechism und a G'betbuch, und das ist g'nug für an richtig'n Christ'n-Mensch'n. So sagen die geistlichen Herrn. Aber schaun's, i bin selber a Windische, aber das sag' i doch, Deutsch muß man lernen, denn man kann doch koa windische Briefe schreib'n, die verstehen's ja draußen nitt. Und wenn man vom Deutsch-Les'n in die Höll'n käm', dann müßten die geistlich'n Herrn selber z'erst n'einkommen. Denn sie sind ja selbst Deutsche und thun immerfort deutsche Bücher und Zeitung'n les'n." So geschehen am 7. August 1864 im Stellwagen zwischen Verden und Villach. Ich habe es wörtlich zu selbiger Stunde in mein Notizbuch niedergeschrieben, so tiefen Eindruck machte auf mich diese subjektiv harmlose und objektiv so grausame Kritik einer windischen Bäuerin gegen deutsche Priester, welche gegen ihre eigene Muttersprache wüthen, um ihrer, auf Unkultur gebauten Herrschaft nicht verlustig zu werden. Die österreichische Regierung scheint mit den geistlichen Herren einverstanden. Denn auch in solchen Distrikten, wo man Deutsch sprach, erließ sie ihre Publikationen auf Windisch. Dieselben prangten auf Stangen am Weg. Die Ueberschrift lautet „Opiminj", und ich ließ mir sagen, daß auf

Digitized by Google

Wendisch dies „Bekanntmachung" heiße. Seitdem war ich nicht mehr dort. Ich vermuthe aber, es ist unter dem Grafen Beust nicht besser geworden.

Schon damals sagte mir in Graz, der schönen steierischen Hauptstadt an der Mur — ein witziger Franzose nannte sie la ville des graces au bord de l'amour — ein dort wohnhafter, zwischenzeitig verstorbener Naturforscher: „Es ist eine Sünde und Schande, wie sehr in Oesterreich das deutsche Bürgerthum zurückgesetzt wird hinter die Aristokratie und die nichtdeutschen Nationen. Die Regierung thut dies nur deshalb, weil das deutsche Bürgerthum in erster Linie liberal ist und ein streng konstitutionelles Regiment verlangt. Deshalb glaubt sie es unterdrücken zu müssen. Sie merkt nicht, daß sie, indem sie das thut, dem ungarischen Bauer gleicht, welcher den Ast absägt, worauf er sitzt. Und wenn sie endlich in der Stunde der Noth dem deutschen Bürgerthume ruft, wer weiß, ob es dann nicht schon seinen Blick nach einer andern Seite, nach Norden oder nach Westen gerichtet hat und weder auf jenen Ruf hören, noch auch kommen will? Oder ob es kommen kann? Ob es nicht schon so herunter regiert ist, daß es die Regierung nicht mehr stützen kann? Denn stützen kann man sich nur auf ein Ding, das fähig ist, Widerstand zu leisten. Doch ich hoffe, im schlimmsten Falle wird uns Deutschland die rettende Hand reichen; denn wir sind nicht Schuld daran, daß es nichts ist mit dem „Kultur nach Osten Tragen", dem „deutschen Berufe Oesterreichs" und ähnlichen schelmischen Redensarten, welche in Wien ersonnen und draußen im Reich gutgläubig nachgesprochen werden. Die Regierung aber wird ihre Strafe erhalten für ihr undeutsches, von politischem Vorurtheil diktirtes Verfahren."

Ich hielt damals dieses Urtheil für hart, für ein Produkt augenblicklichen Mißmuthes. Aber ich habe mich später überzeugt, daß es insofern einen thatsächlichen Anhaltspunkt hat,

Digitized by Google

als in Oesterreich überall die deutsche Sprache im Niedergange ist im Kampfe mit anderen Sprachen, welchen sie weit überlegen oder mindestens doch ebenbürtig ist. Sie weicht zurück, nicht nur in Böhmen, sondern auch in Tirol. In Trient war vor dreißig Jahren noch ein deutsches Theater. Jetzt erhält man auf eine deutsche Anrede nie eine andere Antwort als: „Non capisco. Signor“. Selbst in dem schönen Botzen, einer durch und durch deutschen Stadt, wo man früher kein anderes Wort hörte, als Deutsch, greift jetzt schon das Italienische immer mehr um sich. Der Zimmerkellner heißt schon der „Camerier“, der Kaffeekellner der „Botteke“ (bottega) und der Wirth der „Patron“ (padrone).

Was das romanische Zwischengebiet zwischen Deutsch und Italienisch anlangt, von welchem ich eben gesprochen, so predigt im schweizerischen Engadin der Pfarrer den einen Sonntag romanisch und den andern deutsch, in Tirol dagegen im Grödener Thal den einen Sonntag romanisch, den andern italienisch. Letzteres entspricht wohl den Interessen des Klerus, aber nicht den Wünschen der Bevölkerung, welche zwar romanisch ist, aber, abgesehen von dieser Sprache, dem Deutschen den Vorzug giebt vor dem Italienischen, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie mehr Verkehr mit Deutsch-Tirol hat, als mit Wälsch-Tirol. Fährt man von Trient mit der Eisenbahn nach Norden, so heißt die zweite Station San Michele, die dritte Salurn, die vierte Neumarkt. Neumarkt ist deutsch. San Michele ist italienisch, und wird von den Deutschen Wälsch-Michel genannt. Bei Wälsch-Michel mündet der Noce-Bach in die Etsch. Etwas oberhalb der Mündung liegt auf dem rechten südlichen Ufer des Baches Wälsch-Metz und auf dem linken (nördlichen) Deutsch-Metz, auf italienisch Mezzo lombardo und Mezzo tedesco. Hier haben wir die Sprachgrenze ausgedrückt in den Namen der Ortschaften. Diese beiden Nester sind uralt. In den äl-

Digitized by Google

testen Urkunden, worin sie vorkommen, werden sie auf lateinisch Meta longobardica und Meta theodisca genannt, und die Gelehrten behaupten, vormals habe das erstere die Grenze des großen Longobarden-Reiches und das letztere die des Landes der Bajuvarier bezeichnet, welche beide hier zusammenstießen.

Diese Meta, dieses Mezzo, oder Metz, an der Etsch und an der Noce, führt uns nach Metz an der Mosel. Von dem letzteren glaubt man, sein Name hänge zusammen oder stamme ab von Mädchen oder Metze, und man macht dafür geltend, daß schon am Beginn der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als Kaiser Karl V. Metz und Magdeburg erfolglos belagert hatte, man den Spottvers auf ihn machte:

„Die Metz und die Magd
Haben ihm abgesagt" (nämlich den begehrten Tanz).

Auch ließe sich zur Noth weiter noch dafür anführen, daß verschiedene Festungen, welche man für unüberwindlich hält, seit Alters eine Jungfrau im Wappen führen. Nicht nur Magdeburg, sondern auch z. B. Komorn in Ungarn. Letztbesagte Jungfrau neckt ihre Freier damit, daß sie sie an jedem Tage mit einem ewig wiederholten „Komm morgen" auf den andern Tag vertröstet. Daraus, aus dem „Komm morgen", soll der Name Komorn entstanden sein. So sagt man in Ungarn.

Allein man vergißt, daß die Stadt Metz weit älter ist, als die Festung Metz, und daß Spottlieder nicht gerade zu etymologischen Zwecken verfaßt werden, sondern mehr um die Leute zu ärgern.

Was nun das Wort „meta" anlangt, so bedeutet es in der Sprache der alten Römer ursprünglich nichts als einen Heuschober. Als aber in Rom der Sport, und insbesondere diejenige Spezies, welche man in Berlin Hoppegarten nennt, aufkam, pflegte man an das obere und untere Ende der Rennbahn, da wo der Wettfahrer (man pflegte damals nicht zu reiten, son-

Digitized by Google

dern zu fahren) umbiegen mußte, Säulen von Heuschober-Format zu errichten, welche man ebenfalls „Meta" nannte. Die meta sudans in Rom ist ja bis heute erhalten. So entwickelte sich aus dem sehr konkreten Begriffe „Heuschober" der etwas abstractere „Grenze" oder „Wendepunkt". „Nox mediam coeli metam contigerat", sagt Virgilius; und dieselbe Zeit, welche hier Virgil die meta nennt, nennt der heutige Italiener noch die Mezza, das ist 3½ Stunden nach Eintritt der Nacht. Diese Bedeutung des Wendepunktes, der Grenze, insbesondere der Sprachgrenze, vindizirt man — ich kann im Augenblicke nicht feststellen, mit welchem Rechte — auch dem Ortsnamen Metz, der in alten Urkunden übrigens auch Mettis geschrieben wird, und Mès, so wie man ihn heute noch dort ausspricht. Wie das Metz im Thale der Etsch die Sprachgrenze zwischen Deutsch und Italienisch signalisirt, so das Metz an der Mosel die zwischen Deutsch und Französisch. In der That reicht das Deutsche in Frankreich weiter nach Westen hinein, als man in Deutschland glaubt. In dem Departement der Meurthe findet sich auf den officiellen französischen Karten ein Wald, als „le forêt de holz" bezeichnet, und noch in Saarburg hörte ich Schulkinder auf der Straße auf Deutsch spielen, d. h. sie sprachen deutsch die feierlichen bestabten Worte, die „verba solemnia" möchte ich sagen, diese Worte, welche sich Jahrhunderte lang von einem Kindergeschlecht zum anderen fortgepflanzt haben, und in der That sehr wichtige Urkunden bilden sowohl für Sprach- als auch für Kulturgeschichte; sie sprechen sie ganz mit derselben alemannischen Zunge, wie man sie auf den Straßen von Karlsruhe oder von Freiburg im Breisgrau hört.

Metz ist jedoch heut zu Tage nicht Sprachgrenze, vielmehr liegt dieselbe einige Meilen weiter gen Osten. Richtig ist, daß sich in der Stadt selbst noch deutsche Sprachelemente konservirt oder angesammelt haben. Ich habe schon an einer anderen

Digitized by Google

Stelle erwähnt, daß ich in Metz auch von Eingeborenen Deutsch hörte. Auch habe ich der deutschen Inschriften in Kirchen und auf Kirchhöfen gedacht, auf welche man sich verlassen kann; denn der Tod lügt nicht. Ein Bekannter, der sich längere Zeit, und zwar vor dem Kriege, in Metz aufgehalten und sich dort besser umgesehen hat, als es mir vergönnt war, sagt mir: es giebt in Metz ein ganzes Stadtviertel, quartier des Allemands genannt, in welchem man nur Deutsch hört und wo auch die Namen, die Schilder und die Geschäftsanzeigen alle deutsch sind. Im Ganzen jedoch ist die Stadt vorwiegend französisch. Anders verhält es sich mit dem Theile des Moseldepartements, welcher auf dem rechten Ufer des Flusses liegend sich nach der bairischen Pfalz, nach der preußischen Rheinprovinz und nach Luxemburg zu ausdehnt. Hier ist überall das Deutsche entschieden vorherrschend. Auch die Ortsnamen werden dort nie in jener verballhornten Form, in welcher sie in den Akten der französischen Behörden vorkommen, sondern in ihrem ursprünglichen deutschen Wortlaut ausgesprochen. Der Bauer scheint das Wort „Thionville" gar nicht zu kennen. Er geht nach „Diedenhofen" oder nach „Hofen" schlechtweg. Derselbe spricht zwar von dem französischen Staat mit Achtung und Anhänglichkeit, aber von der französischen Rasse, von den „Wälschen" will er nichts wissen; und von Paris erst recht nichts; er behauptet, die Pariser seien Windbeutel und verständen nichts als Revolutionen zu machen und die Steuern der Bauern in die Höhe zu schrauben. Merkwürdig ist, wie in diesem Winkel der Dialekt der Deutschen rasch wechselt. Im Süden spricht man noch alemannisch, wie im Elsaß; in der Mitte fränkisch, wie in der bairischen Pfalz; und im Norden jene abscheuliche deutsche Mundart, welche in den Luxemburger Wäldern herrscht. Das Deutsche hat hier durchweg einen etwas altmodischen Charakter. Man merkt, daß die Leute, welche es reden, abgelöst sind von der großen gemein-

Digitized by Google

samen Quelle der Bildung und Fortentwickelung der Muttersprache. Im Elsaß ist das zwar auch ein wenig der Fall, aber es macht sich doch weniger schroff geltend. Auch findet man im Elsaß, namentlich im protestantischen Elsaß, deutsche Bücher. Hier nicht; man scheint überhaupt in diesem Winkel nicht viel zu lesen; weder deutsch, noch französisch. Desto eifriger liegt man dem Schmuggel ob. Es ist auch des Schmuggels wegen, daß die Leute nicht deutsch werden wollen. Letzteres rückt sie nämlich mehr von der Grenze. Der Schmuggel, das von den Schutzzöllnern erzeugte Metier, führt wie gewöhnlich weiter auf der abschüssigen Bahn der Untugend. Auf der deutschen Seite sagte man uns: „Die Kerle sin All Kühdieb'". Mein Reisegefährte, ein Norddeutscher, verstand die im raschen Tempo des dortigen Dialektes gesprochene Redensart nicht. Er fragte mich nachher: Was bedeutet denn das französische Wort „cudib" eigentlich? Ich machte ihm klar, das sei ein gut deutsches Wort und solle ausdrücken, daß unsere lieben Nachbarn und in Zukunft auch politisch wieder mit uns vereinigten Landsleute im dortigen Moselgebiete zuweilen derselben Beschäftigung oblägen, wie weiland der edle Dulder Odysseus und dessen Gefährten, nämlich dem Finden von Rindern, welche noch nicht verloren sind. Dies Mißverständniß erinnert mich lebhaft an ein anderes unserer, französische Gefangene eskortirenden Soldaten. Sie rufen nämlich auf dem Marsche den Franzosen zu: „Pascholl" und glauben, das bedeute auf Französisch vorwärts. Indessen darf man das den Leuten nicht allzu hoch anrechnen. Denn zwei berühmte französische Schriftsteller, wovon Einer einen deutschen Namen führt und deutscher Abstammung ist, die Herren Erckmann und Chatrian haben sich ganz desselben Irrthums in umgekehrter Richtung schuldig gemacht. In ihrer dramatischen Erzählung „La guerre", welche Suwórow's Alpenübergang behandelt, rufen die russischen Soldaten, wenn sie in

Digitized by Google

ihrer Muttersprache Branntwein verlangen: „schnaps“ oder „snaps“. Ich möchte diese Gelegenheit benutzen, um den beiden Romandichtern, deren Werke ich im Uebrigen aufrichtig bewundere, zu sagen, daß Schnaps deutsch ist, und daß auf Russisch der Branntwein meines Wissens Wotka heißt. Doch genug von Sprachstudien. Demnächst wollen wir uns von Schule und Kirche im Elsaß unterhalten und von einer Botschaft an den preußischen Kultusminister, welche mir dort aufgetragen wurde, die ich aber nicht ausgerichtet habe.

Nachschrift.

Obige Skizze erschien zuerst in der „Nationalzeitung“. Einige Wochen darauf erhielt ich folgendes Schreiben:

„Hochgeschätzter Herr!

Am Schlusse Ihrer „Elsasser Unterhaltungen“ in Nr. 603 der Nationalzeitung sagen Sie, daß Ihres Wissens der Branntwein auf Russisch Wotki heißt und daß die Soldaten Suwórows schwerlich Schnaps oder Snaps gesagt haben.

Sie lachen vielleicht, wenn sich Jemand unterfängt, Sie hierin zu berichtigen; Ihnen ist es vielleicht gleichgültig, wie die Kerls gesagt haben, und was richtig ist; vielleicht aber ist Ihnen auch eine wohlgemeinte Aufklärung willkommen.

Daß Suwóroff's Soldaten wirklich „Schnaps“ gesagt haben, ist nicht unwahrscheinlich, indem man dieses Wort von feinen wie gemeinen Russen, die sonst kein deutsches Wort wissen, sehr häufig hört.

Was ich Ihnen übrigens hauptsächlich expliciren wollte, ist die Rechtschreibung des von Ihnen angeführten Wortes wotki das auch sehr häufig unter dem Namen wutki vorkommt.

Wasser heißt auf Russisch: wodá. Diminutiv: wodka, das

Digitized by Google

Wässerchen oder Branntwein: das Wort ist im Russischen weiblich und wird wie folgt declinirt:

Nominativ:	wodka
Genitiv:	wodki
Dativ:	wodke
Accusativ:	wodku
Instrumental:	wodkoju oder wodkoi
Präpositional:	wodke.

Wie im Lateinischen fehlt der Artikel.

Spricht der Russe von einem bestimmten Schnapse, so sagt er wodku; andernfalls aber Genitiv wodki; wenn er z. B. beim Fouragiren Schnaps verlangt, so sagt er: „Gieb Schnaps" „dai oder dawai Wodki", wie der Franzose den Theilungsartikel gebraucht: Donnez-moi de l'eau de vie.

Instrumental und Präpositional kommen meines Wissens nur im Russischen vor, z. B. Brod mit Schnaps: chleb swodkoi oder Brod im Schnaps: chleb wwodke.

Plural

Die Schnäpse:	wodki
Genitiv:	wodok
Dativ:	wodkam
Accusativ:	wodki
Instrument.:	wodkami
Präposit.:	wodkach."

Das Schreiben war nicht unterzeichnet. Wenn ich die Ehre hätte, den Herrn Briefsteller zu kennen, so würde ich ihm persönlich meinen Dank aussprechen für die höchst schätzenswerthe Belehrung über den Schnaps und die russische Sprache und ihm aufrichtig gestehen, daß ich von letzterer gar nichts und von ersterem wenig verstehe. Leider hat er mich durch seine Anonymität dieses Vergnügens beraubt. Ich hoffe indeß auf seine Zustimmung rechnen zu dürfen, wenn ich, weil ich einen hohen

Digitized by Google

Werth auf seine Berichtigung lege, dieselbe auch meinen verehrten Lesern zukommen lasse. Beehrt der Herr Briefsteller mich wieder einmal mit einer Rectification, so mag er immerhin seinen Namen unterzeichnen. Denn weit entfernt von jeder Uebelnehmerei und Reizbarkeit, welche man glücklicher Weise nur noch selten bei vereinzelten Stubengelehrten findet, habe ich für eine solche wohlgemeinte und wohlberechtigte Correctur nur ein Gefühl, das des Dankes.

Ich benutze diese Gelegenheit, um auch noch eine Metzer Sprachprobe nachträglich mitzutheilen, welche mir zufällig in die Hände gefallen. Sie lautet so:

Metz, le 17. Décembre 1870.

„Post Meister Braun begehrt eine Doppelte Dienst Omnibüs zwischen Metz und Thionville zu anfangen. Der Dienst wird von 17. December rechnen.

Abgangen von Metz und Thionville um 9 Uhr Morgen und 4 Uhr Abend.“

Das ist die wahre „langue Messine.“ Letzteres Wort erinnert an das „Messing'sch“ — eine Mischung von Mecklenburger Platt, forcirtem Hochdeutsch und verunstalteten Fremdwörtern, welche durch Fritz Reuter's Schriften in ganz Deutschland berühmt geworden.

Durch Einschaltung so wichtiger Actenstücke und Belege erhält hoffentlich mein bescheidenes Werkchen einen kleinen Anstrich von Gelehrsamkeit, welch letztere mein russischer Mentor nicht mit Unrecht vermißt.

II.

Kirche und Schule.

Auf einer der vielen kleineren Stationen zwischen Luneville und Saarbrück stieg ein Herr in meinen Waggon, und da wir beide allein darin saßen, so entwickelte sich alsbald eine lebhafte

Digitized by Google

Unterhaltung zwischen uns. Der Mann hatte die Haltung und die Manieren eines Franzosen, aber er sprach Deutsch, und zwar ein ziemlich dialektfreies Deutsch, das aber sehr stark mit Gallicismen versetzt war. Ich würde mich darauf beschränken, meine Unterhaltung mit ihm mitzutheilen, und auf die Beschreibung seiner Person zu verzichten. Denn eine solche Beschreibung hat ihre großen Schwierigkeiten, wenn man beabsichtigt, dem Leser ein lebendiges und plastisches Bild vorzuführen; Schwierigkeiten, deren Ueberwindung für einen Romandichter eine Leichtigkeit ist, aber Unsereinem außerordentlich schwer fällt. Da aber hier, wie der geneigte Leser sich im ferneren Verlaufe der Aufzeichnungen überzeugen wird, die Person zur Sache gehört, so will ich den Versuch, den Mann zu porträtiren, machen, obgleich ich am Gelingen beinahe verzweifle. Der fremde Herr war groß und schlank. Sein Gesicht war knochig und lang; es lag ein Ausdruck der Erstarrung darin, um nicht zu sagen der Versteinerung. Dabei aber gingen die grauen Katzen-Augen unter den dicken schwarzen Brauen sehr eifrig und lebhaft hin und her. Er trug einen schwarzen Schnurr- und Knebelbart. Vielleicht waren beide schon grau und nur künstlich geschwärzt. Jedenfalls aber waren sie mittels Kosmetik in die Form à la Napoleon III. gebracht. In Ermangelung dieses Bartwerkes hätte man ihn für einen Priester, in Ermangelung des salbungsvollen Tones, in welchen er öfters verfiel, für einen Gensd'armen oder Polizeiagenten halten können. Er war gut gekleidet, nur war von weißer Wäsche nichts zu sehen. Ein langer, blauer, bis oben hin zugeknöpfter Ueberrock bedeckte seine ganze, nicht unerhebliche Länge, vom Hals bis unter das Knie.

Wir unterhielten uns Anfangs über gleichgiltige Gegenstände. Von Beginn des Gesprächs an aber zeigte er ein mit Hartnäckigkeit verfolgtes Bestreben, welches darauf hinauslief, erstens sich als Deutschen, oder wenigstens als Freund der

Digitized by Google

Deutschen zu legitimiren; zweitens mich auszuforschen, wer ich sei; und drittens, Vorschläge zu machen, wie Deutschland das Elsaß und Lothringen zu behandeln habe. Bei letzterem Punkte gab er stets zu verstehen, es sei ganz dasselbe mit Elsaß-Lothringen, wie mit Schleswig-Holstein, und es handle sich für Deutschland nur darum, auch hier einen Scheel-Plessen zu finden. Fast schien mir's, als halte er sich selbst als Etwas der Art empfohlen. Seinen Ausforschungsversuchen suchte ich durch einen möglichst großen Aufwand von Apathie zu entgehen; namentlich gab ich ihm zu verstehen, daß auch ich meinerseits nicht begierig sei, seine Personalia zu eruiren. Allein es half nichts. Er war mir darin offenbar überlegen; und es gelang ihm, zu konstatiren, daß ich Preuße sei und wohnhaft in Berlin, was er demnächst als Enterhaken benutzte.

Das hatte so etwa zwei Stationen lang gedauert; da rückte er plötzlich mit der Frage heraus:

— „Kennen Sie den preußischen Unterrichts- und Cultusminister, Herrn von Mülläre?"

— Sie meinen wohl Herrn von Mühler?

— „Ja gewiß, Herrn von Mülère."

— Nun, meinetwegen auch Mülère, sagte ich; ja, ich kenne ihn; wir Preußen kennen überhaupt unsere Minister, nicht allein die Minister selbst, sondern auch deren —

— „Oh wohl, ich verstehe, auch deren Erfolge, deren Werke und deren Ordonnanzen, aber das meine ich nicht; ich meine, ob Sie ihn persönlich kennen, ob Sie ihn sehen?"

— Gewiß sehe ich ihn, sogar ziemlich oft, wenigstens im Winter.

— „Ah, charmant, dann können Sie sich bei ihm zum Interpreten meiner Ansichten und Wünsche machen".

— Vorausgesetzt, mein Herr, daß es auch die meinigen sind, und daß überhaupt —

Digitized by Google

— „Natürlich, natürlich, ça va sans dire. Ich würde, davon können Sie überzeugt sein, es nicht wagen, Ihnen einen Vorschlag zu machen, welcher irgendwie den deutschen oder den preußischen Interessen zu nahe tritt. Im Gegentheil: das Schicksal des Elsasses ist besiegelt; es ist und bleibt preußisch. Ich war ein treuer Unterthan des Kaisers der Franzosen, obwohl ich ein Deutscher von Herkunft bin, wie Sie. Ich werde aber auch ein guter Unterthan des Königs Wilhelm sein (dabei legte er die rechte Hand auf die linke Brustseite seines blauen Rockes) und in dessen Interesse werde ich Ihnen meine Observationen machen".

— Die ich Herrn v. Mühler mittheilen soll? Nun, dann muß ich Ihnen zuvor sagen, daß ich mit Herrn von Mühler durchaus nicht übereinstimme.

— „Ah, dann sind Sie wohl auch für die Volksschulen ohne Religion? Man hat mir gesagt, in Deutschland seien viele ehrenwerthe Männer dafür".

— Nein, zu diesen ehrenwerthen Männern habe ich nicht die Ehre zu gehören; ich bin für die Volksschule mit Religion. Nur soll die Volksschule der Gemeinde gehören, welche sie dotirt. Sie soll Sache des Volkes und nichts blos Sache der Geistlichen sein. Das Schulwesen soll ein kräftiges Glied in der Selbstverwaltung von Kreis und Gemeinde bilden. Dies schließt aber durchaus nicht aus, daß man dabei die confessionellen Verhältnisse berücksichtigt; letzteres schreibt sogar die preußische Verfassung ausdrücklich vor. Ich zweifle freilich, ob ich Ihnen das klar machen kann, da in Frankreich die autonome Korporation und die Selbstverwaltung nicht existirt und auch das Volk, wenigstens wo ich noch danach angeklopft habe, keinen Sinn dafür hat.

— „Oh, mein Herr, das sagen Sie ja nicht. Sie urtheilen viel zu hart von uns. Ich will Ihnen sofort ein Beispiel vom

Digitized by Google

Gegentheil anführen. Es schlägt ebenfalls in das Departement des Kultus. Wenn Sie erlauben?"

— Bitte, fahren Sie fort.

— „Sie wissen ohne Zweifel, mein Herr, daß hier die große Revolution von 1789 alles Kirchen- und Stiftungsvermögen verschlungen hat, auch das der Kirchen-Gemeinden und Pfarreien. Während, wie man mir sagt, in Deutschland die Gemeinde eine Korporation und die Pfarrei als solche eine juristische Person mit ihrem eigenen Vermögen darstellt, von dessen Einkünften der Ortsgeistliche lebt, ohne daß ein Mensch in der Welt sie ihm nehmen kann, ist in Frankreich die Geistlichkeit an die Staatskrippe gebunden. Der Staat hat das gesammte geistliche Gut verschluckt und zahlt nun den Geistlichen Gehalt, wie jedem andern öffentlichen Beamten. Die Gehälter sind am Anfange des Jahrhunderts fixirt worden und daher im Verhältniß zu den jetzigen Preisen der Lebensmittel sehr niedrig. Denken Sie sich, der Durchschnitt einer Pfarrbesoldung beträgt 1000 bis 1200 Francs und das Maximum 2000 Francs. Der Kaiser hat zwar die Gnade gehabt, diese Gehälter nicht unbeträchtlich zu erhöhen. Denn er ist in der That ein Freund der Kirche; er allein hat die weltliche Herrschaft des Papstes aufrecht erhalten und enfin, beim suffrage universel bedurfte er des Klerus. Aber der letztere, dieß Zeugniß darf man ihm nicht versagen, hat um Gehaltserhöhung selbst nicht nachgesucht. Dies entspricht nicht seinen Prinzipien. Er will, daß ihm der Staat das geraubte Kirchengut wieder herausgiebt zur selbständigen Verwaltung durch die Geistlichkeit. Man wird sagen, dies Kirchengut ist nicht mehr vorhanden; die Revolution hat es verschlungen; wer wird, will und kann für die Revolution haften? Das ist unmöglich!"

Ich nickte zustimmend.

— „Nun wohlan denn, mein Herr, dann gebe man uns,

Digitized by Google

— ich will sagen der Geistlichkeit — ein Kapital heraus, welches der Rente entspricht, die bisher alljährlich an Besoldungen für die Geistlichkeit ausbezahlt wurde. Das ist eine Forderung der Gerechtigkeit, welche wir an Preußen erheben!"

— Erhebt sie lieber an Frankreich, welches im Besitze des Staatsvermögens ist. Erst wenn wir letzteres erhalten hätten, könnten wir Etwas davon an Euch restituiren.

— „Nun gut, mein Herr, es wird Sache der Verträge sein, dies zu reguliren. Wovon ich sprechen wollte, das sind die korporativen Rechte. Geben Sie den Kirchen- und Pfarrgemeinden, den Pfarreien und Benefizien, so wie es in Deutschland ist, die Rechte und Privilegien einer moralischen Person, namentlich das Recht, Vermögen zu erwerben, sei es durch Acte unter Lebenden, oder durch solche auf den Todesfall, sei es durch Testamente, Codicille oder Vermächtnisse! Dann bedürfen wir nichts von dem Staate und fordern nicht mehr von ihm, als er bisher, zur Sühne des von ihm verübten Kirchenraubes, freiwillig bezahlt hat. Das Uebrige werden wir — ich meine die Kirche — schon selbst herbeischaffen. Das Volk ist noch sehr religiös hier zu Lande, und an frommen Stiftungen wird es nicht fehlen. Die geistlichen Körperschaften werden bald reich genug sein, um die vorhandenen Pfarrstellen besser zu dotiren und um neue zu gründen. Der Klerus, und mit ihm die Laien, werden den Tag segnen, wo ihnen Deutschland ihre korporative Freiheit zurückgiebt, welche die Revolution ihnen geraubt hat."

— Ich glaube, es würde, natürlich gewissenhafte Erfüllung der gesetzlichen Verpflichtungen gegen den Staat und loyales Verhalten gegenüber dem deutschen Vaterlande vorausgesetzt, dem wohl nichts entgegenstehen. Bei uns haben die Pfarr- und Kirchengemeinden alle bis herunter auf einfache Frühmesserei-Benefizien die Rechte einer juristischen Person; und die preußische

Digitized by Google

Verfassung schreibt mit deutlichen Worten vor: „Die Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig.“

— „Nun, wohlan, mein Herr, dann sorgen Sie dafür, daß wir dieser Wohlthaten, welche die preußische Verfassung gewährt, und welche die französische uns bis dahin versagt hat, möglichst bald theilhaftig werden. Die katholische Bevölkerung des Elsaß, welche die Mehrheit bildet, wird Ihnen dankbar dafür sein, der Klerus an der Spitze.“

— Das Letztere möchte ich bezweifeln. Ich habe schlimme Dinge von einzelnen Geistlichen erzählen hören. Sie sollen fanatische Feinde Deutschlands sein.

— „Das sind Ausstreuungen, Gerüchte, Verläumdungen. Und wenn etwas daran wahr gewesen wäre, dann hat es doch schon lange aufgehört“.

— Das bezweifle ich. Männer von Treue und Glauben, deutsche Beamte, die selbst aufrichtige Katholiken sind, Schlesier und Rheinländer behaupten, auch heute ließen sich hier die falschen Siegesbotschaften und die Aufreizungen, die sich daran knüpfen, immer noch auf die nämlichen Quellen zurückführen.

— „Erlauben Sie mir, daß ich dem widerspreche. Im Anfange des Krieges, das mag sein. Aber das hatte ganz andere Gründe, als Haß gegen Deutschland. Für die katholische Geistlichkeit in Frankreich kamen Interessen ihres Glaubens und ihres Standes in Frage. An einen siegreichen Ausgang des Krieges knüpften sie die Hoffnung, der Kaiser werde an Macht wieder so sehr wachsen, daß er sich befreien könne aus den Schlingen der Voltairianer und Freigeister, der Juden und Freimaurer, in welche er gefallen war; er werde das weltliche Regiment des Papstes befestigen auf ewige Zeiten und ihm im Kampfe für die Unfehlbarkeit beistehen wider all seine Feinde. Denn unsere Kuratgeistlichkeit in Frankreich ist durchschnittlich für die Unfehlbarkeit, weil sie durch den engsten Anschluß an

Digitized by Google

den heiligen Vater in Rom sich frei zu machen gedenkt von dem Joche gewisser Bischöfe in Frankreich, das gegenwärtig noch schwer auf ihnen lastet. Sie kennen ohne Zweifel die Regel: „Sei gut Freund mit Deinem Nachbar und Vorgesetzten, aber noch besser mit dem Nachbar Deines Nachbarn und mit dem Vorgesetzten Deines Vorgesetzten!“

— Jawohl, sagte ich, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, hab' ich das zwar nicht ganz so, aber doch ähnlich in Machiavelli's „Principe“ gelesen. Ich habe aber bisher nicht gewußt, daß der treffliche Nicolo zu den Kirchenvätern gehört oder sonst irgend eine kirchliche Autorität genießt. Doch das ist ja gleichgültig. Ebenso fühle ich keinen Beruf, zu untersuchen, auf welchen Motiven die Feindseligkeit des Elsasser Klerus gegen deutsches Wesen beruht. Ist sie vorhanden, dann muß man sie als Faktor mit in die Rechnung ziehen, und man darf dann nicht dem Feinde die Waffe in die Hand drücken.

— „Aber mein Herr, sie ist nicht vorhanden. Ich schwöre es Ihnen. Ich wollte Ihnen von der Schule sprechen. Glauben Sie nicht, wer die Schule hat, der hat die Zukunft des Volks, seine Gesittung, seine Sprache, seine Heiligthümer, sein Alles? Wollen Sie das bestreiten?“

— Ich bin weit entfernt davon. Aber gerade deshalb — —

— „Gestatten Sie mir eine Unterbrechung. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Aber ich bitte Sie, hören Sie mich zuvor. Sie kennen nicht die Verhältnisse dieses Landes. Man kann sie auch nicht aus Büchern kennen lernen. In einer Provinz, welche von ihrem ursprünglichen Mutterlande getrennt ist und eine andere Sprache spricht als ihre Regierung, wirken viele Potenzen sehr still und sehr mächtig, welche der Eingeborene von Jugend auf kennt, die aber selbst der scharfsinnigste Fremdling (dabei machte er eine komplaisante Handbewegung nach der Richtung wo ich saß) nicht wahrnimmt. Ich sage Ihnen gerade

Digitized by Google

zu: Die katholische Geistlichkeit ist der Hort, der einzige Hort des Deutschthums in den Schulen des Elsaß. Ohne sie wäre die ganze junge Generation, was sie glücklicher Weise jetzt nicht ist, durch und durch französisch. Glauben Sie mir das?“

— Nicht ohne einige nähere Erläuterungen und Beispiele.

— „Beispiele?“ rief er, „Beispiele wollen Sie? Les voilà! Kennen Sie die Kantonshauptstadt Püttelange in dem Departement de la Moselle, nicht weit von Sarreguemines?“

— Wenn Sie damit Puttlingen bei Saargemünd meinen — denn das Alles ist so kerndeutsches Land, wie Zweibrücken in Rheinbaiern und Saarbrücken in Rheinpreußen, in deren Nähe es liegt, — ja, dann kenn' ich's! Was denn weiter?

— „Nun, bei Puttlingen (ich acceptire Ihre Korrektur der Ortsnamen mit Vergnügen, mein Herr, obgleich mir bisher die andere Form, ich gestehe es, geläufiger war) bei Puttlingen also liegt ein ansehnliches Dorf, genannt Remeringen. Das ist einer der vielen Kampfplätze, auf welchen die Geistlichkeit mit Löwenmuth an der Spitze der Bauern für das Deutschthum gefochten gegen den Schulmeister, den Maire und die Regierung. Es war hier wie überall. Der Maire war ein blindes Werkzeug in den Händen der Regierung; und der Schulmeister, ein Wälscher, der nur sehr mangelhaft deutsch konnte, war das Werkzeug des Maire's und der Regierung. Er war zugleich auch Greffier, das ist Schriftführer der Gemeinde, oder richtiger Schreiber des Maire. Das ist gewöhnlich so im Elsaß und in Deutsch-Lothringen auf den Dörfern. Der Maire, ein angesessener Bauer, lernt zwar die nöthigsten französischen Phrasen. Aber mit dem Französisch-Schreiben, — das geht nicht. Da bedarf er des Lehrers. Nun erließ der Unterrichtsminister Duruy seine bekannten Ordonnanzen, durch welche das Deutsche gänzlich verbannt werden sollte, ähnlich wie es bekanntlich die Russen, diese Barbaren, mit dem Polnischen machten. Das war dem Lehrer in

Digitized by Google

Remeringen Wasser auf die Mühle. Er führte die Zwangssprache bei den Schulkindern auf das Unbarmherzigste durch. Sprach ein Schulkind ein Wort Deutsch, dann hing man ihm eine Schandtafel um den Hals, worauf geschrieben stånd: „Tête carrée Allemande.“ Es mußte sie so lange an seinem Hals herumschleppen, bis es ein anderes Kind anzeigte, das auch Deutsch gesprochen. Denken Sie sich diese Pflege des Denunziantenthums bei jungen, unschuldigen Herzen! — Alles unterwarf sich, nur nicht der Pfarrer und sein Kaplan. Sie wußten ihr geliebtes Deutsch wieder zu importiren durch ein kleines Loch, welches glücklicher Weise die Ordonnanzen des französischen Unterrichtsministers offen gelassen hatten. Es war darin nämlich den Geistlichen freigestellt, in welcher Sprache sie predigen und Religionsunterricht ertheilen wollten. Nun wohlan, der Pastor und der Kaplan blieben bei Deutsch. Da aber die Schulkinder in der Schule nur Französisch hörten, lasen und schrieben, so gingen sie im Deutschen zurück. Was thun? Die Geistlichen dehnten den kirchlichen Unterricht auch auf die deutsche Sprache aus. Man verbot ihnen, dies in der Kirche zu thun. Sie mietheten nun auf eigene Kosten eine Scheune. Da lernte die Jugend denn, was sie sonst nicht gelernt hätte, Deutsch lesen und Deutsch schreiben. Auch wurde zuweilen ein schönes altes deutsches Kirchenlied gesungen, wie „Großer Gott Dich loben wir, — Herr, wir preisen Deine Werke.“ Nun aber gingen die Denunziationen los. Der Pfarrer und der Kaplan jedoch leisteten standhaften Widerpart. Denn sie hatten die Bauern auf ihrer Seite. Der Präfekt kam, eine Untersuchungskommission kam, die Gensd'armen kamen und nahmen Schule und Kirche unter ihre Obhut. Das dauerte Jahre lang. Der Pfarrer starb unter den Bedrängnissen. Er war ein schwächlicher Mann. Aber er wollte lieber deutsch sterben, als französisch verderben. Denn, sagte er: „„Deutsch bedeutet Frömmigkeit, Zucht und Sitte; Französisch

Digitized by Google

bedeutet Frivolität, Unzucht und Gottlosigkeit; und wenn die Gemeinde anfängt französisch zu parliren, dann hat sie dem Teufel den kleinen Finger gereicht, und hat sie das gethan, dann ruht der böse Feind nicht, bis daß er die ganze Hand, den ganzen Menschen und die ganze Gemeinde hat."" So sagte der fromme Pfarrer von Remeringen, ein treues deutsches Herz, und bei diesem Glauben ist er gestorben. Den Kaplan aber hat der Bischof von Metz weitweg auf ein wälsches Dorf versetzt. Denn der Bischof von Metz ist auch ein Wälscher. Er versteht kein Wort Deutsch. Und dann, der Präfekt verlangt die Versetzung, und so ein Präfekt ist in seinem Departement mächtiger, als der Kaiser in Frankreich. Kein Mensch kann ihm widerstehen, auch der Bischof nicht. Das ist auch einer der vielen Gründe, warum der Klerus bei dem unfehlbaren Papst Schutz gegen den Bischof sucht, ein Verhältniß, welches man in Deutschland — Sie verzeihen mir hoffentlich diese Bemerkung — nicht zu verstehen oder nicht zu würdigen scheint. Der Pfarrer war also todt, der Kaplan fort. Der Schulmeister hatte freie Hand. Er würde nach und nach die ganze heranwachsende Jugend französisch gemacht haben, wenn nicht Hülfe von anderen Seiten gekommen wäre. Der für das Deutschthum in Elsaß und Lothringen kämpfende katholische Klerus wußte das Ohr des Kaisers zu gewinnen, und dieser machte dem Streite ein Ende, indem er gestattete, daß in den Schulen das Deutsche wieder nebenher laufe, Französisch aber müßte die Hauptsprache des Unterrichts bleiben. So wurde das Deutsche gerettet. Es ist ausschließlich die Geistlichkeit, welche es gerettet hat. Ich will, obwohl Katholik, auch der protestantischen Geistlichkeit ihr Verdienst nicht schmälern. Aber ihre Aufgabe war weniger schwer. Ihre Kirche und Schule wurde bisher mehr als Privatkultus behandelt und in Folge dessen ihnen überlassen, ohne daß sich die Behörden darein mengten. Unsere Schulen dagegen stehen unter der Gemeinde,

Digitized by Google

dem Staat, dem Unterrichtsrath und der Universität, kurz unter Allerwelt, nur nicht unter dem Geistlichen, welcher sich nur um den Religionsunterricht kümmern darf. Das ist der aktuelle Zustand. Hören Sie nun meine Vorschläge!“

Ich will letztere nicht im Detail mittheilen. Sie liefen darauf hinaus, die Schulen ganz unter die Geistlichkeit zu stellen und auch für jede Confession ein getrenntes Seminar zu errichten, während gegenwärtig die sogenannten „Normalschulen“ in Colmar und Straßburg die Kandidaten des Lehramtes ausbilden ohne Unterschied der Konfession; und zuletzt schlug er noch vor, eine gehörige Zahl solider und frommer katholischer Lehrer aus Deutschland nach Elsaß und Lothringen zu importiren und dagegen die dortigen Instituteurs und Professeurs nach Deutschland zu exportiren und daselbst als Sprachmeister zu verwenden. Das sollte ich Alles dem Monsieur de Mülère in Berlin ausrichten, von welchem er sich der geneigtesten Aufnahme versah.

Ich versprach ihm jedoch weiter nichts, als ich wolle mir die Sache zuvor bei mir selbst noch einmal reiflich überlegen und dann zusehen, ob und wie ich sie weiter spedire. In Wendenheim trennten sich unsere Wege. Er stieg aus und lehnte sich auf dem Perron an eine eiserne Säule, um auf den Zug nach Straßburg zu warten. Ich blieb sitzen, weil ich nach Hagenau-Weißenburg wollte.

III.

Die Kehrseite.

Während mein Zug in Wendenheim hielt und mein Mentor noch an seinem Pfeiler stand, stieg ein wohlaussehender Mann von einigen dreissig Jahren in mein Coupé. Dieses frische fröhliche Gesicht mit den braunen Locken und dem blonden Schnurrbärt-

Digitized by Google

chen siehst Du heute nicht zum ersten Male, dachte ich. Auch er fixirte mich. Dann fragte er: „Sind wir zwei nicht einmal selband am Schmadri-Bache hinauf nach dem Tschingel-Gletscher gestiegen?"

Und es war so. Wir freuten uns des Wiedersehens. Es war ein Elsasser Fabrikant. Von Geburt Badenser, war er als Commis ins Elsaß gekommen und dort vom Commis zum Associé avancirt. Schon damals in der Schweiz, lange vor dem Kriege, hatte er aus seiner deutschen Gesinnung kein Hehl gemacht. Im Beginn des Krieges hatte er schwer gelitten um seines Deutschthums willen. Auf ihn konnte ich mich verlassen. Ich fragte:

— Sollten Sie vielleicht zufällig den Mann da, in dem langen blauen Rock an der dritten Säule vom Ausgange her, kennen?

— „Meiner Seel'", sagte er, „ich dächt', den kännt' ich. Jawohl, das ist ja der Lafleur aus Metz; oh gewiß, das ist er. Ja, das ist ein Haupt-Sauhund."

Ich muß hier einschalten, daß das Wort „Sauhund" im alemannischen Dialekt sehr gebräuchlich und nicht ganz so schlimm gemeint ist, wie es lautet. Es bedeutet ungefähr das Nämliche, was der richtige Berliner „Fauler Kopp" nennt. In Würtemberg wendet man es zuweilen sogar auf Staatsmänner an.

— „Ja, solche Kerls," sagte der Fabrikant, „drücken sich jetzt überall heran an die neue deutsche Verwaltung im Elsaß und in Metz; und manche von den Beamten, die aus Deutschland gekommen sind, lassen sich auch mit ihnen ein, weil sie bequem sind. Nun, wir wollen sehen, wie lange die Freundschaft dauert mit diesen Leuten, welche allen im Laufe der Zeit auf einander folgenden Gewalten und Systemen dienen, wie sie sagen: „aus Prinzip" und „Allen mit gleicher Treue." Die Geschichte von diesem Lafleur ist einfach. Er ist ein Bauern-

junge aus einem schmutzigen Neste nordwestlich von Metz. Verneville heißt es; die deutsche Cernirungs-Armee von Metz wird davon zu erzählen wissen. In seiner frühesten Jugend entdeckte man Talent bei ihm: und er hat dessen in der That. Er wurde zum auserwählten Rüstzeug in Aussicht genommen und nach Metz in das Seminarium puerorum gebracht. Dann schickte man ihn nach Rom, wo er in das Collegium Germanicum kam. Ehe er aber noch die Priesterweihe erhalten hatte, muß er Etwas gethan haben, was ihm diese Carriere verschloß. Er ging unter die päpstlichen Carabinieri und führte angeblich Krieg gegen die Räuber. Dann wurde er römischer Gensd'armerie-Hauptmann; und von da brachte ihn später ein Beamter des auswärtigen Ministeriums nach Paris, wo er sofort eine gute Stellung erhielt. Man lobte ihn als außerordentlich brauchbar, weil er Deutsch, Italienisch und Französisch verstehe, und zwar Jedes wie seine Muttersprache, und weil er tief eingeweiht sei in geistliche Angelegenheiten. Wer weiß, wie weit er es noch gebracht hätte, wenn nicht der 4. September dazwischen gekommen wäre. Der scheint ihn in Paris aus dem Sattel gehoben zu haben. Er erschien plötzlich, vollständig mittellos, im Elsaß, stimmte dort den frommen und den deutschen Ton zugleich an und versicherte, er sei von Paris freiwillig fortgegangen; denn er habe es nicht über sein ehrliches deutsches Herz und seine christliche Treue bringen können, dieser Republik, dieser Straßenregierung, diesen Juden und Freimaurern, zu dienen. Aber warum fragen Sie nach ihm, haben Sie ein Abenteuer mit ihm gehabt?"

— Das gerade nicht. Er wollte mich nur überzeugen, im Elsaß und in Lothringen müßten die Schulen unter die Geistlichkeit gestellt werden.

— „Ich dächte denn doch, das wär' schon!"

— Nein, meinte ich, wenigstens nach dem Gesetz stehen sie

unter den Gemeinden und unter dem Staat. Ist dies denn thatsächlich nicht so?

— „Im Gegentheil," sagte der Fabrikant, „das ganze Schul- und Erziehungswesen, höheres sowohl als mittleres und niederes, ist gegenwärtig ausschließlich in den Händen der Jesuiten und ihrer Werkzeuge. Ueberhaupt hat der Kaiser, je mehr seine Autorität, sein Nimbus und seine Popularität — und er war einmal populär, wenigstens hier im Elsaß — dahinschwanden, desto mehr sich den Jesuiten in die Arme geworfen. Die Anstachelung der Jesuiten, die eines großen Coup für die Unfehlbarkeit bedurften, und die Furcht vor den Rothen, die nach Rache für Sadowa schrieen, haben den Kaiser zum Kriege getrieben, nach welchem er selbst durchaus nicht lechzte. Denn er huldigte dem Rheingrenze-Dogma so wenig, wie den übrigen französischen Vorurtheilen. Die letzteren hat er stets benutzt, aber nie getheilt. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, der Kaiser" —

— Erlauben Sie, ich glaubte, Sie wollten die Güte haben, mir Etwas über das Schulwesen mitzutheilen.

— „Ja so, Sie haben ganz Recht. Nun, wissen Sie, mit dem Schulwesen, das ist einfach so: Sowohl in Metz, als auch in Straßburg sind große Jesuitencollegien, welche, unter Beistand oder wenigstens unter Duldung der kaiserlichen Regierung, nach und nach das ganze Schulwesen an sich reißen, von der Volksschule bis zur Fachschule und zur Universität. Unsere Lehrer, unsere Beamten, ja sogar unsere Offiziere gehen aus diesen Jesuitencollegien und den damit verbundenen Lehranstalten hervor. Metz gilt für die vornehmere Anstalt und ist deshalb gesuchter, namentlich für Offiziersaspiranten. Man übergiebt diesem Collegium einen kleinen Jungen und sagt ihm, er soll Offizier werden. Dann macht er dort die Primärschule, das Lyceum und die mathematisch-geographische Fachschule durch und

Digitized by Google

geht schließlich, wenn er etwa 17 Jahre alt ist, noch ein Bischen nach Saint-Cyr, und damit ist der Offizier fertig. Viele französische Offiziere haben ihr Ehrenwort gebrochen, unter allerlei Vorwänden. Sie sagen wie Ducrot: Ich war da und dahin bestellt und hatte auf Ehrenwort versprochen mich dort einzufinden, um mit dem nächsten Eisenbahnzug nach Deutschland spedirt zu werden; ich war da auf die Minute; ich fand Niemand; ich wartete eine Minute, genau gezählt mit der Uhr in der Hand, sechszig Sekunden; es kam Niemand und es ging kein Zug; da ging ich; ich hatte mein Ehrenwort erfüllt und war damit jeder weiteren Pflicht überhoben. Ein Anderer sagt: Ich habe mein Ehrenwort damals als Offizier gegeben, allein jetzt habe ich aufgehört Offizier zu sein; ich trete als einfacher Soldat in die Armee; freilich als Offizier darf ich nicht gegen Preußen fechten, aber als Gemeiner, das ist etwas Anderes; darüber besteht keine Verpflichtung. Ein Dritter sagt: Ich habe versprochen, gegen die Deutschen nicht mehr die Waffen zu führen; nun wohlan, ich lasse den Degen zu Hause und stelle mich mit einer Cigarre an die Spitze der Compagnie, damit breche ich nicht mein Wort und ermuthige desto mehr meine Leute, welche meinen Muth bewundern, und zugleich meinen Esprit, womit ich den deutschen Barbaren ein Schnippchen geschlagen. Sehen Sie, das sind die Leute, welche sich ihre Erziehung in dem Jesuitencollegium zu Metz geholt haben. In den preußischen Kadettenhäusern lernt man so etwas freilich nicht."

— Wenn ich Sie recht verstehe, wollen Sie damit andeuten, man lehre in Metz die jungen Leute —

— „Was man in Metz lehrt, weiß ich nicht. Ich bin nicht dabei gewesen, und sage nie mehr als ich verantworten kann. Uebrigens wissen Sie so gut wie ich, wer den Satz, daß der Zweck die Mittel heiligt, und wer die Lehre von der reservatio mentalis erfunden. Ich sage Ihnen nur so viel: die

Offiziere, die ihr Ehrenwort gebrochen, sind vorzugsweise Zöglinge der Metzer Anstalt."

— Nun, lassen wir die Offiziere bei Seite, und sprechen wir von den Volksschulen. Soviel ich die französische Gesetzgebung kenne, steht die Primärschule gar nicht unter der Geistlichkeit, sondern unter der Pariser Universität und dem aus dieser hervorgegangenen Unterrichtsrath.

— „Das mag sein, aber als praktischer Mann werden Sie wissen, daß das, was man selbst täglich hört und sieht, mehr gilt, als das, was auf dem Papiere steht. Nun sage ich Ihnen weiter: Unsere Ortsgeistlichen und unsere Lehrer sind meistens auch Jesuitenzöglinge. In diesen Collegien zu Straßburg und Metz finden Sie, wie ich Ihnen schon gesagt habe, Alles. Nicht nur Kinderschulen, Primär- und Sekundär-Schulen, Collegien, Lyceen, Fachschulen, sondern auch Normalschulen, Priester- und Lehrer-Seminare. Hier wird Alles fabrizirt. Nicht nur Beamten- und Wehrstand, sondern auch Klerus und Lehrstand. Und Alles, was hier fabrizirt wird, ist aus einer und derselben Form gebacken und gehorcht den nämlichen Oberen. Ich spreche nicht gern von mir selbst und von dem, was ich erlitten zu Beginn des Krieges. Ich bin Katholik so gut wie Monsieur Lafleur. Aber das half mir nichts. Ich hatte mich von einem armen Jungen zu einem wohlhabenden Fabrikanten in die Höhe gearbeitet. Ich hatte Selbstgefühl und Charakter und gehorchte in weltlichen Dingen meinen eigenen Ueberzeugungen und nicht den Befehlen des Herrn Kaplan. Auch stimmte ich nicht mit ein in das Indianer-Kriegsgeheul, das vor einem halben Jahre als guter Ton, christlicher Glaube und politische Loyalität galt. Ich will es mir nicht zum Verdienst rechnen, daß ich für Erhaltung des Friedens war. Mein Geschäft brachte es so mit sich. Es standen Tausende auf dem Spiel. Auch habe ich für Hunderte von Arbeitern zu sorgen. Ich darf in Zeiten, wo der

Digitized by Google

Absatz stockt, so wenig meine Arbeiter fortschicken, wie der Kriegsherr sein Heer auflösen darf, sobald der Friede geschlossen ist. Der Markt kann sich jeden Augenblick wieder beleben, und dann müssen die Arbeiter da sein. Außerdem habe ich die moralische Verpflichtung, eine ungünstige Konjunktur, soweit dies meine Kapitalkraft erlaubt, selbst zu tragen und nicht auf die Arbeiter abzuwälzen, welche letztere deshalb Unrecht haben, gegen das Kapital zu schreien; denn nur das Kapital macht es möglich, sie in ungünstigen Zeiten, wo das Geschäft leidet und sie nicht ernähren kann, bis zu besseren Tagen mit durchzufüttern. Ich kann es mit stolzer Bescheidenheit sagen: Ich habe dieser moralischen Verpflichtung stets bis an die äußerste Grenze des Möglichen entsprochen; nicht minder habe ich stets meine kirchlichen Pflichten erfüllt. Nichtsdestoweniger war ich, gleich den übrigen Fabrikanten, der Gegenstand der heftigsten und gefahrdrohendsten Anfeindungen seitens der Geistlichkeit oder doch wenigstens eines Theiles derselben. Ihre Agitation war gar keine kirchliche oder politische mehr, sondern geradezu eine socialistische oder kommunistische. Es ward zu einem Verbrechen gestempelt, sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein kleines Vermögen erworben zu haben und es zu nützlicher produktiver Thätigkeit, zur Fabrikation, zu verwenden, anstatt einfach Coupons abzuschneiden und deren Ertrag mit der Kirche zu theilen. Der Satz, daß leichter ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher in das Himmelreich, wurde in den mannigfaltigsten Variationen auf uns angewandt; es wurde so dargestellt, als hätten wir unser Vermögen den Arbeitern gestohlen und die ganze geistliche Beredsamkeit richtete sich gegen die „deutschen Herren," d. h. gegen uns Fabrikanten. Sie prassen von Eurem Blut; sie zehren von Eurem Schweiß, hieß es; sie nehmen nicht Theil an Eurer Freude und Eurem Leid; ist jemals Einer der deutschen Herren an Eurem Krankenbette erschienen, um ein

Digitized by Google

Vaterunser mit Euch zu beten? Hat er je einem der Eurigen das letzte Geleit auf den Gottesacker gegeben? Nein, und abermals nein. Und deshalb sage ich Euch: Das Rachegericht des Herrn wird über sie hereinbrechen. Solche Reden waren das tägliche Brot; und sie fingen Feuer, denn die Arbeiter waren großentheils Wälsche. Wie der Sturm losbrach und wie wir uns, gut oder schlecht, desselben zu erwehren gesucht haben, das will ich Ihnen ein anderes Mal erzählen. So viel steht fest; solche Geistliche, welche sich zu bewußten oder unbewußten Werkzeugen des niedrigsten politischen und socialistischen Fanatismus hergeben, sind weder fähig noch würdig, die Schule zu leiten. Jedenfalls müßten vorher dem geistlichen Stande neue Elemente aus Deutschland zugeführt werden, wo die Geistlichkeit hinsichtlich der Sittlichkeit und der Intelligenz unendlich höher steht, als in Frankreich; und die Pfarrer müßten eine bessere, gegen Willkür gesicherte Stellung erhalten."

— Ich dächte, eine solche Stellung hätten sie; wenigstens nach den, auch in Frankreich geltenden Satzungen des canonischen Rechtes kann einem katholischen Pfarrer ohne einen förmlichen Prozeß und ohne Urtheil und Recht kein Haar gekrümmt werden.

— „Ja, ja", lachte der Fabrikant, „so seid Ihr Juristen, was Ihr in Euren Verordnungen und Gesetzsammlungen, in Eurem schweinsledernen Corpus juris civilis oder canonici lest, das nehmt Ihr Alles gleich für baare Münze. In Wirklichkeit aber steht alles ganz anders. Die kanonischen Satzungen, von welchen Sie reden, gelten nur für die wirklichen Pfarrer. Aber die Herren Bischöfe stellen so zu sagen gar keine Pfarrer mehr an, sondern blos sogenannte Desservants, d. h. Pfarrverwalter, Hülfspfarrer, oder wie man sie im Schwabenlande nennt, „Helfer". Diese armen Leute erhalten weder die pragmatischen Rechte des wirklichen Kuraten, noch dessen Diensteinkommen. Sie müssen

Digitized by Google

sich mit 100—150 Thalern pro Jahr begnügen; der Ueberschuß fließt in, ich weiß nicht, was für, anderweitige Kassen. Der Bischof kann sie, ohne auch nur einen Grund anzugeben, nach Belieben versetzen und absetzen; sie sind, so steht es ausdrücklich geschrieben, auf den bloßen Wink des Bischofs entsetzbar. Wenigstens drei Viertel der Pfarrstellen sind nicht mit wirklichen Pfarrern, welche man allerdings nur nach kanonischem Prozesse entfernen kann, sondern mit diesen unglücklichen Desservants besetzt. Nun denken Sie sich einmal dieses geistliche Proletariat. Rechnen Sie dazu, daß in Frankreich die Bischöfe durchaus nicht so unabhängig von der Regierung sind, wie in Preußen. Und nun stellen Sie sich vor, daß ein solches Korps gegen uns losgelassen wird. Und dem soll man auch die Schulen überlassen? Nein, das geht nicht. Erst müßte doch einmal auch hier die Geistlichkeit auf deutschen Fuß gebracht werden."

— Aber sie soll sich doch bisher des Deutschthums angenommen haben? — (Ich erzählte ihm den Fall von Remeringen und fragte, ob das wahr sei.)

— „Ja, das kann schon wahr sein. Ich glaube schon von der Geschichte gehört zu haben. Jedenfalls sind auch im Elsaß ähnliche Sachen passirt. Allein was beweist das? Wenn es damals in ihren Kram paßte, das Deutsche auf Kosten des Französischen zu protegiren, wer bürgt uns dafür, daß nicht morgen das umgekehrte Verhältniß stattfindet? Daß es nicht, nachdem Deutsch-Lothringen und Elsaß definitiv eine preußische oder eine deutsche Provinz geworden sind, in ihrem Interesse liegt, nunmehr das Französische zu begünstigen und das Deutsche zu unterdrücken? Denn auch das bringen sie fertig; sie sind in allen Sätteln gerecht; und die deutsche Presse ist ihnen dann vielleicht noch unbequemer, als jetzt die französische. Kurz, man hat keine Garantie."

— Was soll aber dann aus der Schule in Elsaß-Lothrin-

gen werden? Man kann sie doch nicht unter die Universität und den Unterrichtsrath in Paris stellen?

— „Ist auch gar nicht nöthig. Es ist Alles auf gutem Wege. Wie's in Lothringen damit steht, weiß ich nicht. Hier im Elsaß haben wir schon zwei tüchtige Schulmänner aus Preußen an der Spitze der Verwaltung. Der Eine ist ein Schulrath aus Liegnitz in Schlesien, der Andere ein Schuldirektor aus Neuwied am Rhein. Ersterer ist für das katholische und letzterer für das protestantische Schulwesen. Sie zeigen viel Geschick und viel Verständniß für unsere Zustände. Wenn man ihnen freie Hand läßt und nicht so, wie es in den neuen Provinzen während der Diktaturperiode geschehen sein soll, ewig von Berlin aus dazwischen experimentirt und reglementirt, dann wird es schon gehen. Nur den beiden Normalschulen in Colmar und in Straßburg sollte man auch noch tüchtige deutsche Direktoren geben. Das sind wichtige Posten."

— „Vor Allem aber", fügte der Fabrikant nach einigem Besinnen hinzu, „müßte man die Straßburger Universität wieder auf den Standpunkt echt deutscher Wissenschaft emporheben. Sie hat jetzt schon gute Elemente. Die medizinische Fakultät soll gut sein, desgleichen die für protestantische Theologie. Zumeist aber bedürfte es einer tüchtigen philosophischen Fakultät; für die historischen und für die exakten Wissenschaften, für deutsche und klassische Philologie und für Philosophie, so wie sie in Deutschland getrieben wird, müßte namentlich gut gesorgt werden. Das würde sich lohnen. Die Sache liegt einfach so: Unseren geistigen Mittelpunkt hatten wir bisher in Paris; ihn jetzt schon in Berlin zu suchen, würde uns unendlich schwer fallen. In den benachbarten deutschen Kleinstaaten — das geht noch weniger. Das würde unseren Stolz kränken. Wenn wir auch die Wälschen nicht leiden mochten — wir hatten allen Grund dazu, denn sie behandelten uns stets von oben herunter

Digitized by Google

mit der ignorantesten und suffisantesten Hochnasigkeit —, wir wußten uns denn doch was damit, einer europäischen Großmacht anzugehören. Nun aber müssen wir um jeden Preis los von Paris, namentlich von seiner geistigen Knechtschaft, die wie Blei auf unser Gehirn drückt. Das Facit ist also: Man gebe uns einen selbständigen geistigen Mittelpunkt, der seine Kraft ausschließlich aus deutschen Quellen schöpft. Sie wissen, was die preußische Universität Bonn für das nordwestliche Deutschland gewirkt hat. Dasselbe und noch weit mehr wird die preußische Universität Straßburg für das südwestliche Deutschland leisten."

Wir trennten uns in Hagenau. Ich fuhr noch bis Weißenburg, das seit Monaten schwer seufzt unter der Last der Einquartierung, die gar nicht enden will; denn immer wieder strömen täglich neue deutsche Kriegsvölker nach Frankreich. Nachdem ich mir mit Mühe im „Blauen Engel" ein Zimmer erstritten, überlegte ich: Soll ich, nach Berlin zurückgekehrt, Herrn von Mühler die Botschaft des Monsieur Lafleur ausrichten? Die Antwort lautete: nein. Nein, aus folgenden Gründen: Erstens bin ich weder legitimirt, noch wie es ein richtiger Botschafter sein muß, persona grata. Zweitens ist Herr von Mühler auch nicht legitimirt; denn Elsaß-Lothringen ist noch nicht preußisch, sondern steht unter der Herrschaft Seiner Majestät, des obersten Feldherrn der Deutschen, unter der Verwaltung des Bundeskanzlers; drittens wird es das Beste sein, diese Elsasser Unterhaltungen der Oeffentlichkeit zu übergeben, nicht für eine einzelne Person, sondern für Jedermänniglich, den es angeht; v. N. w.

IV.

Vlamisch-Alemannisches.

In dem zu Gent, in Belgien, in vlamischer Sprache erscheinenden Wochenblatt „Het Volksbelang" (auf Deutsch soviel wie

Digitized by Google

„das Interesse des Volks“ oder das „Volkswohl“) finden wir den Bericht zweier Bürger dieser Stadt abgedruckt, welche nach dem Fall von Straßburg und Metz sich in das Elsaß und nach Lothringen begaben, um dort nach Möglichkeit die Leiden des Krieges lindern zu helfen. Diese beiden belgischen „Liebes-Onkels“, wie sie der Berliner in seiner kurzhandigen Weise nennen würde, schildern auch die gesellschaftlichen Eindrücke, welche sie in der kürzlich eroberten Stadt Straßburg erhalten. Ihre Darstellung ist so außerordentlich interessant und charakteristisch, daß ich nicht umhin kann, sie, von dritter Hand aus dem Vlamischen in's Hochdeutsche übertragen, hierher zu setzen.

— „Einer von uns“, erzählten die beiden Vlaminger, „Einer von uns, dem das Besuchen der Hospitäler in Straßburg weniger von Interesse war, hatte einem Kaufmann dieser Stadt, mit welchem er in Handelsbeziehungen stand, einen Besuch abgestattet. In seiner Eigenschaft als Belgier ward er außerordentlich gut aufgenommen und eingeladen, mit mir noch am Abend desselben Tages wiederzukommen. Hierdurch erhielten wir Gelegenheit, uns im Kreise einer Straßburger Gesellschaft zu bewegen, die Denkart derselben kennen zu lernen und den Geist der Elsasser etwas zu studiren. Mehrere andere Bürger der Stadt, die wahrscheinlich begierig waren, aus dem Munde von neutralen Ausländern Urtheile über den wirklichen Stand der Dinge zu hören, trafen wir an diesem Abend im Hause des Straßburger Kaufmanns.

Groß war in dieser Gesellschaft die Kundgebung französischer Gesinnungen. Man hätte glauben sollen, daß das achtunddreißigtägige Bombardement ihre gemachte oder wahre Begeisterung etwas abgekühlt; aber durchaus nicht. Sie behaupteten, daß sich die Stadt noch lange hätte halten können, und überaus heftig waren die Auslassungen über General Uhrich. Er habe sich, sagten sie, während der Belagerung wenig gezeigt,

Digitized by Google

niemals sei er an den gefährlichen Punkten zu sehen gewesen. Man behauptete, daß er die Stadt verlassen habe, noch bevor den Einwohnern die Uebergabe der Festung bekannt war. Mit Einem Worte: man erklärte ihn für einen Feigling, für einen Verräther.

Der General hat bereits auf alle diese Vorwürfe öffentlich geantwortet. Doch ist man in gleicher Weise auch gegen Bazaine aufgetreten, welcher noch zwei Tage vor der Uebergabe von Metz „der muthige, ruhmreiche Feldherr" genannt worden war. Heute wird bereits wieder die Rechtschaffenheit von Aurelles de Paladine angezweifelt, nachdem man ihn vor acht Tagen als denjenigen bezeichnet hatte, „der die Siege wieder unter die französischen Fahnen gerufen." Sehr bald dürften wir auch Trochu und Favre als Verräther bezeichnet sehen, und wer weiß, was selbst Herrn Gambetta passirt. Der unsinnigsten Vergeudung vieler Millionen beschuldigt man ihn jetzt schon. So aber waren die Franzosen allezeit: siegen sie, dann ist der Triumph ihrem Muthe zu danken, und werden sie geschlagen, dann sind ihre Feldherrn Verräther.

Unsere Elsasser sind in dieser Hinsicht bei der grande nation in die Schule gegangen und um kein Haar besser als die anderen. Auch sie sind nicht im Stande zu glauben, daß Frankreich eine Niederlage erlitten, und das Wort „Verrath" lag ihnen beständig auf der Zunge. Ohne sie zu verletzen, verhehlten wir ihnen gleichwohl unsere Ansicht nicht, daß Uhrich sehr wohl daran gethan, die Stadt zu übergeben, und daß, was die Nationalitätenfrage betreffe, es uns recht scheine, daß Elsaß und Deutschlothringen wieder zum gemeinsamen deutschen Mutterlande zurückkehrten. In der Gesellschaft befanden sich zwei Männer, welche unserer Ansicht beipflichteten; der Eine war ein Doktor, der in Berlin studirt hatte, und der Andere ein Brauer, der mit einer Frau aus Baden verheirathet ist. Aber alle An-

deren waren ganz über den französischen Leisten geschlagen. Paris war für sie die Weltstadt; von Frankreich allein können Freiheit und Gleichheit kommen; Deutschland aber war ihnen nur in Bismarck personificirt.

Die Unterhaltung fand natürlich in französischer Sprache statt, aber das Französisch war mit deutscher Zunge gesprochen und mit deutschem Kopfe gedacht. Alle diese Leute hatten dieselbe Erziehung genossen, wie unsere Bourgeoisie in Flandern. In den Unterrichtsanstalten wurde ihnen von den Elementarschulen an nichts als Französisch gelehrt; es war ihnen verboten, ein Wort Deutsch zu sprechen, selbst auf der Straße. Später wurden sie nur mit der französischen Literatur bekannt gemacht; Geschichte wurde ihnen in französischer Sprache vorgetragen. Für sie giebt es nur französische Heroen, und Hand in Hand geht damit Mißachtung alles Fremdländischen, Herabsetzung alles Deutschen, als etwas Ordinärem, Bäuerlichem.

Wollen wir uns ein recht deutliches Bild des Elsaß machen, so brauchen wir in Belgien nur um uns zu blicken und wahrzunehmen, welches der Zustand des vlamischen Theiles unseres Landes ist. Unlängst wurde in der belgischen Kammer ein Vergleich zwischen Wallonen und Vlamingern hinsichtlich ihrer Geistesentwickelung und Bildung gezogen. Was der Genter Volksvertreter Herr de Maere bei dieser Gelegenheit über Flandern sagte, kann Wort für Wort auf das Elsaß angewandt werden.

Ebenso wie wir Vlaminger, haben auch die Elsasser keine gebildete Sprache. Die große Menge versteht und spricht weder ordentlich Deutsch noch gut Französisch, obwohl sie ihre Bedürfnisse in beiden Sprachen kundgeben kann. Die Bourgeoisie versteht zwar Französisch genug, um Romane in dieser Sprache zu lesen, aber einen erhabenen Gedanken, einen logischen oder sittlichen Begriff vermögen sie weder in deutscher noch in französischer Sprache correct auszudrücken, oder auch nur vollständig

Digitized by Google

zu verstehen, wenn er ihnen in einer dieser Sprachen vorliegt oder vorgetragen wird. Im Gedankengang sind sie Deutsche geblieben, in der Sprache sind sie Zwitter geworden. Beides verstehen sie, aber keines ordentlich.

Sie sprechen zwar hundertmal mehr Deutsch, als die höheren Klassen in Flandern Vlamisch, aber ebenso wie hier, sind die Gespräche, die sie in der Landessprache führen, mit französischen Wörtern gespickt, welche letztere häufig in deutsche Endungen auslaufen. Die Frauen stehen ebenfalls bei uns im Vergleiche zu den Elsasserinnen noch zurück. In einem elsassischen Salon kann man mindestens jede einheimische Dame in deutscher Sprache anreden und sicher sein, von ihr verstanden zu werden und auch wohl, wenn auch keine zierlich hochdeutsche, doch eine deutsche Antwort in elsasser Mundart von ihr zu erwarten; in Flandern dagegen würde es schon ungebildet erscheinen, wenn wir eine Dame, mit welcher wir nicht sehr „intim" sind, ohne Weiteres in vlamischer Sprache anreden wollten.

Aber, wie gesagt, die Elsasser sprechen eben so wenig, als die heutigen Vlaminger, eine gebildete Sprache. Ein Volk, das in diesem Zustande lebt, nimmt an der Kultur der Sprache, die es redet, sowie der betreffenden Nationalität nicht den geringsten Antheil. So bleiben denn die Elsasser geistig ebenso von Frankreich, als von Deutschland getrennt, und daher die Rohheit, die Verwilderung des im Grunde so braven und hoch begabten elsassischen Volkes.

Dieser Art waren die Betrachtungen, die wir, der Straßburger Doktor und ich, mit einander austauschten, während mein Freund beschäftigt war, dem übrigen Theile der Gesellschaft die drei großen Schlachten in der Umgegend von Metz mit einer strategischen Sachkenntniß zu erklären, welche seine Zuhörer in Erstaunen setzte. Er hatte eine Landkarte vor ihnen aus-

Digitized by Google

gebreitet, und während er ihnen die militärischen Operationen des Generals Steinmetz und des Prinzen Friedrich Karl am 14., 16. und 18. August deutlich machte, setzte ich mein Gespräch mit dem Doktor fort.

— „Bei uns," sagte ich zu diesem, „giebt es Viele, die gegen die Annektirung von Elsaß und Lothringen sind, weil Deutschland wahrscheinlich die Bevölkerung nicht darüber befragen, kein Plebiszit veranstalten werde, um der Einverleibung eine gesetzliche Form zu verleihen."

Der Doktor lachte darüber laut auf.

— „Je heiliger," sagte er, „das Prinzip der Volkssouveränität ist, um so tiefer müßte es aufgefaßt und zur Anwendung gebracht werden. Die Entscheidung über das Schicksal eines Landes, über die staatlichen Zustände von Jahrhunderten, kann man unmöglich einem solchen Nationalitäten-Splitter, einem Partikelchen, noch viel weniger aber einer überbildeten, mangelhaft unterrichteten Bourgeoisie und einer unverständigen Masse von Bauern überlassen, die unter den Einflüssen ihres Pfarrers oder ihres Hofjuden sich befinden, von denen der Eine geistig und der Andere materiell sie ganz in seinen Händen hat. Die in einem unklaren Uebergangszustande befindlichen Elsasser sind außer Stande, über die Sache ihrer Nationalität ein klares Urtheil abzugeben. Es würde abgeschmackt, lächerlich und unwürdig sein, sie die Rolle von Nizza und Savoyen spielen zu lassen. Einst, wenn deutscher Unterricht und deutsche Erziehung sie wieder auf den richtigen Weg der Volksbildung geleitet haben werden, von welchem sie durch Frankreich gewaltsam abgezogen wurden, wenn sie sich wieder im Reinen darüber befinden werden, was sie eigentlich sind, was sie sollen und was sie wollen — erst dann werden sie über ihr Nationalgefühl sich klar geworden, und dann wird auch ihr Ausspruch darüber unzweifelhaft sein."

Digitized by Google

Und als ich dem Doktor in diesen Ansichten vollständig beistimmte, fuhr er fort:

„Ich gehe noch weiter. Das deutsche Elsaß kann mit dem absorbirenden und centralisirenden französischen Volke unmöglich länger vereinigt bleiben, ohne daß seiner deutschen Natur und seinem deutschen Charakter Gewalt angethan, ohne daß die Eigenschaften eines deutschen Stammes und die Vortheile, die damit verknüpft sind, verloren gehen. Ein Stamm kann unmöglich mit Bewußtsein hinter der Bildung seines Volkes und seiner Zeit lange zurückbleiben, eine Nationalität kann keinen Selbstmord begehen. Ich bin," fügte er hinzu, „ein echter Demokrat, ein heftiger Gegner der ultramontan-imperialistischen Partei, aber gerade in Folge meiner demokratischen Grundsätze habe ich kein Verständniß für Garibaldi, der Italien zu seiner Einigkeit verhalf und jetzt für Frankreich ficht, welches Nizza behält, wo er sogar die nationale Bewegung unterdrücken hilft. Alle Freunde des Lichtes, der Freiheit und der Selbstverwaltung sollten vielmehr jauchzen und jubeln darüber, daß der bereits begonnene langsame Vergiftungsprozeß, der Mord an diesem unzweifelhaft auch heute noch alemannisch-deutschen Volksstamme, wie ihn Frankreich von langer Hand vorhat, abgewandt wird, indem Elsaß und Deutschlothringen zu ihrer gemeinsamen deutschen Mutter zurückkehren.

„Was insbesondere Straßburg betrifft," bemerkte der Doktor schließlich, „so wird der protestantische Theil der Stadt wie des gesammten Elsaß, insofern er auch jetzt noch französisch gesinnt, binnen weniger als fünf Jahren ganz so national denken, wie irgend ein Gau im alten Deutschland. Mit den Ultramontanen freilich, mit Leuten vom Schlage des Herrn Keller, dem früheren Vertreter der Stadt im gesetzgebenden Körper und jetzigen Kapitän der Franktireurs, dürfte man seine liebe Noth haben. Diese Kerle haben hier sowohl als in andern Ländern

Digitized by Google

kein Vaterland; für sie giebt es nur Ein Oberhaupt: den Papst, nur Eine Sehnsucht, und das ist Rom! Sie sollen auswandern. Jeder Kopf von dieser Sorte weniger ist für das Elsaß ein großer Gewinn."

— Soweit unsere germanischen Vettern, die beiden Vlaminger. Man erlaube mir, diesem völlig unverdächtigen Zeugniß zweier Ausländer ein Paar Worte hinzuzufügen.

Vor langen Jahren war ich einmal im Sommer während ein Paar Wochen in Baden-Baden und amüsirte mich im Stillen damit, die Gesellschaft zu studiren, wobei ich jedoch persönlichen Anknüpfungen möglichst auswich. Unter den deutschen Badegästen konnte man zwei Gruppen unterscheiden, die eine aus Berlin stammend und die andere aus Frankfurt am Main. Beide Gruppen verhielten sich antipathisch gegeneinander. Die Berliner waren stolz auf ihre Intelligenz und auf ihr Preußenthum; die Frankfurter noch stolzer auf ihren Besitz und auf ihr freireichsstädtisches „Republikanerthum", kraft dessen sie sich berechtigt glaubten, über Alles auf der Welt den losesten Mund zu führen, mit Ausnahme natürlich ihrer eigenen Regierung, des hochwohlweisen und sakrosankten Senates der „freien" Stadt Frankfurt am Main.

Die feindlichen Heerschaaren von Berlin und Frankfurt stimmten jedoch in einem Stück überein, nämlich in der Schwäche, Französisch zu sprechen, namentlich wenn andere Leute zuhörten. Besser hätten sie ohne Zweifel gethan, es zu sprechen nur dann, wenn sie ganz allein waren. Denn ihr Französisch war abscheulich. Jedoch sie selbst waren ohne Zweifel anderer Meinung. Sie hielten es für sehr schön und sprachen es sehr laut und vernehmlich. Und diesem glücklichen Umstande hatte ich es zu verdanken, daß auch ich, obgleich weder mit dem einen, noch mit dem anderen Stamme verwandt oder persönlich bekannt, Etwas davon profitirte. In Folge meiner Studien entdeckte ich

Digitized by Google

sofort eine Differenz zwischen den feindlichen deutschen Brüdern. Der Frankfurter nämlich legte den Ton möglichst nach vorn und sprach in einem lebhaft hopsenden Rhythmus. Der Berliner sprach in einem gleitenden und schleifenden Rhythmus und legte den Ton mit der alleräußersten Entschiedenheit auf die letzte Silbe. Der Frankfurter spricht die Worte „à quatre mains“ so aus: à kat mã (´◡◡), der Berliner so: a kater mängk (◡◡◡´). Der Frankfurter spricht áksã (accent), also ´◡; der Berliner spricht: akzangk, also ◡´. Der Frankfurter sagt: Béllaliãs (´◡◡◡), der Berliner sagt: belaliangx (◡◡◡´). Der Frankfurter nennt das Amendement ein „Amãdemã“ (◡´◡◡), der Berliner ein „amangkdemangk“ (◡◡◡´). Der Frankfurter sagt Vérsail (´◡) für Versailles, der Berliner „Werrzálch“ (◡´).

Leider war nicht ich es allein, der diese Differenzen im deutschen Französisch des Westen und des Osten entdeckt hatte. Die beiden feindlichen Tribus waren einander auch auf die Sprünge gekommen und begannen sich gegenseitig wegen schlechter Aussprache des fremden Idioms aufzuziehen, wobei allerdings nicht zu verkennen war, daß sie beiderseits nur allzu Recht hatten.

Nun erlebte ich an der Spielbank folgende Scene. Einer vom „Stamm Berlin“ spielte; er verlor und war übler Laune. Einer vom „Stamm Frankfurt a. M.“ (dieser Stamm ist vorsichtiger, als der Berliner Wagehals) stand dabei und observirte. Der letztere rückte dem Berliner näher auf den Leib, als es unter Gentlemen Sitte ist. Der Berliner verbat sich das zweimal in aller Höflichkeit. Es half nichts. Der Frankfurter machte sich immer breiter. Da giebt ihm endlich der mißmuthige und gereizte Berliner einen kräftigen Stoß.

„Vous êtes un insolent!“ schreit der Frankfurter Deutsche auf französisch.

Digitized by Google

Das Wort „insolent" sprach er natürlich, in Gemäßheit des oben exponirten Systems, so aus: „īsolā" (‿‿‿), während es der Berliner so ausgesprochen haben würde: „engsolangk" (‿ ‿ ‿).

„Vous êtes un Francfortois", erwidert der Berliner Deutsche, natürlich ebenfalls auf französisch. Um aber dem deutschen Bruder zu verstehen zu geben, daß er einen schlechten „Akzangk" (‿ ‿) habe, sprach er das Wort so: „Frängkfordowa" (‿‿‿‿).

Man wird sagen: eine dumme Geschichte das! Ja freilich; und gerade weil sie so unendlich dumm, und doch leider eben so wahr als dumm ist, deshalb erzähle ich sie; und je dummer sie der verehrte Leser von 1871 findet, desto mehr fühle ich mich geschmeichelt. Denn ich erzähle sie ja gerade zu dem Zwecke, um darzuthun, welche Fortschritte wir in Deutschland in der Zeit zwischen Damals und Jetzt gemacht haben.

Ich erzähle sie aber auch zu dem Zwecke, um ein gutes Wort einzulegen für unsere verirrten deutschen Brüder in Straßburg. Wenn solche Dinge in nicht allzu ferne zurückliegender Vergangenheit noch im Schoße des deutschen Vaterlandes selbst möglich waren, warum sollten wir einen Stein auf die Straßburger werfen, die augenblicklich noch der Meinung sind, schlechtes Französisch sei „vornehmer" als gutes Deutsch? — Gutes Deutsch? Nicht doch! Man spricht in Straßburg kein gutes Deutsch, sondern nur schlechtes. Unter dem schlechten Deutsch verstehe ich aber bei Leibe nicht die einheimische Mundart der Elsasser, über die ich bei dieser Gelegenheit ein paar Bemerkungen machen will.

Wenn man überhaupt eine Preisschau über die deutschen Mundarten, von welchen jede ihre besonderen Schönheiten hat, halten könnte, so würde ich keinen Augenblick zögern, dem alemannischen Dialekt, wie er im südlichen Baden und im Elsaß

Digitized by Google

gesprochen wird, den ersten Preis zuzuerkennen. Er ist an Feinheit und melodischem Reichthum unter den deutschen Dialekten dasselbe, was der jonische unter denen des alten Griechenlands war. Um sofort einen deutlichen Begriff von diesem auf beiden Ufern des Rheins zwischen dem Schwarzwald und den Vogesen herrschenden Dialekt zu geben, erinnere ich daran, daß es derselbe ist, in welchem J. P. Hebel seine „Alemannischen Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten“ gedichtet hat. Hebel, der damals gewiß nicht an Annexion dachte und somit ebenfalls ein unverdächtiger Zeuge ist, sagt in seiner vom 20. September 1803 datirten Vorrede: „Der Dialekt, in welchem diese Gedichte verfaßt sind, herrscht in dem Winkel zwischen dem Frickthal und dem ehemaligen Sundgau, und weiterhin in mancherlei Wandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem Theile von Schwaben.“ Er unterscheidet sich durch seine schalkhafte Zierlichkeit und seine feine poetische Natur sehr wesentlich von dem eigentlichen Schwäbischen und Schweizerischen, das rauher, schärfer und vor Allem weit gutturaler ist. Statt langer Auseinandersetzungen will ich eine Probe geben. Ich stelle ihr eine hochdeutsche Uebersetzung gegenüber, im Interesse der Norddeutschen. Ich hoffe dadurch die letzteren anzuspornen, daß sie diese Mundart studiren. So gut, wie wir Süddeutschen Fritz Reuter zu Liebe „Mecklenbürger Plattdütsch“ und „Messing'sch“ gelernt haben, können die Norddeutschen Hebel zu Liebe Alemannisch lernen. Es lohnt wahrlich der Mühe. Das Gedicht, das ich mittheilen will, ist das letzte in der Hebelschen Sammlung und trägt die Ueberschrift: „Der Wegweiser, guter Rath zum Abschied“. Es lautet:

Auf Alemannisch.	Auf Hochdeutsch.
Weisch, wo der Weg zum Mehlfaß isch,	Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß ist?
Zum volle Faß? — Im Morgeroth	Zum vollen Faß? Im Dämmerschein
Mit Pflug und Charst dur's Weizefeld,	Mit Pflug und Karst durch's Ackerland
Bis Stern und Stern am Himmel stoht.	Bis Abends zu der Sterne Schein.

Me hackt, so lang der Tag eim hilft,
Me luegt nit um, und blibt nit stoh;
Druf goht der Weg dur's Schüre=Tenn
Der Chuchi zu, do hemmer's jo!

Weisch, wo der Weg zum Gulden isch?
Er goht de rothe Chrüzere no.
Und wer nit uffe Chrüzer luegt,
Der wird zum Gulde schwerli cho.

Wo isch der Weg zur Sunntig=Freud?
Gang ohni G'fohr im Werchtig no
Dur d' Werkstatt und dur's Ackerfeld!
Der Sunntig wird scho selber cho.

Am Samstig isch er nümme wyt.
Was deckt er echt im Chörbli zu?
Denk wohl, e Pfündli Fleisch in's Gemües,
S' cha sy, ne Schöpli Wi derzu.

Weisch, wo der Weg in d' Armeth goht?
Lueg numme, wo Taffere sin;
Gang nit verbey, 's isch gute Wi,
'S sin nagelneui Charte d'inn!

Im letste Wierthshus hängt e Sack,
Und wenn de furt gohsch, henk en a!
„Du alte Lump, wie stoht der nit
Der Bettelsack so zierlig a!"

Es isch e hölze Gschirli drinn,
Gib achtig druf, verlier mer's nit,
Und wenn de zu me Wasser chunnsch
Und trinke magsch, se schöpf dermit!

Wo isch der Weg zu Fried und Ehr,
Der Weg zum guten Alter echt?
Grad füri goht's in Mäßigkeit
Mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und wenn de amme Chrüzweg stohsch,
Und nümme weisch, wo 's ane goht,
Halt still und frog di Gwisse z'erst,
'S cha dütsch, Gottlob, und folg si'm Roth.

Wo mag der Weg zum Chilchhof sy?
Was frogsch no lang? Gang, wo de witt!
Zum stille Grab im chüele Grund
Führt jede Weg, und es fehlt sie nit.

Doch wandle du in Gottis=Furcht!
I roth der, was i rothe cha.
Sel Plätzli het e gheimi Thür,
Und 's sin no Sachen ehne dra.

Hack' zu, so lang der Tag Dir scheint,
Schau Dich nicht um und bleib' nicht steh'n.
Der Weg geht durch die Scheune dann,
Der Küche zu; so wird's schon gehn.

Weißt, wo der Weg zum Gulden ist?
Nur auf die rothen Kreuzer sieh!
Denn wer nicht auf die Kreuzer schaut,
Der bringt es auch zum Gulden nie.

Wo ist der Weg zur Sonntagslust?
Schaff' wacker nur am Werkeltag
In Werkstatt und in Flur und Feld.
Der Sonntag kommt von selber nach.

Am Samstag ist er nicht mehr weit.
Was deckt er wohl im Körbchen zu?
Ich denk', ein gut Stück Fleisch wird's sein,
Vielleicht ein Schöppchen Wein dazu.

Weißt, wo der Weg zur Armuth geht?
Sieh nur nach jedem Wirthshausschild.
Kehr ein, denn da ist guter Wein
Und Kartenspiel, bei dem es gilt.

Im letzten Wirthshaus hängt ein Sack,
Und gehst Du fort, dann häng' ihn an.
„Du alter Lump, wie steht Dir nicht
Der Bettelsack so artig an!"

Drin steckt ein hölzern Becherlein.
Gieb acht darauf, verlier es nit,
Und wenn Du an ein Wasser kommst,
Und trinken willst, dann schöpf' damit.

Wo ist der Weg zu Fried' und Ehr',
Der führt zum guten Alter hin?
Grad' vorwärts geh' in Mäßigkeit,
In Pflicht und Recht mit stillem Sinn.

Und wenn Du an dem Kreuzweg stehst,
Und weißt nicht, wohin führt die Spur,
Halt still und Dein Gewissen frag' —
Deutsch kann's, Gott Lob—und folg' ihm nur.

Wo mag der Weg zum Kirchhof sein?
Frag' nicht, dahin führt jeder Weg.
Zum stillen Grab im kühlen Grund —
Das fehlt sich nicht, — führt jeder Steg.

Doch wandle stets in Gottesfurcht.
Ich rath' Dir's, was ich rathen kann.
Auch's Grab hat 'ne geheime Thür;
Und's reiht sich jenseits Manches dran.

Ich denke, diese Probe genügt, um den Appetit zu reizen. Wir gelehrte Deutsche lernen ja sogar die Mundart des Theo=

Digitized by Google

krit, um griechische Idyllen zu lesen. Sollen wir die ungleich schöneren unseres deutschen Volkes verschmähen? Und Alemannisch lernt sich weit leichter als Plattdeutsch; denn es ist ja eine oberdeutsche oder hochdeutsche Mundart.

Kein deutscher Dialekt ist reicher an Sprüchwörtern, Sagen, Volksliedern, Bildern und poetischen Wendungen. Auch uralte deutsche Stammworte haben sich darin erhalten. Vater heißt „Aetti" vom althochdeutschen Atta; frische Butter heißt „Anke" vom althochdeutschen Anka. Das Nähere findet der geneigte Leser, wenigstens in Betreff der Butter, bei Jacob Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, Band II., Seite 1003 u. ff. Einkaufen heißt „Chrome" (verwandt mit Kram). Das Verstärkungswort heißt „Dunders". Was der Berliner „reizend" oder „himmlisch" nennt, heißt in elsasser Mundart „Dunders nett" (überaus nett), — ein Ausdruck, der wirklich selbst dundersnett ist. „E dundersnett Dirnle", — ist das nicht hübsch?

Auch Fremdwörter hat der alemannische Dialekt aufgelesen, aber nicht ohne sich dieselben mundgerecht zu machen. Dafür nur zwei Beispiele:

Den Gebrauch der Taschentücher hat der biedere Alemanne offenbar in der Urzeit noch nicht gekannt. Er hat diesen Luxus erst später von den Italienern gelernt; und mit dem italienischen Taschentuch ist auch der italienische Ausdruck dafür importirt worden; er heißt „Fazoletto di naso". Der Elsasser hat das Diminutiv „Fazenettli" daraus gemacht. Zur Abwechslung nennt er's aber auch „Nas' Tücherl'".

Auch das Faulenzen und die Kurzweil, welche man nöthig hat, um die Langeweile zu vertreiben, mußte der Alemanne erst durch das Ausland kennen lernen. Er entlehnte das „pour passer le temps" den Franzosen und hat es verwandelt in „für Basseldang" d. h. auf deutsch: zum Zeitvertreib. Der ewig rauchende Elsasser Bauer „trinkt" sein Pfeifchen Rauchtabak „für Basseldang."

Digitized by Google

Also, um wieder nach Straßburg zurückzukehren, auf den Elsasser Volksdialekt lass' ich nichts kommen. Er ist in der That der schönste in Deutschland; und wenn man ihn selber ein wenig zu sprechen versteht, dann gelingt es auch sofort, die Herzen und die Mundwerke der Elsasser Bauern zu öffnen, die Anfangs, dem „Deutschländer" — so nennen sie seltsamer Weise jetzt noch uns, ihre deutschen Brüder — gegenüber, eine etwas exspectative und schweigsame, dabei jedoch neugierig-fragende Stellung einnehmen.

Aber so schön die Mundart des Volks, so häßlich ist die Sprache der „Gebildeten", d. h. der sogenannten Gebildeten, der Städter, welche auf den deutschen Wagen zu kurz und auf den französischen Karren zu lang sind, welche ihr Deutsch vergessen und das Französische noch nicht recht gelernt haben. Ihr drittes Wort ist „ebbäh! ebbäh!" was eh bien heißen soll. Wie ihr Französisch von Germanismen, so wimmelt ihr Deutsch von Gallicismen. Mein seliger Lehrer, der Professor Krebs in Weilburg, dem ich für mein ganzes Leben zu Dank verpflichtet bin für die Liebe zu den römischen und griechischen Klassikern, die er mir in das Herz gepflanzt, hat unter dem Titel „Anti-Barbarus-Latinus" ein gelehrtes Werk geschrieben, welches den Zweck hat, alle diejenigen Fehler aufzuführen, welche wir modernen „Barbaren" wenn wir lateinisch zu sprechen oder zu schreiben versuchen, gewöhnlich zu machen pflegen, — Fehler, um derentwillen sich Cicero im Grabe herumdrehen würde. Beständig hab' ich an dieses gelehrte Opus gedacht, wenn ich „gebildete Straßburger" reden hörte. Ihr Deutsch ist der lebendige „Antibarbarus Germanus", ihr Französisch der lebendige „Antibarbarus Gallicus," beides Muster, wie man nicht sprechen soll. Es ist die höchste Zeit, daß diese armen Leute aus ihrer zweizüngigen Bastardstellung erlöst werden, und über die westliche Pforte des deutschen Reiches wollen wir den schönen Vers setzen:

Digitized by Google

„Sincero sit porta patens, sit clausa bilingui!“

Glücklicher Weise wissen die Straßburger, daß ihr Deutsch schlecht ist; und deshalb ziehen sie es vor, mit Norddeutschen, die ein richtiges schriftmäßiges Deutsch reden, Französisch zu sprechen. Entweder halten sie nämlich irrthümlicher Weise ihr Französisch für gut, oder die Norddeutschen für so schlecht unterrichtet, daß sie nicht merken, wie schlecht es ist. Gute deutsche Volksschulen, eine gute deutsche Hochschule, das sind die kräftigsten Mittel das Elsaß, das immer noch deutsch ist, ohne es zu wissen, moralisch zurückzuerobern.

Ach die guten Straßburger! Als die beiden belgischen Liebesonkels, deren wahrheitsgetreuen Bericht ich oben im Auszuge wiedergegeben habe, zu ihnen kamen, da gedachten sie sich einmal recht als Vollblutfranzosen aufzuspielen, natürlich aus „Vornehmigkeitsbedürfniß“ wie man dort sagt. Denn die guten Leute wissen noch nicht, daß heut' zu Tage die Worte: „Ich bin ein deutscher Reichsbürger!“ auf dem ganzen Erdenrund sich desselben wuchtigen Klanges erfreuen, wie vor zweitausend Jahren der „civis Romanus“. Nun ich denke, sie werden 's noch lernen, wie „vornehm“ wir Deutsche sind.

Aber kann man sich in der ganzen Welt etwas Komischeres denken, als deutsche Vlaminger und deutsche Alemannen als Fransquillons maskirt, Französisch mit einander wälschend, in der Absicht sich wechselseitig zu täuschen und sich als gallisches Vollblut zu geriren? Und kann man mir es übel nehmen, wenn mir darüber die weiland Berliner und Frankfurter Fransquillons von Anno Dazumal in Baden-Baden wieder einfallen?

Die Vlaminger jedoch waren klug. Sie ließen sich durch die Alemannen so wenig täuschen, wie damals die Berliner durch die Frankfurter.

Digitized by Google

Sie nahmen ein genaues Visum Repertum auf und schickten es nach Gent, in das Land der Vlaminger, mit dem treffenden Motto: „Tout comme chez nous!“

V.

Die Stimmung im Elsaß.

Wenn man aus Frankreich nach Deutschland zurückkehrt, wird man auf Schritt und Tritt nach der „Stimmung“ im Elsaß gefragt. Man möchte diese Frage recht gründlich und erschöpfend und doch, wie es im „Jüngsten Reichsabschied“ heißt, auch „kurz, nervose und deutlich“ beantworten. Allein man kanns nicht. Es ist mit „Stimmungen“ ein ganz eigenes Ding. Sie sind zu wechselnd, zu unklar, zu unfaßbar, um photographirt werden zu können. Rein subjectiv ihrer Natur nach, wecken sie wieder subjective Sym- und Antipathieen in dem Beobachter; und wenn der letztere auch die größte Gewissenhaftigkeit, Muße und Sorgfalt anwendet, um dieselben zu fixiren, so weiß man doch nie recht, wo die Objectivität aufhört, und wo die Subjectivität anfängt.

Ich hatte mir eine Menge Notizen zu einem sogenannten „Stimmungsbericht“ gemacht. Aber ich habe sie alle in's Feuer geworfen, als ich in der Straßburger Zeitung einen Aufsatz fand, welcher alles Das, was ich sagen wollte, weit besser, gründlicher und sachkundiger auseinandersetzt.

Ich werde daher, bevor ich selbst das Wort ergreife, diese Abhandlung reproduziren. Sie lautet, wie folgt:

— „Ueber die „„Stimmung im Elsaß““ wird jetzt viel hin und her geschrieben, und am allermeisten wollen hierüber die sogenannten „neutralen“ Blätter unterrichtet sein. In diesen nun kann man täglich lesen, daß die Elsasser, wenn man sie

über ihre Wünsche befragte, wie ein Mann für Verbleiben bei Frankreich stimmen würden. Geht man aber dieser nachgerade trivial gewordenen Behauptung auf den Grund, so stellt sich heraus, daß sie auf einseitiger Bekanntschaft mit den tonangebenden Elementen in den elsassischen Städten und totaler Unkenntniß der Landbevölkerung beruht. Wer Elsaß anders als aus flüchtigen Café-Konversationen in den Städten kennt, und auch auf dem Lande gründlich sich umgesehen hat, der weiß zwar, daß ein Plebiszit in den Städten und deren unmittelbarer Umgebung allerdings zu Gunsten Frankreichs ausfiele, obgleich auch da die intelligentere Minorität einem selbständigen Elsaß den Vorzug gäbe, ebenso gewiß weiß er aber, daß auf dem Lande die Dinge ganz anders sich gestalten würden, vorausgesetzt, daß sich die Abstimmung frei von allen klerikalen und sonstigen Einflüssen und Intriguen vollziehen könnte. Denn wie sehr auch die höheren Stände in den Städten sich in den letzten Decennien französirt haben mögen, das Landvolk ist in Sprache, Lied, Sitte, Kleidung, Bauart (und dies alles zusammengenommen ist doch wohl die Nationalität, oder wir verzichten darauf jemals besprechen zu können, was Nationalität eigentlich sei) durch und durch deutsch, respective alemannisch geblieben. Ja, dem Unbefangenen, muß Elsaß überall deutscher erscheinen, als manche Provinz Deutschlands, und wir behaupten kühn, daß in keinem Theile des ehemaligen „Reichs" das altgermanische Element so rein und unverwischt sich erhalten hat, wie gerade zwischen dem Rhein und den Vogesen. Es giebt Manche, die dies zugeben, nichtsdestoweniger aber behaupten, das elsassische Landvolk sei trotz alledem entschieden französisch. Wer sind nun aber diese Leute, die sich im In- und Auslande als die echten Organe elsassischer Gesinnung herumtreiben und die öffentliche Meinung in Europa über den wahren Sachverhalt irrezuleiten bemüht sind? Entweder Nationalfranzosen, die

Digitized by Google

ein Paar Jahre in einer elsassischen Stadt als Beamte sich aufgehalten und nun im neutralen Auslande als Alsaciens aufzutreten belieben, oder solche, die zwanzig und dreißig Jahre im Elsaß gelebt und in der langen Zeit kein einziges Wörtchen vielleicht mit einem elsassischen Bauern geredet, dessen Sprache ihnen als eine Art Chinois erscheint, oder französirte Mühlhäuser, Colmarer, Straßburger, die in St. Cloud, Meudon, Versailles weit mehr zu Hause sind als in Obermorschweiler, Müttersholz, Süffelweyersheim und wie die „französischen" Dörfer alle heißen. Wir aber kennen unser elsassisches Volk aus unmittelbarem Verkehr mit ihm, und urtheilen nach langjähriger, durch keinerlei Parteiinteresse irregeleiteter Erfahrung. Nicht zehn, nicht hundert, nein unzählige Male haben wir sie klagen hören, die wackeren Landsleute, über Dieses und Jenes, was ihrem deutschen Wesen gründlich zuwider, vor allem aber über die „wälschen" Herren Beamten, die sich bei ihnen einnisten, ohne auch nur ein sterbliches Wörtchen „Ditsch" zu verstehen. Freilich nicht unmittelbar und ohne Weiteres kommt es zu solchen Aeußerungen, die für gebildete und zugleich unparteiische Beobachter mehr besagen, als alle durch die Herren Maires und Sous-Prefects veranstalteten offiziellen Kundgebungen französischer Gesinnung. Wie der Landbewohner überhaupt und wie alle diejenigen, die lange Jahre hindurch geknechtet und verachtet gewesen, so ist auch der elsassische Bauer argwöhnisch, zurückhaltend und wortkarg; hat man aber einmal durch Ablegen des städtischen Kothurns und leichten ungezwungenen Gebrauch der Muttersprache sein Zutrauen gewonnen, so tritt alsbald die durch politischen Zwang gekränkte Natur in ihrer köstlichen Naivetät hervor. Sprechender noch, als alle unsere früheren Beobachtungen sind die Thatsachen, deren Zeugen wir in der allerletzten Zeit gewesen und noch sind. Von den vielen Landbewohnern, mit denen wir in den letzten Mona-

Digitized by Google

ten und Wochen verkehrt, hat sich nicht einer in Schmähungen über die „Preußen" ergangen, alle hingegen belobten ihr Benehmen, zumeist mit der Bemerkung, daß die Franzosen „drüben" wohl unsanfter aufgetreten wären; mehrere erzählten von „herzlichsten Abschieden", wobei es auf beiden Seiten zu den „freundschaftlichsten" Gesinnungsäußerungen kam und von Seiten unserer Bauern die Besorgniß laut wurde, die braven Deutschen möchten wohl „in Frankreich drinnen" bei den „Wälschen" schlimmer daran sein als bei den Elsassern; viele fragten uns naiv, ob es denn am Ende nicht vielleicht besser wäre, daß es so bliebe, da wir doch jetzt Ruhe und Ordnung und von französischem Revolutionsschwindel nichts mehr zu befürchten hätten. Ja, einer fragte noch naiver, ob jetzt die Gefahr einer siegreichen Rückkehr der Franzosen in's Elsaß als beseitigt betrachtet werden könne. Kurzum, Alle zeigten sich befriedigt, und wenn auch auf manchem Gesichte etwas Unruhe und Mißbehagen bemerkbar, so hat dies, genau besehen, seinen Grund gerade im Gedanken einer eventuellen Störung der neuen Verhältnisse. Fragt man die Leute, warum denn so viele von ihren Söhnen nach Frankreich gehen, um dort gegen die Deutschen zu kämpfen, so ist die stehende Antwort: „Unser Herr Pfarrer hat sie dazu aufgefordert, uns thut es leid genug." Uebrigens ist die Stimmung des elsassischen Landvolks nicht eine blos passiv ergebene, vielmehr macht es keinen Hehl aus seiner Freude an den deutschen Beamten und Offizieren „virnähmi Härre, die aber mit unser einem ganz gut ditsch reden", und giebt derselben bisweilen den beredtesten Ausdruck. Die bisherigen französischen Präfekten und höheren Beamten waren ihm, schon der Sprachverschiedenheit wegen, unnahbare Größen; die Bismarck, v. d. Heydt, Luxburg, obgleich Grafen und Freiherren, sind dennoch sein Fleisch und Blut, das fühlt der Landschulz gleich heraus und wird ihm dabei ganz wohl und heim-

Digitized by Google

lich zu Muthe. Die elsassischen Landleute waren bis jetzt, wie gesagt, von den Städtern überhaupt sowohl als von den nationalfranzösischen Bauern als profanum vulgus und Dummköpfe behandelt, die sich noch nicht auf die Höhe der langue nationale emporzuschwingen vermocht; als ein anständiger Mensch galt nur der französisch Parlirende oder doch wenigstens derjenige, welcher auch ohne genauere Kenntniß des Französischen, auf's Deutschreden verzichtete; jetzt ist die Landessprache wieder die herrschende, die der Stadtjunker die besiegte. Zeitungen, amtliche Mittheilungen, Beamte, ja der Herr Präfekt in höchsteigener Person, alles redet jetzt wieder mit dem Landmann in seiner Sprache. Wie sollte ihm diese unerhörte Ehre nicht zur Genugthuung gereichen? Er fühlt nunmehr, daß er wiederum etwas ist und gilt, und dieses wieder erwachte Bewußtsein nationaler Selbständigkeit beglückt ihn unendlich mehr, als alle sogenannten politischen Freiheiten, die ihm bisher von Paris gespendet wurden.

Wir begegnen hier einem zweiten Einwande. Gesetzt auch, wird behauptet, die Gesinnungen des Landvolkes seien keine antideutschen, wie sollten dieselben maßgebend sein zur Beurtheilung der Stimmung im Elsaß, da doch die Städte hier wie überall der intelligentere Theil der Bevölkerung, diese aber entschieden französisch sind? Wir antworten: für's Erste: mag auch in vielen Dingen dem Urtheile der Städte der Vorrang gebühren, so gilt dies doch ganz und gar nicht in Sachen der Nationalität, die sich überall bei dem Dorfbewohner echter und wahrer erhält, als im kosmopolitischen Treiben der Städte; zum anderen: wenn auch Letztere im Allgemeinen auf einer höheren Stufe der Intelligenz und Bildung stehen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß unter Umständen gerade dort auch Vorurtheil, Irrthum und Unnatur kulminiren. In den größeren Städten des Elsasses ist dies leider entschieden der Fall. Ist doch die

Digitized by Google

dort herrschende Unwissenheit sowohl bezüglich der deutschen Geschichte überhaupt als auch in Sachen der elsassischen Lokalgeschichte eine wahrhaft kolossale. Unter den 80,000 Bewohnern der elsassischen Hauptstadt dürften mindestens 50,000 keine Ahnung davon haben, daß dieselbe jemals zu Deutschland gehört, und unter den übrigen 30,000 giebt es vielleicht kaum einige Hundert, die Straßburgs Vergangenheit genauer kennen.

In unseren oberrheinischen Städten sieht es aber womöglich noch trauriger aus. Natürlich durfte in den französischen Lyceen und Collèges des Elsasses von elsassischer Geschichte keine Rede sein; allein auch in Anstalten, die sich freier bewegen und an die offiziellen Lehrprogramme weniger gebunden sind, wurde dieselbe grundsätzlich todtgeschwiegen.

„L'Alsace fit retour à la France en 1648": auf diesen, französischen Compendien entlehnten Satz beschränkte sich der bisherige Lokalgeschichtsunterricht und mußte durch denselben der Wahn entstehen, als ob unsere Provinz durch den „grand roi" geradezu befreit und ihrem wahren Vaterlande zurückgegeben worden wäre. Von einer uralten freien deutschen Reichsstadt Straßburg, die nicht etwa nur bis 1681, sondern bis 1790 ihre bewunderungswürdige Verfassung behielt, von den höchst interessanten Straßburger Chroniken, welche erst kürzlich — und zwar durch deutschen Fleiß — an das Licht gestellt wurden, von einem freien mit der Schweiz verbündeten Mühlhausen, das erst 1798, sage 1798, französischer Uebermacht sich unterwerfen mußte; von den bitteren Thränen, die 1661 in Straßburg, 1798 in Mühlhausen über den Verlust seiner urdeutschen Nationalität geweint wurden; von den Vielen, die seither ihre Heimath nur deshalb verließen, weil ihnen das heillose Zwitterwesen daselbst unerträglich geworden war; von dem Allem weiß die elsassische Jugend so gut wie nichts, glaubt aber dagegen naiv an ihre echt gallische Abkunft und strömt in diesem durch systematische

Digitized by Google

Korruption des Unterrichts erzeugten Wahne dem Kriegsschauplatze zu, damit Elsaß auf ewig bleibe, was es von Ewigkeit her gewesen: französisch. Ohne diesen Wahn, der, wenn auch beispiellos, wirklich besteht, wären die französischen patriotischen Kundgebungen unserer Jugend geradezu unbegreiflich. Je weniger sie aber von deutscher Geschichte und Literatur weiß, um so reichlicher wurde sie mit histoire de France gespeist, wurde von Kindesbeinen an dazu dressirt, Franz I. und Ludwig XIII. als „nos rois," Ronsard und Malherbe als „les pères de notre littérature" zu bezeichnen, während sie von Otfried, Gottfried, Brandt, Geyler, Murner, Fischart, Wimpfling u. s. w. überhaupt nichts oder, im besten Falle in einem schüchternen, schmugglerhaft verschämten Cours de littérature étrangère(!) zu hören bekam. Dazu kommt noch die Geringschätzung und Verachtung alles Germanischen, die ihr von nationalfranzösischen, hier und da leider auch von elsassischen Lehrern gerade in den Jahren, wo man die mächtigsten auf's ganze Leben hin wirkenden Eindrücke erhält, eingeimpft wurde, das Verbot der Muttersprache als einer verächtlichen Bauernsprache, als eines elenden für den anständigen Menschen durchaus nicht passenden patois, der dringende Rath, auch zu Hause, selbst wenn die Alten in ihrem schlechten patois beharrten, nur französisch zu reden, den deutschredenden Eltern nur französisch zu antworten und ihnen so die „langue nationale" aufzuzwingen, ein Rath der von manchem herschsüchtigen „petit maitre" nur allzu pünktlich befolgt wurde. Und so ist es Frankreich gelungen, einen beträchtlichen Theil der jüngeren Mühlhauser, Colmarer und Straßburger wirklich zu französiren. Was Wunder, daß diese Leute jetzt an Patriotismus mit dem Nationalfranzosen wetteifern, und nicht nur keine Vorliebe, sondern geradezu Antipathie gegen Deutschland empfinden. Es ist dies die natürliche Folge der besagten Dressur. Das Merkwürdigste dabei ist, daß manche

Digitized by Google

unter ihnen nicht bloß gegen den Anschluß an Deutschland protestiren, sondern sogar vom Gasparin'schen Vorschlag eines neutralisirten selbständigen Elsasses nichts wissen wollen. Man ist so sehr gewöhnt, von Paris aus regiert zu sein, so gründlich überzeugt, daß alles Heil nur von dort kommen kann, daß die Idee der Unabhängigkeit Manchem geradezu unerträglich geworden ist. Zwar schwärmt man für politische Freiheit, man opponirt auf's Gewissenhafteste gegen jedwede französische Regierung, heiße sie Louis-Philipp oder Louis Napoleon; man ist stolz darauf, zu den freisinnigsten Städten des Landes zu gehören; daß aber die Landessprache aus Schule und Gerichtshof verbannt, daß elsassische Geschichte und elsassische Literatur als „histoire et littérature étrangères" verpönt, daß zwischen Stadt und Land, Vornehmen und Volk, eine sprachliche Kluft sich befestigt, die jedweden lebendigen Wechselverkehr zwischen den Ständen aufhebt und eine Spracharistokratie begründet, die alle Volksbildung unmöglich macht: dies alles findet man natürlich, erfreulich, ja sogar liberal!

Mit einem Worte, es ist dem größern Theile der Städtebewohner (gottlob nicht allen!) das Verständniß der wahren Bedürfnisse der Provinz in Sachen der Nationalität abhanden gekommen, und deswegen muß, wofern es sich um elsassische Tendenzen, Gesinnungen, Stimmungen u. s. w. handelt, vor allem auf unsere wackere, rein alemannisch gebliebene Bevölkerung Rücksicht genommen werden.

Aber auch in den Städten wird die Stimmung eine andere werden und zwar einfach dadurch, daß man die elsassische Jugend mit der Geschichte ihres Landes, von der sie absolut nichts weiß, wieder bekannt macht. Auf den ersten Unterricht und die in der Schule erhaltenen Eindrücke und Geistesrichtungen kommt ja alles an, dies weiß jeder aus eigener Erfahrung. Wissen aber einmal die Kinder des Elsasses, was ihre Väter gewesen

Digitized by Google

und weß Standes sie sind, hören sie davon, daß Elsaß von Alters her deutsch und die Wiege deutscher Literatur gewesen, fallen somit die Schuppen, die sie annoch blenden, von ihren Augen, ob sie werden, zu Männern gereift, ganz anders urtheilen, als das jetzige Geschlecht, und gegen die zur zweiten Natur gewordene Dressur wird die Natur, die ewig wahre, ihre Rechte siegreich behaupten. Denn es kann wohl geschehen, daß ein Volk seine Geschichte ignorirt und aus Unwissenheit mit einem anderen sich verwechselt und vermengt, daß es aber dieses Sichselbstaufgeben mit vollem Bewußtsein vollziehen, die ihm dargebotene Unabhängigkeit und Nationalität wider besseres Wissen und Gewissen abweisen könnte, ist rein undenkbar. Naturam furca expellas, tamen usque recurrit."

— Ich habe dem nur wenig hinzuzufügen. Man muß im Elsaß unterscheiden zwischen Stadt und Land, zwischen vorübergehender und bleibender, zwischen politischer und nationaler Stimmung. Die städtische, die vorübergehende, die politische Stimmung ist noch vielfach französisch; die ländliche, die bleibende, die nationale Stimmung ist deutsch; — deutsch, möcht' ich sagen wider Wissen und Willen auch Derer, die sich äußerlich französisch geriren. Die allerentschiedenste Abneigung des deutschen Bauern im Elsaß wider die „Wälschen" ist eine ganz unzweifelhafte und durchgehende „berechtigte" Eigenthümlichkeit. Sie spricht sich sofort aus, auch bei uns, sobald der Bauer nur das geringste Vertrauen gefaßt hat. Und dies faßt er, sobald man unbefangen und mittheilsam ist. Denn er ist sehr neugierig und wünscht vor Allem, zu hören, wie es denn „drüben", oder in „Preußen", aussieht, von welchem Lande ihm die „Wälschen" die größten Fabeln erzählt haben; wie, z. B. daß dort noch Leibeigenschaft, jus primae noctis und andere Amœnitates für den Bauernstand herrschten. Hört er dann die Wahrheit, so ist er sichtlich beruhigt. Namentlich freut es ihn sehr, daß man in

Preußen weniger Grundsteuer, Erbschaftssteuer und Enregistrement zahlt. Auch hört er mit Vergnügen, daß er in Zukunft den Tabaksbau frei hat „wie die drüben in der Pfalz". Er weiß, daß damit ein schönes Stück Geld verdient wird und freut sich darauf, „Deckblatt nach Amerika zu verkaufen"; auch begreift er jetzt schon, daß der deutsche Tabak besser und billiger ist, als der der französischen Tabak-Regie; und das ist wichtig für den elsasser Bauer, welcher stets, wenn er nicht gerade ißt oder arbeitet, die qualmende Pfeife im Mund hat. Vor der allgemeinen Wehrpflicht scheint sich der elsasser Bauer nicht zu fürchten. Im Gegentheil, ich hörte von ihm öfters die Aeußerung, es sei doch schön und ganz in der Ordnung, daß, was das Soldatenwesen anlange, in Preußen alle Stände gleicher Maßen „daran glauben müßten." Auch sagte mir ein alter Landmann, den Bauern könnte es in Preußen unmöglich schlecht gehen, denn die Bauernjungen in der Armee seien alle schmucke Buben mit frischen Gesichtern und stünden stramm in der Haut und auf Kreuz und Knochen. Man kann daher sofort mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vorgehen. Sie empfiehlt sich als das beste Assimilirungs- und Binde-Mittel. Häufig dagegen bin ich bei diesen Leuten auf Zweifel darüber gestoßen, ob das Elsaß denn wohl in Deutschland für seine landwirthschaftlichen Produkte, namentlich aber für das Schlachtvieh, einen eben so guten Markt finden werde, wie bisher in Frankreich, von dem es doch jetzt abgeschnitten würde. Diese Besorgnisse waren leicht zu widerlegen; denn wir selbst haben ja bisher schon eine Menge Vieh und Fleisch nach Frankreich importirt; und die Tage der Grenzzölle auf elementare Lebensmittel sind überhaupt gezählt, auch wenn sonst Frankreich protectionistische Rückfälle erleidet.

Es sind überhaupt nicht nationale, sondern vorwiegend wirthschaftliche Gesichtspunkte, welche das Elsaß an Frankreich

Digitized by Google

gefesselt haben. Dazu kam die Unkenntniß der neuesten deutschen Entwickelung auf der Bahn der Einheit und Freiheit. Der Elsasser hat in seinem Kopfe noch das alte Deutschland, — ein Land, arm, elend und machtlos durch seine territoriale Zerrissenheit. Daneben erblickte er Frankreich, reich, groß, mächtig durch seine politische Einheit und wirthschaftliche Freiheit, welche letztere im Innern die Rennbahn frei macht und Jedem auf allen Gebieten die freie Wettbewerbung gestattet. Die Franzosen nennen das die „Gleichheit" und machen davon Anwendung auch auf solchen Gebieten, wo dieselbe von zweifelhaftem Werth ist. Wir Deutsche müssen hier unterscheiden. Ich will, um mit einem Schlage Licht in die Sache zu bringen, ein Beispiel anführen.

Berthold Auerbach erzählt uns eine elsasser „Erinnerung" aus dem Jahre 1860, von der er behauptet, daß „sie wohl nützlich sein könne", in folgender Weise:

— „Noch heute sind bei Zabern (dem Schiller'schen Saverne) viele Eisenhämmer. In einen solchen kamen eines Tags zwei aus dem italienischen Feldzuge (1859) zurückgekehrte französische Offiziere. Der Jubel war groß und das „Vive l'empereur!" tönte übermächtig laut. „Deß sin unsere Kamerade gsi (gewesen) un jetz' sind's Offiziere!" riefen die Hammerschmiede uns Fremden zu. Napoleon hat die Freiheit bis auf die letzte Spur ausgetilgt, aber die Gleichheit, die Gleichberechtigung zu allen Ehrenstellen, hat er nicht angetastet; und diese ist dem Volke als solchem bedeutsamer!" —

Dazu bemerke ich: Auch in der deutschen Armee kann Jeder Offizier werden, vorausgesetzt daß er das Nöthige gelernt hat, daß er die erforderliche sittliche und geistige Befähigung besitzt. Wenn man in Frankreich nicht unterscheidet, ob Einer etwas gelernt hat oder nicht, wenn man selbst Leute, die nicht lesen und schreiben können, Offiziere werden und wenigstens bis zum Hauptmann avanciren läßt, so ist das vielleicht auf dem Eisen-

Digitized by Google

hammer von Saverne recht schön, aber für die Armee taugt es gar nichts. Das hat die Erfahrung des letzten Kriegs gelehrt. Kümmerten sich ja doch im Unglück diese französischen Offiziere nicht einmal mehr um die Soldaten, aus deren Mitte sie selbst hervorgegangen waren. Man ernennt doch die Leute zu Offizieren, damit sie das Volk zur Wehrkraft erziehen und der letzteren ihre Erfolge sichern, nicht aber um ihnen ein Vergnügen zu machen, oder um auf irgend einem Eisenhammer irgend eine populäre Scene spielen zu lassen. Das ist also nicht die Gleichheit, die ich meine. Unsere wahre und ächte deutsche Gleichheit in Militärsachen, — das ist die allgemeine Wehrpflicht. Sie fehlt den Franzosen.

Die Gleichmacherei, welche die natürlichen Voraussetzungen ignorirt oder leugnet, das ist die falsche Gleichheit, — jene Gleichheit, welche nur in der Despotie möglich ist, wo Einer alle Rechte in sich absorbirt und daher alle Uebrigen gleich sind, weil sie Alle gleich viel und gleich wenig Rechte haben. Das heißt: gar keine. Diese Gleichheit ist das absolute und diametrale Gegentheil der politischen Freiheit. Kommunismus und Alles, was dem ähnlich sieht, ist nur unter der Dictatur möglich. Wo wirkliche Freiheit besteht, findet sich jene Art von Gleichheit nicht. Beweis: England. So viel zur Abwehr irriger Vorstellungen.

Kehren wir nun zurück zu jener Parallele zwischen Deutschland, dem Deutschland von Ehedem, und Frankreich, wie sie sich im Laufe der Jahre im Kopfe des Elsassers der Art eingenistet hat, so gebe ich zu, daß es Deutschland einige Anstrengung, Zeit und Arbeit kosten wird, sie durch ein richtigeres Bild zu ersetzen. Von Preußen weiß, wie bereits gesagt, der Elsasser wenig. Was er kennt, wonach er sich seine Vorstellungen macht, das ist der ehemalige Zustand der Kleinstaaterei in Süd- und Westdeutschland. Sie sehen, wie sich dort Alles um die kleinen

Digitized by Google

Höfe gruppirte und wie dadurch die produktive Kraft der Nation theils lahm gelegt, theils in falsche Bahnen gelenkt wurde; wie die Eisenbahnen ihre natürlichen Linien verließen und die jeweilige Residenz aufsuchten, welch' letztere zu einem Knotenpunkte wurde, während alle Voraussetzungen für ein solches örtliches Centrum wirthschaftlicher Thätigkeit fehlen; wie an einer Stelle, wo der Natur der Dinge nach, eine kräftige Industrie hätte floriren können, sich ein Haufen von Hof-Schneidern, Hof-Sattlern und Hof-Huf-Schmieden u. s. w. herumtrieb, welche nicht auf eigene Kraft und wirthschaftliche Selbständigkeit, sondern auf Gunst, Gnade und Verbrauch eines kleinen Hofs angewiesen waren; wie überhaupt die Zerstückelung in Deutschland überall dem Verkehr, der freien Circulation, sowohl der Arbeit als ihrer Producte Schwierigkeiten und Hindernisse entgegenthürmte, deren Ueberwindung selbst der größten Intelligenz, Arbeitslust und Sparsamkeit unmöglich war, und von welchen man in Frankreich schon lange nichts mehr wußte. In Frankreich war ja in wirthschaftlichen Dingen und im Innern längst Alles von jenen Fehlern befreit, namentlich auch, worauf der Bauer dort den höchsten Werth legt, das Grundeigenthum war aller Feudallasten entledigt und für frei veräußerbar und frei theilbar erklärt. Frankreich erfreute sich trefflicher Landstraßen und Brücken, eines sehr vollkommenen Eisenbahnnetzes und eines Canalsystems, zu welchem wir auch heute noch in Deutschland nicht einmal den entferntesten Anfang haben, obgleich die Voraussetzungen dazu vollständig vorliegen. Während man in Frankreich überall Dampftrajecte findet, fährt man noch heut zu Tage in einer der ersten Handelsstädte Deutschlands, in Bremen, wie vor dreihundert Jahren in einem Ruderboote über, das seiner alterthümlichen Beschaffenheit nach, aus der Zeit der Pfahlbauten herrühren könnte; die Elbe hat auf der ganzen Strecke von Magdeburg bis zur See nur eine einzige Brücke; die Weser

Digitized by Google

von Minden bis zum Meere nur vier. In der ganzen großen Ausdehnung der Hansestadt Bremen finden wir nur eine einzige Brücke für den Wagenverkehr. Zwischen Weser und Elbe existiren keine Eisenbahnverbindungen. Die welfische Regierung in Hannover pflegte ihre kleinstaatlichen Nachbarn zu chicaniren. Sie betrachtete jeden Schaden, den sie den angrenzenden Territorien zufügte, als Gewinn für sich selber. Vor solchem kleinlichen Neid und neidischer Kleinlichkeit wußte man im Innern von Frankreich schon lange nichts mehr.

Gestehen wir ohne Rückhalt, daß wir Deutsche in dergleichen Dingen hinter Frankreich noch zurück sind. Wir können heutzutage dieses Zugeständniß laut und öffentlich vor aller Welt machen; denn durch die Bundesverfassung von 1867 und die Reichsverfassung von 1870 sind wir in den Stand gesetzt, unser Versäumniß wieder gutzumachen. Zum großen Theil ist das schon geschehen seit 1867; und wir haben alle Hoffnung, Frankreich auch in wirthschaftlichen Dingen einzuholen und sogar zu überholen. Wir müssen in dieser Richtung alle Kräfte aufbieten, denn in diesem Fortschritt liegt zugleich das Mittel, unsere wieder gewonnene Provinz Elsaß immer mehr an uns zu fesseln. Wenn sie sieht, wie das geeinigte und freie Deutschland prosperirt, und wie das zerrüttete, überschuldete, von dem Hader der Parteien zerrissene Frankreich zurückgeht, so wird sie begreifen, daß es besser ist Deutsch, als Französisch zu sein.

Gewiß, die Eroberung von Elsaß und Deutsch-Lothringen, welche nöthig erschien aus nationalen und militärischen Gründen, wird uns für unsere innere politische Entwickelung vielleicht hin und wieder einmal eine Schwierigkeit oder eine Verzögerung bereiten. Allein dafür gewährt sie uns auch wieder einen Sporn in dem Sinn, daß sie uns zwingt, die letzten Reste der wirthschaftlichen Unfreiheit, welche sich an das Uebermaß der Kleinstaaterei knüpfen, zu beseitigen, und namentlich die Obsorge für

Digitized by Google

alle dem großen Verkehr dienenden Verbindungen, namentlich für Eisenbahnen, Canäle, Landstraßen und Brücken, sowie für Einheit des Münzwesens durch Uebergang zur Goldwährung u. s. w., der Reichsgewalt zur energischesten Förderung zu übertragen. Nur dadurch gewinnen wir auch öconomisch wieder das Elsaß. Vor Allem müssen wir dem Rhein, der bisher in seinem oberen Laufe widernatürlich getheilt war, wieder den organischen Charakter eines bilateralen Körpers geben und Alles aufbieten, um den Verkehr zwischen beiden Ufern so lebendig zu machen wie möglich. Die natürlichen Verhältnisse werden uns dabei zu Hülfe kommen. Denn hier sowohl, wie überhaupt am ganzen obern und mittlern Rhein sitzt von Alters her der nämliche deutsche Volksstamm, am obern der alemannische und am mittleren der fränkische. Wenn dieser hochbegabte Stamm auf dem linken Rheinufer geistig und sittlich etwas zurückgeblieben, so liegt das in seiner politischen Abtrennung von dem großen nationalen Körper. Unsere beiden großen Erziehungs- und Bildungsmittel, die Volksschule und das Heer, die allgemeine Wehrpflicht und der allgemeine Schulzwang, werden diese Differenz schnell ausgleichen.

Was jetzt noch hetzt und schürt, das sind einzelne Gesellschaftsklassen, welche eine Beeinträchtigung ihrer persönlichen oder Standesinteressen befürchten. Ich habe von dem Klerus schon gesprochen. Weiter zu erwähnen sind Fabrikanten und Arbeiter, Beamten und Lehrer, Advocaten und Notare. Ich beschuldige Niemanden, nicht Alle, noch weniger Einzelne. Ich schildere nur Stimmungen. Die Fabrikanten fürchten die Concurrenz der deutschen Industrie, welche billiger produzirt, und gegen die sie bisher durch hohe Zölle geschützt waren. Unter dem Handels-Minister Louvet hat zu Anfang 1870 eine Enquête über die Lage der Baumwollindustrie im Elsaß stattgefunden. Man kam zu dem Resultat, daß die Schutzzölle noch nicht hoch genug seien,

Digitized by Google

denn die Abgaben, namentlich die indirekten Steuern, welche vorzugsweise den gemeinen Mann drückten, seien in Frankreich weit höher, als in den concurrirenden Nachbarländern; man berechnete damals für eine gewöhnliche Arbeiter-Familie, ohne Besitz, die jährliche Gesammtsumme an Steuern auf 240 Francs. Mir fehlen im Augenblicke die Mittel, um zu constatiren, ob das richtig ist. Allein wäre Dem auch so, so würde diese Ueberbürdung aufhören mit dem Augenblicke, wo im Elsaß an die Stelle des französischen das deutsche Steuer-System tritt. Die Arbeiter, zum größten Theil Nationalfranzosen und Anhänger der internationalen Liga, behaupten, ihr Lohn sei höher, als der in derselben Branche in Deutschland. Das kann sein. Wenn aber die Berechnung der Steuern, welche die Enquête-Commission aufstellt, richtig ist, so wird man sich überzeugen, daß der Vorzug ein imaginärer ist, und daß die Höhe der Steuerlast das Sürplus des Lohnes absorbirt, und noch mehr dazu. Endlich wollen die Arbeiter deshalb französisch bleiben, weil in Frankreich der Sozialismus eine Macht sei, und in Deutschland nicht, oder wenigstens noch nicht. Nun, die Zukunft wird lehren, wo die Production und die Arbeit, und folglich auch der Lohn, besser gedeiht, ob in einem Lande, wo man Milliarden zum Fenster hinauswirft und das Kapital, welches die Arbeit unterstützt, zerstört und zum Land hinaus jagt, oder in einem Lande, wo man durch Sparsamkeit das Kapital wachsen macht und damit Fonds schafft, welche die Ausdehnung der Production und die Ueberwindung von Productions- und Absatzkrisen ermöglichen und den Arbeiter gegen plötzliche Entlassung und rapide Lohnschwankungen sichern; — ob in einem Lande, wo das Kapital und die Arbeit den Schutz der Gesetze genießen, oder in einem Lande, wo dies nicht der Fall und wo Jeder, statt zu arbeiten, nur verzehren, wo Jeder befehlen und tyrannisiren, aber Keiner gehorchen und sich einfügen will in ein wohl ge-

Digitized by Google

gliedertes Ganzes. Es ist ja vielleicht recht gut und dient zur weitern Erziehung des ganzen Menschengeschlechts, wenn solche diametral entgegengesetzte Versuche gleichzeitig in zwei neben einander gelegenen Ländern gemacht werden und Veranlassung zu einer vergleichenden Parallele bieten.

Die Fabrikanten, namentlich diejenigen, welche nicht bloß spinnen und weben, sondern auch drucken, fürchten nicht minder, von dem französischen Markt abgeschnitten zu werden, namentlich mit ihren feinen und theuern Arbeiten, welche bisher vorzugsweise nach Paris gingen. Sie fürchten, daß Frankreich seine Zölle erheblich erhöht, und daß dadurch, bei dem System des Werthzolles, vorzugsweise die Luxusartikel getroffen werden. Nun ist ja gegenwärtig in Frankreich Alles möglich, und insbesondere auch in protectionistischer Richtung, da ja der Großkophtha des Schutzzolles, Herr Thiers, an der Spitze des Landes steht. Indessen lehrt die Erfahrung, daß für den Absatz gerade von Luxusartikeln die Höhe des Eingangszolles ein ziemlich untergeordnetes Moment ist. Denn gerade bei ihnen kommt es auf etwas Mehr oder Weniger im Preise weniger an. Dann aber dürfte eine Vorschrift des Versailler Präliminarfriedens schon jetzt einige Beruhigung gewähren. Nach Artikel fünf soll nämlich in dem demnächstigen definitiven Friedensschlusse ein Zeitpunkt festgestellt werden, bis zu dessen Ablauf die Bewohner derjenigen Territorien, welche Frankreich an Deutschland wieder abtritt, „besondere Erleichterungen bezüglich der Circulation ihrer Erzeugnisse genießen sollen". Allerdings muß man zugeben, daß der Rede Sinn ein wenig dunkel ist. Aber die wahrscheinlichste Interpretation ist doch die, daß ein Interimistikum geschaffen werden soll, während dessen die Fabriken im Elsaß den bisherigen zollfreien Import nach Frankreich für ihre Erzeugnisse noch fortgenießen. Dies würde freilich entweder nur sehr kurze Zeit dauern und auf die im Beginn schon vorhandenen Waaren

Digitized by Google

beschränkt werden müssen, oder es würde voraussetzen, daß während dieses Interim die Zolllinie zwischen Elsaß und Lothringen auf der einen, und Deutschland auf der andern Seite, fortbestände, — was sehr viel gegen sich hat; auch ließe sich etwa durch Entrepots helfen, welche in Frankreich für Elsaß-Lothringen's Producte zu errichten wären. Besser wäre es, man verständigte sich im Großen und Ganzen mit Frankreich über eine Revision des angeblich durch den Krieg gelösten Handelsvertrages auf Grund der Ausgleichung und des reinen Gewichtzoll-Systems. Damit würden die streitigen Interessen in Harmonie gesetzt. Eine chinesische Mauer zwischen sich und Deutschland ziehen zu wollen, dazu ist doch wohl Frankreich nicht bornirt genug. Wäre es das aber wirklich, so würde es bald durch Schaden klug werden, und man würde sich dann beeilen, die Mauer wieder abzutragen. Jedenfalls müssen wir, wär' es auch mit Gewalt, uns die „Rechte der meistbegünstigten Nationen“ erhalten.

Doch ich will der nächsten Zukunft nicht vorgreifen, sondern mich darauf beschränken, zu sagen: Was auch geschehen möge, man muß unter allen Umständen diese Fragen rasch lösen. Denn das Schlimmste ist immer die Ungewißheit. —

Sprechen wir von den Advocaten und Notaren. Ihre Stellen sind dort sehr einträglich, und sie haben dieselben gekauft, ganz in derselben Weise, wie man bei uns Apotheker-Privilegien kauft, oder auch „eine Barbierstube nebst Kundschaft“ welch' letztern Ausdruck ich einmal in einer Mecklenburgischen Zeitung fand. Der Eine hat 30,000, der Andere 35,000, der Dritte 40,000 Francs für sein Amt bezahlt. Sie wissen sehr wohl, daß diese „berechtigte Eigenthümlichkeit“ die Gunst der öffentlichen Meinung in Deutschland nicht für sich hat. Außerdem fürchten sie die deutsche Gerichtssprache; denn sie sind entweder Nationalfranzosen oder wenigstens Fransquillons. Wenn wir gerecht sein wollen, dürfen wir ihnen kaum verargen, daß

Digitized by Google

sie etwas beunruhigt sind. Das beste Mittel, sie zu beruhigen ist, daß man diese Frage möglichst rasch definitiv ordnet. Man gebe diesen Männern die Gewißheit, entweder daß sie ihre Stellen behalten, oder daß ihnen eine billige Entschädigung zu Theil wird. Fahren sie aber auch dann noch fort zu wühlen, dann lasse man sie die Strenge des Gesetzes fühlen. Milde allein thut es nicht. Auch Festigkeit allein nicht. Wohl aber Festigkeit mit Milde vereinigt.

Gegen Lehrer und Beamte ist man schon in der Weise vorgegangen, daß man Diejenigen, welche erklären, sie betrachteten sich vor wie nach als Beamte Frankreichs, sie weigerten sich Deutschland zu dienen, ja auch Gehalt von ihm zu nehmen, des Dienstes entlassen, und bei fortgesetztem Widerstande ausgewiesen hat. Darüber, als über eine Art unerhörter Grausamkeit, haben zart besaitete sentimentale Seelen bereits verschiedene Schmerzensschreie ausgestoßen. „Unter den Ausgewiesenen sind sogar Deutsche!" Ei, um so schlimmer, wenn Deutsche ihre Abstammung verleugnen und sich fälschlich für Franzosen ausgeben. Sie am Allerwenigsten haben das Recht, auf deutschem Boden wider Kaiser und Reich zu rebelliren. Ich wünschte jenen Tadlern von Herzen, sie möchten auch einmal selbst Gelegenheit haben, an Ort und Stelle die unausstehliche Hochnasigkeit kennen zu lernen, mit welcher jene Fransquillons auf deutsche Männer und deutsches Wesen herabsehen. Sie würden sich dann bald überzeugen, daß es nöthig ist, kurzen Prozeß mit ihnen zu machen. Jeder Act der Milde wird von ihnen mißverstanden. Sie halten Milde für Schwäche, Nachsicht für Feigheit und Gutmüthigkeit für Dummheit der bêtes allemandes. Kurz sie sind Alle ernstlich krank an der monomanie des grandeurs; und es bedarf energischer Heilmittel. Indem wir ihnen diese reichen, können wir mit Lessings Nathan zu ihnen sprechen: „Es ist Arznei, nicht Gift, was ich Dir reiche."

Digitized by Google

Ein wichtiges und auch keineswegs absolut feindseliges Kultur-Element im Elsaß sind endlich die Juden. Sie erfreuen sich dort vollkommener politischer, rechtlicher, bürgerlicher und wirthschaftlicher Gleichstellung, und sind nicht ohne Besorgniß, daß unter deutscher Herrschaft sich diese ihre Stellung verschlechtere. Man kann ihnen Das nicht übel nehmen, so lange im Berliner Herrenhause noch Reden gehalten werden, wie die des Herrn von Senft-Pilsach über das zwangsweise Taufen von Judenkindern und die des Grafen Brühl über „Juden, Krämer und Postschreiber". Glücklicher Weise können wir ihnen die Gewißheit geben, daß dem deutschen Reichstage solche Velleitäten fremd sind, und daß schon am 2. Juli 1869 ein Reichsgesetz ergangen ist, welches die Gleichberechtigung aller Konfessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung garantirt, so daß in der That die eigenthümliche Weltanschauung jener Herrenhausmitglieder im deutschen Reiche eine legale Berechtigung nicht mehr besitzt. Um dies klar zu machen, sollte man dort ein Paar befähigte Juden im Reichsdienste anstellen. Auch die Civilehe werden wir im Elsaß nicht abschaffen, sondern vielmehr in denjenigen deutschen Ländern, wo sie gesetzlich noch nicht existirt, einführen. Denn das Konnubium ist, wie uns die Geschichte der Klassenkämpfe im alten Rom lehrt, ein unentbehrlicher und integrirender Bestandtheil des Emanzipationswerks.

Für alle dortigen Einwohner, welche sich mit Kaiser und Reich absolut nicht versöhnen können, bleibt immer noch ein Ausweg übrig, nämlich die Auswanderung. Wir werden uns hüten, derselben die geringste Schwierigkeit in den Weg zu legen. Es fehlt uns ja nicht an Stoff, die Lücken, welche etwa entstehen sollten, wieder auszufüllen. Haben wir doch die deutschen Geschäftsleute, welche bisher in Frankreich ansässig waren und von dort nicht nur zur Zeit des Krieges und der größten Aufregung, sondern auch heute noch vertrieben werden,

Digitized by Google

— heute noch lediglich aus Bornirtheit oder aus Fanatismus oder aus elendem Brot- und Konkurrenz-Neid vertrieben werden!

Ich glaube aber, die Auswanderung nach Frankreich wird, wenigstens bei der deutschen Bevölkerung nicht allzu stark werden.

Denn wir können den Deutschen in den von Frankreich zurückeroberten Provinzen Manches bieten, was Frankreich ihnen nicht geboten hat und in Zukunft noch viel weniger, als bisher, zu bieten im Stande sein würde.

Nämlich erstens Ruhe und Ordnung. Zweitens Freiheit, Selbstverwaltung und finanzielle Entbürdung. Alles Dinge, welche in Frankreich absolut unmöglich sind, weil dort, wie gesagt, Jeder vom Staat empfangen, aber Keiner etwas leisten oder bezahlen möchte, und man überhaupt nur von Rechten, aber nie von Pflichten dem gemeinen Wesen gegenüber hört.

Wenn ein Monsieur Flourens in irgend einem Pariser „Orpheum" eine Gesellschaft von Bummlern, die nicht weniger närrisch sind, als er, um sich versammelt hat und völlig unmotivirter Weise ein Pistol wider den, durch Nichts hierzu Anlaß gebenden Plafond abfeuerte mit der Erklärung: „Ich versetze mich hierdurch in den Zustand der Insurrection", so kann er mit Recht sagen: „Ganz Frankreich sieht auf mich."

Allerdings, — das kann ich nicht leugnen, — besitzen auch wir in Deutschland ähnliche Käuze. Sie haben sich nach französischem Muster gebildet. Allein zum Glück muß man, anstatt: „Ganz Deutschland sieht auf sie," sagen: Ganz Deutschland lacht über sie.

Deutschland ist für eine geraume Zeit sowohl vor Staatsstreichen und Bürgerkriegen, als auch vor Putschen und Revolutionen bewahrt. Nachdem auch der Süden beigetreten ist und

Digitized by Google

damit den „Norddeutschen Bund" zum „Deutschen Reiche" erweitert hat, ist die letzte offene Stelle, welche bisher dem Angriff oder dem Zwiespalt im Innern Raum bot, geschlossen. Der Felsen, auf welchen das Deutsche Reich errichtet ist, spottet der Anstrengungen aller seiner äußern und innern Feinde. Vielleicht ist es — und warum sollte es nicht? — den letztern auch in „Zukunft" vergönnt, diesen Felsen ganz unten und so weit sie reichen können — aber hoch hinauf reichen können sie bekanntlich nicht — ein wenig zu beschmieren, allein erschüttern können sie ihn nicht. Und deshalb können wir ihrem Treiben in aller Ruhe entgegen sehen. Ebenso sicher sind wir vor auswärtigen Kriegen. Schwerlich wird Jemand so bald das Gelüste verspüren, sich in einem Angriffskrieg mit uns zu messen, und wir selber sind vermöge unseres Nationalcharakters und unserer eigenthümlichen Wehrverfassung ein friedliches Volk, unsere Stärke beruht auf der Defensive. Das erkennen auch fremde Nationen an. In England sagte noch kürzlich der Solicitor-General Coleridge: „Ich vertraue der Geschichte und dem Charakter des deutschen Volkes; und deshalb glaube ich, die Welt wird in Zukunft Ruhe haben, und ihr Herz unendlich leichter fühlen, seitdem nunmehr an der Spitze des Continents Deutschland, statt Frankreich steht, — d. h. eine große, tapfere und entschlossene, aber durchaus friedlich gesinnte Nation, anstatt einer Nation, die zwar auch groß, tapfer und entschlossen, aber ewig unruhig, kriegs- und angriffslustig ist."

Das Elsaß wird also mit uns an den Segnungen des Friedens und der Wohlfahrt theilnehmen, während Frankreich sich in innern Kämpfen verzehrt.

Die deutsche Armee hat Paris besiegt, folglich hatte sie auch das Recht, es dauernd zu okkupiren und in der Stadt die soziale Ordnung wieder herzustellen. Wir haben von diesem Rechte nicht im Mindesten Gebrauch gemacht; wir geben auch auf dem

Digitized by Google

Gipfel des Sieges, gelassenen Muthes der Beschleunigung des Friedens und der Rückkehr den Vorzug. Und dann: wir hatten wohl das Recht aber durchaus nicht die Pflicht, Paris zu pazifiziren. Wir konnten und durften interveniren zwischen den streitenden Parteien Frankreichs, allein wir mußten es nicht, und deshalb wollten wir es nicht, — wenigstens zur Zeit nicht. Will Frankreich in seiner Hauptstadt die Pforten der Anarchie ewig geöffnet halten, damit sich diese Krankheit von dort aus auch der Provinz mittheile, so ist das seine Sache. Wir werden nur dann einschreiten, wenn es sich um Erfüllung der Friedenspräliminarien handelt. So lange aber in Paris ein Pöbelregiment herrscht, welches kein irgend politisches Ziel verfolgt, sondern sich lediglich die Anarchie zum Zweck setzt und an die Unvernunft, die Leidenschaft und die Bestialität, als Mittel, appellirt, so lange würde es auch für das Elsaß schwerlich ein Vergnügen sein, zu Frankreich zu gehören. Auch wenn es gelingt, Paris und die Anarchisten in den Provinzen wieder lediglich zur Raison zu bringen, so ist damit Frankreich noch keineswegs die Ruhe wiedergegeben. An die Dauer der Republik, so scheint es, glaubt eigentlich Niemand. Die, welche sich selbst für die einzig wahren, vollkommenen und gerechten Republikaner, für die Inhaber des republikanischen Monopols, ausgeben, sind es ja gerade selbst, welche jetzt schon täglich am lautesten schreien: „Die Republik ist in Gefahr." Und in der That ist sie bedroht auf der einen Seite von dem Sozialismus, d. h. von den Leuten, welche das Arbeiten verlernt, und, während sie sich für „Arbeiter" ausgeben, die Arbeitsscheu in ein System gebracht haben; auf der andern Seite von der Monarchie, welch' letztere ihrerseits wieder sich in Gestalt mindestens dreier verschiedener Prätendenten präsentirt, die einander gegenseitig bekämpfen. Bis alle diese Streitigkeiten ausgetragen sind, das kann sehr lange dauern. Diese innere Unruhe aber und die

Digitized by Google

Verpflichtungen, welche sich Frankreich durch den Krieg und in dem Friedensschlusse nach Außen aufgeladen hat, werden die Steuerlast so drückend machen, daß der Elsaßer gewiß keine Ursache haben wird, mit Neid auf seine französisch gebliebenen Nachbarn zu blicken.

Ein Hotelbesitzer in Weißenburg, welcher sich mir Anfangs als französisch gesinnt präsentirte, sagte, nachdem ich ihm obige Gesichtspunkte klar gemacht hätte, endlich seufzend:

„Nun denn, wenn's nicht anders ist, dann auch preußisch oder deutsch, aber unter der Bedingung, daß Ihr uns Ruhe und Friede garantirt." — „Quant à l'ordre j'en réponds!" antwortete ich ihm kühn mit den Worten einer der letzten Thronreden des Kaisers von Frankreich.

Was die Administration der neuen Provinz Elsaß-Lothringen anlangt, so würde ich vorschlagen, die Departementalverfassung zu beseitigen. Sie ist das Werkzeug der Bureaukratie, der Centralisation, des Präfektenthums, des Despotismus. Die Departements wurden eingeführt in der erklärten Absicht, die alten Provinzialverbände zu vernichten und damit zu Gunsten der Centralisation die letzten Reste provinzieller und korporativer Selbständigkeit und Selbstverwaltung zu zerstören. Die Departements gleichen darin den altpreußischen Regierungsbezirken. Nur sind sie noch weit bureaukratischer eingerichtet. Eine einzige Provinzialregierung für Elsaß-Lothringen scheint mir das Richtige zu sein, aus den nämlichen Gründen, aus welchen man auch der neuen Provinz Schleswig-Holstein nur eine Provinzial-Regierung gegeben hat, und keine Bezirksregierungen. Ich würde sie nach Metz setzen statt nach Straßburg, ebenfalls aus denselben Rücksichten, welche damals für Schleswig und gegen Kiel den Ausschlag gaben. Im Uebrigen wäre das Land in Kreise zu theilen, und möglichst bald für eine den dortigen Verhältnissen entsprechende und mit wirklichen Rechten ausgestattete Provin-

Digitized by Google

zial= und Kreisvertretung zu sorgen. Es geht nicht anders, diese neue Provinz muß vorerst noch von der Vertretung im deutschen Reichstage ausgeschlossen bleiben, weil sie, abgesehen von rühmlichen Ausnahmen, im Ganzen leider noch zu wenig Interesse und Verständniß zeigt für die nationalen Gesammtinteressen. Etwas Anderes ist es mit ihren korporativen und lokalen Interessen in Provinz, Kreis und Gemeinde. Hier müssen wir ihnen den Gegensatz zeigen zwischen der französischen Centralisation und der deutschen Decentralisation, zwischen der französischen Bevormundung und der deutschen Selbständigkeit, zwischen der französischen Präfektenwirthschaft und der deutschen Selbstverwaltung. Hat die Bevölkerung dann in der Provinzial= und Kreis= und Gemeinde=Vertretung ihre Vorstudien absolvirt, hat sie hier gelernt, praktische und deutsche Politik zu treiben, und sich jene Untugenden des französischen Phraseur und Blagueur abgewöhnt, die Frankreich an den Rand des Abgrundes geschleppt haben und es vielleicht, was ich übrigens im Interesse Europa's durchaus nicht wünsche, noch vollends hineinstürzen: dann, aber auch nur dann, sollen uns unsere in den Schoos der großen deutschen Familie zurückgekehrten Brüder auch im Reichstage in Berlin herzlich willkommen sein. Ich habe früher angedeutet, wie man auch in Betreff der Verwaltung und Verfassung von Gemeinde, Schule und Kirche in den wiedergewonnenen Provinzen das Prinzip der korporativen Selbstverwaltung auf das Liberalste durchführen muß. Das germanische Staatswesen ist aufgebaut auf der Grundlage der freien Genossenschaft, welche in dem ganzen öffentlichen und gemeinsamen Wesen den Grundtrieb der Germanen bildet, während die Keltoromanen dem Prinzip der Centralisation und Uniformirung folgen. Wer sich diesen Gegensatz klar machen will, den verweise ich auf das, gleich sehr durch reiche Gelehrsamkeit, wie durch einen großen und weiten historischen Blick hervorragende

Digitized by Google

Werk eines Berliner Universitätslehrers, welcher augenblicklich als tapferer preußischer Artillerist im Felde steht. Ich meine Otto Gierke's „Geschichte der deutschen Genossenschaft" (Berlin, 1868).

Dieser Trieb der Genossenschaft und der Selbstverwaltung ist zwar scheinbar erloschen in den Herzen unserer deutschen Brüder im Elsaß, aber er schläft nur in Folge der langen Trennung und Fremdherrschaft. Er wird seine Wiedererweckung und Auferstehung feiern in Folge der Wiedervereinigung dieses abgesplitterten Theiles mit dem großen und kräftigen Stamme des deutschen Volkes, — dieses Volkes, welches allerdings seit dem westphälischen Frieden genöthigt war zu sagen: „Hier steh' ich, ein entlaubter Stamm," aber auch nie müde geworden ist, hinzuzufügen: „doch innen lebt die schaffende Gewalt," und das nunmehr die Wahrheit dieses Satzes erprobt hat. Die Gesetzgebung und Verwaltung des deutschen Reiches haben die Aufgabe, mit allen Mitteln diese Wiedervereinigung zu fördern und damit dem Elsaß und Deutsch-Lothringen die Ueberzeugung beizubringen, daß hier in Deutschland und nicht in Paris die Wurzeln ihrer Kraft sind, daß ihre wahre Mutter noch lebt, daß sie Germania heißt, und daß die kokette und launische Gallia nur ihre Stiefmutter, und nicht einmal das war.

Ich denke, kaum zehn Jahre wird es dauern, dann werden Deutsch-Lothringen und Elsaß nicht nur äußerlich und politisch, sondern auch ganz so, wie ehedem, in Recht und Sitte, in Sprache und Wissenschaft, in Kunst und in Wirthschaft, — kurz in allen Zweigen menschlicher Kultur und Civilisation, vollständig wieder mit uns Deutschen zusammen gewachsen sein; und wenn dann wider Erwarten die Herren in Paris noch an die Zauberkraft des „suffrage universel" glauben sollten, obgleich ja jetzt schon die Nationalversammlung kurzer Hand die Absetzung der Dynastie Napoleons decretirt und damit alle Plebiszite für Unsinn erklärt hat, — nun, dann wollen wir nach

Digitized by Google

zehn Jahren von heute an abstimmen lassen; und es wird auf ein Dutzend französischer „Non" ein Tausend deutscher „Ja" kommen.

Heute aber sagen wir: Ihr Franzosen habt's uns ohne Abstimmung genommen, und deshalb sind wir so frei und nehmen es ebenfalls ohne Abstimmung wieder an uns. „Ubi rem meam invenio, ibi eam vindico!" sagt der römische Jurist.

VI.

Die Pariser und die Elsasser Commune.

Ein Nachtrag vom März 1871.

Das „et ab hoste doceri" gilt auch heute noch. Und deshalb hat es für uns Deutsche vielleicht einiges Interesse zu erfahren, was denn heute die Franzosen über das uns wiedergewonnene Elsaß und dessen Zukunft denken. Man findet zahlreiche Abhandlungen über diesen Gegenstand in den größeren französischen Blättern. Sie theilen sich in vernünftige und unvernünftige. Die letzteren, welche die Mehrzahl bilden, kennen zu lernen, lohnt nicht der Mühe. Auch die ersteren tragen mehr oder weniger jenen eigenthümlichen Stempel des französischen Geistes, welchem „die Wahrheit zuweilen unbequem wird."

Zu den „vernünftigen" rechne ich eine Reihe „Elsasser Briefe," welche der „Temps" in den letzten Tagen gebracht hat. Sie rühren von einem Elsasser her, welcher seine rheinische Heimath verlassen und sich nach Paris expatriirt hat, wo er jedoch an der hier herrschenden „Commune" noch weniger Geschmack zu finden scheint, als an den dort herrschenden Deutschen. Ich werde einen Auszug aus diesen „Briefen" in der Uebersetzung mittheilen und ihm einige Glossen beifügen. Der Auszug lautet so:

— „Was wird aus dem Elsaß werden? Wie wird es die schreck-

Digitized by Google

lichen Prüfungen ertragen, die seiner harren? Diese Deutschen, die seine Städte zerstört und niedergebrannt haben, seine Staatskassen der Gelder beraubt, sind nun die offiziellen Herrscher, wenn auch nicht die gesetzlichen. Man wird mit ihnen und unter ihnen leben müssen, ihre Gesetze anerkennen und sich ihrem Willen unterwerfen. Was will und soll man anders machen? Auswandern? Nein, das wäre geradezu das Land dem Strome der deutschen Einwanderung preisgeben, ja man würde sich dadurch jede einstige Zurückforderung untersagen; oder sollen wir unser Schicksal mit Ergebung tragen und das Haupt unter die Macht beugen? Nein, die Muthigen dürfen sich nicht ergeben; die Elsasser haben ihren Patriotismus oft genug während dieses Krieges gezeigt und bewiesen, was ihre Willenskraft werth war. Aber was denn sonst? Ein neuer Kampf würde ohne Zweifel das nächstliegende sein, wenn nicht die Hauptmittel dazu, die Waffen und die Kämpfer fehlten?

Seit meiner Anwesenheit in Paris habe ich schon zu wiederholten Malen die stille Hoffnung äußern hören, daß das Elsaß in Folge der vielen erlittenen Kränkungen und Unterdrückungen gewissermaßen in einer ewig fortdauernden Verschwörung gegen die Unterdrücker bleiben würde; ein Theil der Menge glaubt sogar an eine öffentliche und allgemeine Widersetzung und Nichtachtung der Gesetze und bei der ersten günstigen Gelegenheit an den Ausbruch eines großen Aufstandes. Dieselben Leute glaubten sich berechtigt, den geschlossenen Frieden nur als eine Verlängerung des Waffenstillstandes betrachten zu dürfen und drangen, beseelt von einem heißen Feuereifer für das Vaterland, zuerst ohne Verzug auf eine Neubildung der Armee, um ihren so schwer verletzten Stolz auf eine gehörige Weise rächen zu können.

— „Elsaß und Lothringen“, so sagt man, „erwarten uns. Darum laßt uns unsere Lenden umgürten und uns zu neuen Kämpfen waffnen. Unser Beispiel wird allseitige Nacheiferung

finden, haben wir nur erst den schamlosen Pakt gebrochen, den man uns so sehr gegen unsern Willen mit Gewalt aufgedrungen hat." — Doch (es gehört freilich einiger Muth dazu es auszusprechen) Thatsache ist es, daß keine dieser Behauptungen richtig und wahr ist. Die Elsasser Bevölkerung, die im Allgemeinen sehr praktischer und bedachter Natur ist, weiß am besten sich selbst zu rathen und sich ihrem neuen Herrn auf einen Zeitraum von unbestimmter Länge zu überlassen, da sie sich wahrscheinlich in keiner Weise irgend welche Luftschlösser über ihre Befreiung macht. Man wird doch nicht glauben, daß denselben die schreckliche Katastrophe, die Frankreich erlitten, gänzlich unbekannt geblieben ist, oder, daß sie nicht im Stande seien, die fürchterliche Tiefe dieses Falles zu ermessen? Frankreich ist in diesem Augenblick in einem solchen Zustand von ängstlicher Spannung und grenzenloser Erbitterung über die unverdiente Schmach, daß es keinen klaren Blick in die Zukunft hat und noch weniger (wie es ja jede Stunde am besten beweist) ein richtiges Bewußtsein für die Gegenwart. Wie leider jetzt die Sachen einmal stehen, so fehlt bei allen Dingen die Vernunft, hauptsächlich aber fehlt der Scharfblick, der die wahre Lage übersieht. Wenn sich das arme Land sehen könnte, die vielen Wunden, die ihm geschlagen worden sind, die Verluste, die es erlitten, ich glaube, es würde nur einen Wunsch haben, nämlich den, um jeden Preis eine ungestörte Ruhe wiederherzustellen, die ja doch besser wäre, als der Gedanke an die Rache, der wegen seiner Ohnmacht nichts ausrichten kann. Diejenigen, die sich nicht, wie wir, in das Unglück fügen können und welche die Zerstückelung des Landes nun einmal nicht als unwiderruflich betrachten wollen, werden der allgemeinen Leidenschaft der großen Menge folgen. Ja, es ist traurig! Das fühlen wir alle selbst, und gerade das Elsaß ist es, das dieses Unglück in seiner ganzen Schwere fühlt.

Digitized by Google

Auf diese Weise sind die Elsasser ganz auf sich selbst angewiesen und haben auf keinen Beistand von Außen zu rechnen. Frankreich kann im Augenblick nicht einmal sich selbst, geschweige denn den Elsassern helfen.

Das haben sie wohl begriffen, und deshalb wissen sie auch sehr gut, auf welchem Gebiete der Kampf in Zukunft sich abspielt. Am Tage vor meiner Abreise aus dem Elsaß sagte mir mein Freund Jean Marcé:

— „Das Elsaß weiß, was es zu thun hat. Niederschlagen können wir sie nicht, wohl aber vergiften. Während sie uns unterdrücken, werden wir Propaganda machen, um die Revolution, den großen Generalkrach, in Deutschland zu beschleunigen."

Diese wenigen Worte sind ein ganzes Programm; und die Elsasser haben schon das Zeug dazu, es auszuführen.

Leider hat in Deutschland die demokratische Idee augenblicklich mit dem preußischen Gedanken, d. i. mit dem Feudalismus, ein ungeheuerliches Bündniß eingegangen; — glücklicherweise jedoch nur auf Zeit. Das neue deutsche Reich trägt in seinem eigenen Innern Keime der Zwietracht, gährende Stoffe des Haders, entschlossene und leidenschaftliche Elemente, die, sobald der Augenblick gekommen und der nationale Vorwand verblaßt ist, sich wieder besinnen, sommeln und organisiren: Die Jakoby's, die Bebel's, die Liebknecht's, die alle gestern noch Generale ohne Armee waren, werden bald um ihr Programm eine thatkräftige Partei schaaren, sobald es gilt, einen „Feldzug im Innern" gegen den preußischen Absolutismus und Korporalismus zu eröffnen (wörtlich: „Les Jacoby, les Bebel, les Liebknecht, qui, hier encore des généraux sans soldats, rallieront autour de leur programme un parti actif, quand il s'agira d'entreprendre „une campagne à l'intérieur" contre l'autocratie et le militarisme prussien").

Und das Elsaß wird in dem so unternommenen Kampf

Digitized by Google

eine hervorragende Stellung einnehmen. In diesem täglich erneuerten Kriege wird es stets neue Kräfte saugen aus seinem Hasse wider die siegreiche Gewalt, aus jenem unauslöschlichen Haß, welchen die Beschießung Straßburgs und die muthwillig begangenen Grausamkeiten am Oberrhein und in den Vogesen hoch haben anwachsen lassen.

Aber (und das ist ein Hauptpunkt bei dieser Frage) das Elsaß muß sich ermuthigt und unterstützt fühlen durch den Gedanken, daß ein neues Frankreich sich erhebt und die Idee der Rache kultivirt, indem es nur auf den Augenblick wartet, der es möglich macht, das und noch Mehr zurückzuverlangen.

Wenn die Elsasser, obgleich vom Beginn an schon die Opfer des Krieges, dennoch eine so rührende und unerschütterliche Anhänglichkeit an Frankreich bewahrt haben, so liegt der Grund darin, daß Frankreich trotz seiner Niederlagen und Abdankung, in ihren Augen immer noch das Symbol des neuen Rechts und der modernen Welt ist. Die Freude war groß im Elsaß und die Hoffnung stieg, als sie sahen, wie eines Tages Frankreich seine alte Kraft wieder fand und die schandbaren Trümmer des Kaiserthums von sich stieß. Und auch heute noch, wo diese Kraft etwas ausschreitet, hoffen sie doch sehnlichst, daß Frankreich darin neue Stärke erhalten werde, um sich aufzuraffen und sich wieder in den Besitz seiner reinsten Ueberlieferungen zu setzen, daß es, wenn auch zeitweise seiner materiellen Gewalt beraubt, an die moralische Gewalt, an die Propaganda der großen Ideen appelliren und seine alte Rolle vor Europa wieder aufnehmen wird, nämlich die des vorgerücktesten Postens des Rechts, der Gerechtigkeit und der Freiheit.

Nur durch einen solchen Feldzug im Innern, durch die rückhaltloseste und fruchtbarste Entwickelung streng republikanischer Institutionen wird es Frankreich möglich sein, auch Angesichts des preußischen Cäsarismus sich wieder aufzurichten. Nur da-

Digitized by Google

durch wird es in ununterbrochener Gemeinschaft seiner Gedanken und Gefühle mit seinem Verbannten, dem Elsaß, verbleiben. So weit ich hörte, war dies der allgemeine Wunsch des Elsasses, als ich es verließ. Aus ihm tönte derselbe aufmunternde Zuruf, dieselbe feierliche Beschwörung, welche den Sinn jener herrlichen Wahlen vom 8. Februar bildete; — damals, als die Elsasser, aller Mittel sich unter einander zu besprechen und zu verständigen beraubt, so recht den deutschen Bajonnetten zum Trotze, in wahrhaft unwiderstehlicher Weise das Feldgeschrei „Republik" dem Rufe „Frankreich" hinzufügten!

Ein Wort bleibt mir noch zu sagen übrig; es ist schmerzlich aber nothwendig, es ohne Umschweife auszusprechen. Frankreich würde sich schwer täuschen, wenn es dächte, möge es auch thun, was es wolle, möge auch aus ihm werden, was da wolle, möge es auch zu Grunde gehn, möge es auch ein Raub der Reaktion oder der Anarchie werden, trotz Alledem und Alledem werde das Elsaß niemals den Muth verlieren und selbst Angesichts gewisser Situationen werde es niemals empfinden, wie der bessere Theil seiner Zuversicht es verlasse. Auch das Elsaß hat, wie wir Alle, nur noch in einem weit höheren Grade, die feste Ueberzeugung, daß Frankreich nur dann zu retten ist, wenn es sich der Freiheit und der Arbeit weiht, wenn es die Achtung vor dem Gesetze und die Sicherheit der Person und des Eigenthums wieder herstellt.

Das politisch und industriell hoch entwickelte Elsaß würde keinen Geschmack und kein Verständniß haben für jene wilden Störungen der bürgerlichen Ordnung, in einem Augenblicke, wo mehr als jemals die Wiederherstellung der Ruhe der Geister und der Zustände eine Forderung des öffentlichen Wohls ist. Wir haben kaum den Muth, von dem Eindruck zu sprechen, den die Krisis, welche augenblicklich in Paris auf uns lastet, in den

Digitized by Google

großen Industriestädten des Westens, ja auch auf dem flachen Lande machen wird.

Das soll man in Paris wohl bedenken, wenn man bestrebt sein will, mit einiger Sicherheit den Stimmungen der beiden Rhein-Departements zu folgen und auf dieselben zu bauen.

Möge Frankreich zur Freiheit, zur Ordnung, zur Arbeit, zur Wirthschaftlichkeit zurückkehren; möge es durch kluges Verhalten vor Europa den Kredit und die Autorität wiedergewinnen, die es verloren; möge es sich der Leitung der wahrhaft demokratischen Bewegung wieder bemächtigen; dann wird es im Elsasse nie vergessen werden. Dann, aber auch nur dann, wird das Elsaß ohne Entmuthigung und ohne Schwäche den Tag erwarten, den vielleicht schon nahen Tag der Befreiung und der Abschüttelung des Joches!"

— Es seien mir nun einige Randglossen zu diesen Betrachtungen eines ausgewanderten Elsassers gestattet.

Erinnern wir uns an das schöne Kapitel von Macaulay, worin er den Charakter des politischen Flüchtlings zergliedert. Der Flüchtling trägt seine Heimath im treuen Herzen, allein die tägliche Verbindung mit derselben hört auf, und wenn er auch zuweilen Nachricht von dort erhält, so giebt ihm dieselbe ein falsches Bild, weil sie herrührt von Menschen, die nicht minder exaltirt sind, als er selber. So glaubt er denn, die Zustände und die Stimmungen in seiner Heimath seien noch ganz dieselben, wie am Tage seiner Abfahrt. Er verkennt die Thatsache, daß erstens unklare und leidenschaftliche Stimmungen eben so schnell wechseln und umsetzen, wie ein heftiger Wind, und zweitens, daß denn doch schließlich immer wieder das Bestreben, sich zur Klarheit durchzuwinden, überwiegt und endlich die Herrschaft erringt.

Hätte der Pariser Elsasser des „Temps" schon die Ergebnisse der Reisen seiner speziellen Landsleute — ich meine jene

Digitized by Google

Deputation von Notabeln des Elsasses, an deren Spitze der Graf Türkheim-Montmartin steht — und die öffentliche Erklärung des letzteren gekannt, so würde er gewußt haben: Im Elsaß sind die Tage, wo man Gambetta und Konsorten wählt, vorbei und kehren niemals wieder; denn man will dort vor Allem Ruhe und Ordnung.

Was die Prophezeiung am Schlusse des „Temps"-Artikels anlangt, so würde dieselbe aus der französischen Phrase in nüchternes Deutsch übersetzt, etwa so lauten: „Eine Möglichkeit, das Elsaß wiederzugewinnen, hat Frankreich nur dann, wenn es zuvor ein Eldorado an Freiheit, Wohlstand und Bildung geworden."

Dazu ist aber nicht die entfernteste Aussicht. Denn, anstatt, wie Preußen von 1807 an gethan, in der inneren sittlichen Wiedergeburt die Quelle seiner Kraft zu suchen, glaubt es sie durch Bürgerkrieg und äußerliche Form-Experimente erreichen zu können. Werfen wir einmal alle Redensarten über Bord und prüfen wir ruhigen Blickes die gegenwärtige Lage des Landes.

Frankreich ist von Parteien zerrissen. Zunächst haben wir zwei Hauptgruppen zu unterscheiden, nämlich

I. Die, welche den Staat abschaffen und
II. Die, welche ihn wieder aufrichten wollen, sei es
   1) als Republik, oder
   2) als Monarchie.

Betrachten wir zuerst die Staatsabschaffer.

Ich finde es sehr begreiflich, daß man in einem Lande, wo der Staat Alles an sich gerissen und nichts gut besorgt, wo er Alles unternommen und nichts zu Ende geführt, Alles verschlungen und nichts verdaut, sehr viel gekostet und sehr wenig geleistet hat, wo sich jede Regierungsform, die Republik sowohl als die Monarchie, gleich unfähig erwiesen haben, — daß man in einem solchen Lande einmal den Versuch macht, ohne allen

Digitized by Google

und jeden „Staat" zu leben, weil man, wie der Bürger Dubois in der Commune sagt, „nicht die „Fonds" dazu hat". Die Armee ist ebenso gut, wie der Staat, ein Instrument zur Befriedigung der nationalen Eitelkeit. Sind beide unbrauchbar zu diesem Zwecke, so schafft man sie ab. Was nur Schande einträgt, ist nicht zum „Staat machen"; auch sind wir ein wenig verarmt; deshalb fort mit alle diesem Luxus! So lautet das der Communebewegung zu Grunde liegende Programm; und so weit, das läßt sich nicht leugnen, ist Methode darin, wenngleich es einige unangenehme Zugaben hat, wie die Meuchelmorde an Wehrlosen in den Straßen der Stadt und sonstige derartige „noble Passionen" des süßen Mob von Paris.

Nun aber kommen die Schwierigkeiten. Erstens kann man sich nicht einigen über den Begriff, die Aufgabe und die Grenzen der Wirksamkeit der Commune; auch nicht darüber, ob Etwas und Was an die Stelle des abgeschafften Staates zu setzen sei. Und soweit man noch überhaupt einen „Staat" etwa als Föderativ-Republik statuirt, kommen nothwendig wieder der Staat und die Commune in Konflikt mit einander. Gemeinde und Staat leben in Frankreich, das eine locale Selbstverwaltung nicht kennt, seit lange im Zustande des Kommunismus. Sie haben noch nicht mit einander abgetheilt. Bisher hat der Hausmann des Staats über den Geldbeutel der Gemeinde verfügt. Jetzt verfügt irgend ein neuer Hausmann der Commune über die Gelder des Staats und über die der Bank von Frankreich.

Der Staat hat bisher Gemeinde gespielt. Heute will die Gemeinde Staat spielen. Es geht wie Anno 1789 mit dem „dritten Stande" des Abbé Emmanuel Sieyès. „Was war die Gemeinde bisher? — Gar nichts. Was will sie werden? Alles." Und wie lange wird es noch dauern, bis Frankreich so weit ist, daß es begreift: „Staat und Gemeinde sind nicht da, um ein-

Digitized by Google

ander zu bekämpfen und zu verschlingen, sondern um sich auszugleichen und abzutheilen und so jenes Gleichgewicht zwischen Centripetal= und Centrifugalkraft zu erzielen, auf welchem die Harmonie der Sphären ruht." Diese Wahrheit hat die germanische Welt begriffen. Die romanische bis jetzt noch nicht. In Italien hatten die Munizipien den Staat, in Spanien die Fueros die Gemeinschaft bedroht, bis jene heftigen Rückschläge eintraten, welche die Grundlage der Gegenwart bilden. In Frankreich hat sich der „Staat Moloch" in einer einzigen Person verkörpert, und zwar zuerst in der Person von Louis XIV.

Zweihundert Jahre hat dieser Zustand gedauert. Der Frosch, der sich aufblies, platzte. Aber er wurde stets ersetzt durch einen neuen Frosch, welchen das Schicksal seines Vorgängers nicht abhält, sich ebenfalls aufzublasen und ebenfalls zu platzen. Wird dieses Geschlecht der königlichen und kaiserlichen Frösche wohl enden? — Nicht eher als bis die so lange verkannte Wahrheit von dem Beruf und dem Recht, aber auch von den Grenzen der Wirksamkeit der Gemeinde auch in die französischen Köpfe Eingang gefunden.

Das ist die erste Schwierigkeit.

Die zweite ist: Das heutige Frankreich verhält sich ebenso feindselig gegen die Gesetze der Volkswirthschaft wie gegen die des Staats, obwohl erstere Naturgesetze sind, deren Verletzung sich von selber straft. Wenn man Wechsel und Schuldscheine abschafft, so werden sich Alle auf's Borgen legen und Niemand auf's Bezahlen. Wenn man Banken und Versicherungsanstalten plündert und täglich eine Million Francs verzehrt; wenn Niemand mehr arbeitet, die Einnahmen verschwinden und die Ausgaben steigen; wenn man die Ausfuhr verbietet, Lebensmittel und sonstigen Bedarf, wo man ihn findet „requirirt" und entweder gar nicht bezahlt oder mit Assignaten, die nichts werth sind, so hört die Zufuhr auf, und eine Stadt von mehr als

Digitized by Google

zwei Millionen Seelen, welche auf die Abundanz des Marktes angewiesen ist, geräth in Gefahr zu verhungern, auch wenn sie nicht bombardirt und belagert wird. Mag sie noch so sehr „la patrie de l'idée moderne“ oder „la sentinelle la plus avancée de la liberté“ sein oder sich zu sein einbilden, der Hunger ist eine brutale Gewalt, an der alle Phrasen zerschellen.

Aber auch diejenigen, welche dagegen den Staat wieder aufrichten wollen und eben so sehr der wirthschaftlichen Prohibition und Protection zuneigen, wie jene dem Kommunismus — auch diese haben bisher ein sehr geringes Maß von Einsicht und Willenskraft gezeigt. Ein hoher preußischer Militär-Verwaltungsbeamter, welcher mit Jules Favre über die Verpflegung unserer Truppen verhandelte, erzählte mir, er habe damals, vor dem 18. März 1871, auf seine Frage: ob denn die Regierung nicht beunruhigt sei durch die Vorgänge auf den Buttes de Montmartre, von diesem französischen Staatsmann, der doch zu den Bessern gehört, die Antwort erhalten: „Ah non, ça ne fait rien — ça ne durera pas — ce sont des enfantillages, rien de plus!“ (O nein, das ist nichts; das hört von selbst auf; das sind blos Kindereien, weiter nichts.) So wenig kennt die Regierung die Lage der Hauptstadt! Außerdem hat sie entweder nicht die Kraft oder nicht den Willen, energisch einzuschreiten.

Abgesehen von allem Andern, sind die Staatswiederaufrichter in Frankreich so uneinig über den Grundriß, wie in Paris die Staatsabschaffer über den Abbruch, oder wie in Berlin die Abgeordneten v. Unruh und Reichensperger über den Baustyl des Parlamentshauses. Rothe Republik, blaue Republik, weiße Republik, weißer Bourbonismus, trikolorer Orleanismus, Kaiserreich mit Kaiser, Kaiserreich ohne Kaiser und mit Regentschaft, sei es mit männlicher oder mit weiblicher, Alles und Jedes hat seine Anhänger. Jedes Projekt ist stark genug,

Digitized by Google

alle andern zu hindern, keines aber stark genug, selbst zur Ausführung zu kommen. Fast scheint es, die Franzosen haben den Hang zu den „Querelles allemandes", der früher die deutsche Erbkrankheit war, übernommen. Mögen sie ihn behalten auf Nimmerwiedersehen. Wir Deutsche wenigstens verzichten auf Zurückgabe.

Jedenfalls wird es lange dauern, bis aus diesem Chaos sich ein auch nur leidlich erträglicher Zustand emporarbeitet.

Und deshalb will das Elsaß nicht wieder zu Frankreich. Denn Frankreich ist und wird nicht das Eldorado von Freiheit, Wohlstand und Bildung werden; und das Elsaß will Ruhe und Frieden.

Wir Deutsche werden in Straßburg die deutsche Städteverfassung auf der Grundlage der Freiheit und Selbstverwaltung aufrichten.

Mag dann die Pariser Commune sich demnächst die Elsaßer zum Muster nehmen. So wird beiden geholfen.

Digitized by Google

Die Wilhelmshöhe bei Kassel.

Kulturgeschichtliche Bilder aus sieben Jahrhunderten.

I.

Ich habe das Schloß und die Parkanlagen zu Wilhelmshöhe, wo später Napoleon III. Gelegenheit hatte, „fern von Madrid darüber nachzudenken" (er selbst wird wohl wissen, worüber), bei sehr verschiedenen Gelegenheiten und zu verschiedenen Zeiten gesehen.

Das erste Mal im Jahre 1840 als Student. Die Göttinger Musensöhne machten damals öfters in großen Trupps Kassel und Umgegend unsicher, namentlich auch die Allee, welche nach der Wilhelmshöhe führt, und die wir damals in großen Schwadronen, tolle Reiter auf elenden Miethpferden, hinaufgallopirten. Jugend hat keine Tugend; aber schön war es doch.

Es war auf Pfingsten. Die großen Wasser sprangen so lustig und die Sonne schien so hell auf die Wasser und auf das Land, auf die glänzenden Paläste und auf die frischen duftigen Wälder, auf Nachthessen und Taghessen, auf Konservative und Liberale, auf Gerechte und Ungerechte — auf Alle mit gleicher Huld und Gnade. Wir sahen die großen Kaskaden und bewunderten die Riesenfontänen. Wir wurden von der aufmerksamen Bedienung überall herumgeführt. Keine Kuriosität

Digitized by Google

und keine Geschmacklosigkeit wurde uns geschenkt. Wir sahen Alles, den Sisiphus und den Tantalus, Pluton, Cerberus und die drei Richter der Unterwelt, Sokrates, Plato, Orpheus und den ganzen Olymp. Wir konnten manchmal mit dem witzigen Verfasser der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" sagen: Wir sahen alle Götter; wir sahen alle Göttinnen, mit alleiniger Ausnahme derjenigen des guten Geschmacks.

So sehr wir auch über mancherlei zopfige Spielereien lachen mußten, so kann ich doch nicht verhehlen, daß das Schloß, das Octogon mit dem Herkules und selbst die Löwenburg einen sehr guten Eindruck auf uns machten. Vor Allem aber imponirte der Park mitten in dieser großen und lieblichen, echtdeutschen Landschaft. Er entspricht wirklich der Aufgabe, ein „abrégé de la nature" zu sein. Nur ein großer Strom fehlt der Landschaft.

Zuerst besuchten wir damals das Schloß; es ist ein stattlicher Bau im klassischen Styl, jedoch durch spätere Zuthaten ein wenig verballhornt. Es birgt einige schöne Bilder, Tischbein's Gemälde aus der Geschichte des Antonius und der Kleopatra, und dann ein sehr sprechendes Portrait der Königin Louise von Preußen von einem Maler, dessen Namen ich vergessen habe.

Unser zweiter Besuch galt natürlich dem Herkules. In den cyklopischen Felsenhallen des Octogon, in welchen eine erfrischende Kühle herrschte, vermißten wir damals von unserm burschikosen Standpunkte einen Bierkeller. Dann stiegen wir 4 Treppen hoch zum ersten Umgang und ebenso hoch zum zweiten. Durch den dritten mit Arkaden versehenen Stock gelangten wir in ein achteckiges Tonnengewölbe, und aus ihm mittels einer Wendeltreppe auf die Plattform. Auf dieser steht die 96 Fuß hohe Pyramide, und auf ihr wieder der 36 Fuß hohe Herkules. Immer höher hinauf ging es durch die Pyramide, und endlich in die Keule des Herkules, in welcher wir, acht Mann hoch, geräumig Platz

fanden. Der ehrenwerthe Kupferschmied, welcher das Riesenbild aus Kupfer getrieben, hat die Güte gehabt, in der Keule ein größeres Loch zu lassen, um von da aus die Aussicht zu genießen. Allein das genügte uns nicht. Wir krochen alle acht, einer nach dem andern, zu dem Loch hinaus, um die Keule und die Füße des Herkules herum und dann wieder hinein. Es ist das offenbar die beste Art, die Aussicht zu erschöpfen, wenngleich etwas gefährlich und nur für Studenten rathsam, welche keinen Schwindel besitzen, sondern höchstens einen harmlosen Schwindel verüben.

Die Aussicht vom Herkules ist eine der schönsten in Deutschland. Sie kann sich mit dem Schloß bei Heidelberg und dem Kapuzinerberg bei Salzburg messen. Der prachtvolle Park mit seiner malerischen Architektur, der große Habichtswald mit Berg und Thal, mit Kuppen und Senkungen, das freundliche Kassel, eine Unzahl hübscher Dörfer in Obstbäumen, sorgfältig bestellte Felder und gut gepflegte Wiesen, und in der Ferne der Harz, eine sich lang hinstreckende Sphynx, deren von dem Rücken der Hochebene aufstrebendes Haupt der Blocksberg bildet, — das Alles, beschienen von der Pfingstsonne, vermochte wohl auch andere Herzen als das eines Göttinger Studenten zu erwärmen.

Endlich die Löwenburg, zwar auch nur eine Spielerei, aber eine ziemlich große und gelungene. Eine Burg im Style des Mittelalters, jedoch mit großen und wohnlichen Räumen im Innern, angefüllt mit alterthümlichem Mobiliar aus allen Jahrhunderten, auch ausstaffirt — wenigstens damals — mit einer ansehnlichen Bibliothek, welche nichts enthielt, als moderne Ritter- und Räuberromane à la Kramer und Spieß, bewacht endlich von mittelalterlich kostümirten Invaliden, welche aussahen wie die, bunte Hellebarden tragende Schweizergarde des heiligen Vaters in Rom.

Digitized by Google

Kurhessen hatte damals, 1840, zwei Fürsten, einen Kurfürsten, welcher nicht mehr regierte, sondern im Schloß Philippsruhe der Ruhe pflegte, und einen Kurprinz-Mitregenten, welcher allein regierte und sich nicht gern von Anderen etwas dreinreden ließ. Da aber der Erstere noch den größeren Theil der Einkünfte der Krone bezog, so konnte oder wollte der Letztere für die Wilhelmshöhe nicht viel thun. Kaum wurde das Vorhandene erhalten, Neues kam nicht hinzu. Um das Octogon nebst Herkules nicht dem Verfalle preiszugeben, mußten sich endlich sogar die Stände entschließen, Geld aus Landesmitteln, d. i. aus Steuern, zu dessen Ausbesserung und Wiederherstellung zu verwilligen.

Der Kastellan, der uns die Burg nebst Zubehör zeigte, klagte bitterlich. Er hatte noch unter dem letzten Landgrafen gedient, der zugleich der erste Kurfürst und nebenbei der Wiederhersteller des Zopfes war. „Das war damals die gute alte Zeit", seufzte er, „sie kehrt niemals wieder." Er zeigte uns in der Burgkapelle das Grab dieses Fürsten. Der Sarkophag war von karrarischem Marmor und trug, natürlich lateinisch, wie es damals in Deutschland Sitte war, die Inschrift: „Dieser Marmor schließt den Erbauer dieses Lustschlosses, Kurfürst Wilhelm I., Landgraf von Hessen, ein."

Der gute Kastellan konnte gar nicht müde werden, uns zu erzählen, wie pompös, schauerlich und ergreifend 1821 das „höchstselige Begräbniß" gewesen sei: Die Menge Geistlichkeit und Trauermarschälle. Letztere mit langen, schwarzen Stäben, woran riesige „Plörösen". Ein reich dekorirter Leichenwagen mit acht schwarzen Pferden. Darum die Leibgarde in Schwarz. Davor ein geharnischter Ritter, das Pferd schwarz, die Rüstung schwarz, die Helmzier schwarz. Dann der endlose Trauerzug, Beamte, Bürgergarde, Schulen, Zünfte und Militär. Die Pforte der Löwenburg ist verschlossen. Der schwarze Ritter pocht daran

Digitized by Google

mit eiserner Hand. Der Herold ruft von Innen: Was ist Euer Begehr? Darauf der Ritter: Der Herr dieses Landes begehrt Einzug zu halten zur Stätte seiner letzten Ruhe. Die Pforte öffnet sich. Unter endlosen Feierlichkeiten wird der Sarg in die Gruft gesenkt. Der schwarze Ritter zerbricht den Degen des Fürsten und wirft denselben dem Sarge nach in die Gruft. Die Gruft wird vermauert.

„Das war das Leichenbegängniß des Kurstaats", sagte der Kastellan, „der althessischen Zucht und Treue; die Zeiten kommen nicht wieder, niemals — niemals — niemals." Der Mann weinte wirklich und ernsthaft.

Dann zeigte er uns eine stattliche schwarze Rüstung. „Darin", sagte er, „hat dazumal bei dem Begräbniß unseres höchstseligen Herrn, Anno 1821, der schwarze Ritter gesteckt. Es war nämlich ein Freiherr von Eschwege, ein junger, stattlicher Herr. Von Alters her hat es geheißen, daß der schwarze Ritter, welcher den Landgrafen zur Gruft geleite, ihn keine acht Tage überlebe. Der junge Herr von Eschwege wußte das; allein er wollte sich deshalb seiner ritterlichen Pflichten und Ehren nicht entschlagen. Zu derselbigen Stunde, da er hier in der Kapelle der Löwenburg den Degen zerbrach über der Gruft seines höchstseligen Herrn, wurde seine Mutter zu Hause von einem plötzlichen Schrecken befallen. Das Bild ihres Sohnes stürzte nämlich von der Wand und zertrümmerte in seinem Falle eine kostbare Vase, worauf die Löwenburg abgemalt war; sie war ein Gnadengeschenk des Kurfürsten. Acht Tage darauf war der Sohn am Fieber gestorben. Die Leute sagten, er hätte sich in der schwarzen Rüstung verdorben. Aber Unsereiner kennt den Zusammenhang besser. Ich sage Ihnen, es geht hier mit uns Allen zu Ende. Die Zeiten sind schlimm und es ist Niemand da, der es bessert." — —

Digitized by Google

Das war auf Pfingsten 1840. + 17 — 57

— „Und abermals nach siebzehn Jahren
Kam ich desselben Wegs gefahren",

sagt Friedrich Rückert.

Dieser zweite Besuch fand statt auf Pfingsten 1867. Ich kehrte von Berlin, aus dem verfassunggebenden Reichstag des norddeutschen Bundes, zurück nach der rheinischen Heimath. Das Wetter war trübe und kalt; ja manchmal kam es Einem vor, als flögen noch verspätete Schneeflocken in der Luft umher.

Die Stimmung in Kassel und auf der Wilhelmshöhe entsprach dieser Witterung. Ich glaubte überall wieder den Kastellan von 1840 zu hören, nur mit dem Unterschiede, daß man die Zeit, welche 1840 Gegenwart war, und welche damals der alte Kastellan verfluchte, weil sie nicht mehr „die gute alte Zeit" von 1820 war, daß man dieselbe schlechte Zeit von 1840, sage ich, nun, nachdem sie Vergangenheit geworden, als „die gute Zeit" lobte und zu ihren Gunsten die Gegenwart verdammte und der Zukunft entgegenjammerte.

Es ist merkwürdig, welch' eine Ueberfülle von Pietät und Treue in dem deutschen Volk steckt, und in dem althessischen Stamme insbesondere. Es waren wohlunterrichtete und einsichtsvolle Leute, von welchen ich solche Urtheile hörte. Gutmüthig wie sie waren, hatten sie schnell die Leiden der Vergangenheit vergessen, aber nur, um die der Gegenwart zu übertreiben. Es lag wirklich eine elegische Stimmung über Land und Leuten. Empfänglichkeit für die Poesie des Untergangs! Echt deutsche Romantik!

Man zeigte eine krankhafte Empfindlichkeit gegen das Preußenthum, gegen das liberale wie gegen das konservative. Das war ganz einerlei. Das preußische Wesen war so kahl, so nüchtern, so verständig, so regelmäßig, so stramm, so schroff, so unendlich prosaisch. Da fehlten die Ritter und Räuber der Löwengrube,

Digitized by Google

die Götter und Ungeheuer der Grotten auf Wilhelmshöhe, die Schrullen und Launen des letzten Kurfürsten, die Gemüthlichkeit und die Bummelei; die allabendliche Stammkneipe, auf welcher der permanente Stammgast täglich seine regelmäßige Anzahl Schoppen aus dem Stammseidel trank und dabei jedesmal auf Hassenpflug und die Strafbaiern schimpft.

Mir fiel ein Ausspruch des alten Ernst Moritz Arndt ein: „Es ist angenehm, preußisch zu sein, aber nicht angenehm, preußisch zu werden. Das Preußenthum ist wie eine neue wollene Jacke. Im Anfang juckt sie unausstehlich. Später findet man, daß sie recht warm und nützlich ist, und besonders bei schlechtem Wetter einen unentbehrlichen Schutz verleiht."

Aber wenn ich diese Arndt'sche Reminiscenz (aus der Rheinprovinz von 1820) auftischte, so predigte ich tauben Ohren. „Unser schönes Kassel, bisher Residenz, wird zur bloßen Kaserne herabsinken. Bisher ein lokaler Centralpunkt für Politik, Literatur, Kunst und öffentliches Leben, wird es nun eine langweilige, öde, nichtige Provinzialstadt werden. Und nun gar das schöne Wilhelmshöhe? Wer wird sich noch seiner erinnern? Seine Geschichte ist abgeschlossen. Es gehört der Vergangenheit an. Seitdem Hessens Genius[1]) ihm den Rücken gewandt, wird Jemand noch die Mittel hergeben, diese großen Anlagen, diese prachtvollen und kostspieligen Bauten zu unterhalten? Das Octogon wird zerfallen. Der Herkules wird von seiner Höhe herunterstürzen; und in wenigen Jahren wird man auch auf uns die Worte des Lord Byron — oder sind sie von dem Grafen Platen? — anwenden können: „Venedig liegt nur noch im Land der Träume." — —

[1]) So heißt es am Schlusse der Schrift von E. Welper, Geschichte von Wilhelmshöhe bei Kassel (Kassel 1867). Die elegische Stimmung muß man dem Verfasser schon zugutahalten. Es war ja damals, 1867, die herrschende. Sonst aber ist es eine recht nette und fleißige kleine Monographie.

Digitized by Google

Das war auf Pfingsten 1867.

— „Und abermals nach dreien Jahren
Kam ich desselben Wegs gefahren."

Es war in den ersten Tagen des Juli 1870. War das ein Land der Träume? Wo war der elegische Zug geblieben? Eine neue Welt hatte sich hier aus den chattischen Trümmern erhoben.

Ueberall hämmerte, pochte und arbeitete es, als sollte über Nacht neben dem alten Kassel ein doppelt so großes neues entstehen. Von der Terrasse der Kattenburg, welche die Dynastie verewigen sollte, aber kaum begonnen, schon zur Ruine ward, sah man einen riesigen Ausstellungspalast ebenso sinnreich ausgedacht wie geschmackvoll ausgeführt und arrangirt, gefüllt mit Produkten der Industrie aus dem norddeutschen Bunde, aus Süd-Deutschland, aus Oesterreich-Ungarn, aus der Schweiz, aus Frankreich, England, Rußland, Dänemark, Norwegen, Holland, Belgien und Amerika. Darunter namentlich so viele musikalische Instrumente, daß der „Führer durch die Ausstellung" an die Worte des Dichters erinnerte:

— „Wohlthätig die **M**usike ist,
Wenn sie der **M**ensch mit **M**aß genießt."

Dabei sowohl in der Ausstellung, wie in der Stadt und Umgebung Alles wohl geordnet. Keine Prellerei wie sie in 1867 in Paris, oder auf manchen Sänger- und Schützenfesten geherrscht hat, von welchen obgemeldeter Dichter sagt:

— „Nämlich so ein Sängerfest
Giebt dem Portemonnaie den Rest."

Dieses früher so stille in sich gekehrte Kassel war auf einmal laut, mittheilsam, ja beinahe tumultuarisch geworden. Es glich dem Dornröschen des deutschen Märchens. Es war schon damals schön, als es noch unter dem Zauberbann seinen langen Schlaf hielt. Aber noch viel schöner ist es doch jetzt, nachdem es erwacht ist. Der preußische Adler, von welchem man glaubte,

Digitized by Google

er werde das nette Hessenkind zerfleischen und auffressen, hat sich in den ritterlichen Prinzen verwandelt, der den bösen Zauber löst, den Todesschlummer verscheucht und die Gebannte zum Leben zurückführt.

Man schwelgte in dem Vollgefühl neuer Jugendkraft. Alle wirthschaftlichen Faktoren entfalteten ihre Schwingen in der Sonne des Friedens. Kein Mensch ahnte damals, daß zwei Wochen später Frankreich uns den Krieg erklären, und noch viel weniger, daß zwei Monate später das Schloß auf der Wilhelmshöhe, welche sich schon einmal, am Anfang des 19. Jahrhunderts, sieben Jahre lang den Spitznamen „Napoleons-Höhe" hatte gefallen lassen müssen, den Neffen des lustigen Karneval-Königs Hieronymus als traurigen Gefangenen beherbergen werde.

Damals, in den ersten Tagen des Juli 1870, war Kassel das Stelldichein des ganzen reiselustigen Publikums. Man hörte auf Weg und Steg alle deutschen Mundarten, unter welchen das „richtige Berlinisch" überwiegend war, das sich in seiner erobernden Weise jetzt schon im Sommer in die einsamsten Ecken der böhmischen Wälder und in die entlegensten Thäler der Tyroler und Salzburger Alpen vorschiebt. Nie hatte Kassel in kurfürstlichen Zeiten eine solche Völkerwanderung gesehen; und das Hauptziel war, neben der Ausstellung, die Wilhelmshöhe. Das Octogon war durchaus nicht zerfallen, und noch weniger war Herkules von seiner Pyramide heruntergestürzt. Im Gegentheil, er schaute mit vergnügten Sinnen auf das fröhliche Menschengewimmel unter sich herab, worin sein Scharfblick ohne Zweifel auch die Humoristen des „Kladderadatsch" und der Berliner „Wespen" entdeckte, welche es sich so sehr angelegen sein ließen, seinen Ruhm in allen deutschen Landen zu verbreiten. Wenn er früher wohl zuweilen ein Gelüste verspürt haben mochte, von seinem erhabenen Standpunkte herunterzusteigen, um da drunten den Stall des kurfürstlichen

Digitized by Google

Augias zu misten, so hatte er jetzt vielleicht Neigung, sich unter die fröhliche Menge zu mischen und in dem Industriepalast alle die neuen Ideen zu studiren, von welchen er bisher keine Ahnung gehabt hat, weil sie noch nicht existirten in jenen alten heroischen Zeiten.

In Summa: das Jahr 70 hat gezeigt, daß Kassel nicht im Absteigen, sondern im Aufsteigen ist, daß Wilhelmshöhe nicht „im Reiche der Träume" liegt, daß es nicht der Vergangenheit angehört, sondern daß es eine Gegenwart und eine Zukunft hat, und daß es zwar noch Strafbaiern giebt, daß dieselben aber hinfür nicht mehr in Kurhessen arbeiten, sondern in Frankreich.

II.

Herr Adolph Schöll in Weimar hat kürzlich seinen zahlreichen Verdiensten um Aufhellung der großen Epoche unserer klassischen Literatur ein neues hinzugefügt.

Er hat nämlich einen, sich auf die Wilhelmshöhe bei Kassel beziehenden Vers in Goethe's „Neuestem aus Plundersweiler" nach der Urschrift vervollständigt.

Er lautet nach ihm jetzt so:

„Und zwar mag es nicht etwa sein:
Wie zwischen Kassel und Weißenstein,
Als wo man emsig und zu Hauf
Macht Vogelbauer auf den Kauf,
Und sendet gegen fremdes Geld
Die Vöglein in die weite Welt."

Die Worte „Kassel und Weißenstein" fehlten in den bisherigen Ausgaben; statt ihrer standen drei Gedankenstriche da. Ohne diese Worte war die Stelle für uns unverständlich. Das Gedicht ist von 1781. Damals regierte in Kassel der Landgraf Friedrich II., bekannt durch den einträglichen Men-

Digitized by Google

schenhandel mit England. Er residirte gern auf jener Wilhelmshöhe bei Kassel, die jetzt dem Kaiser Napoleon III. als Aufenthalt dient. Sie hieß damals noch Weißenstein. Den Namen Wilhelmshöhe hat ihr erst Landgraf Wilhelm IX. von Kassel beigelegt, welcher 1803 Kurfürst ward und dadurch von „Wilhelm IX." zu „Wilhelm I." avancirte. Landgraf Friedrich der Zweite verwendete einen Theil der colossalen Summen, die ihm der Soldatenhandel eintrug, auf Wilhelmshöhe (Weißenstein). Namentlich verdankt es ihm das komische chinesische Dorf Mou-Lang nebst Moschee und Pagode u. s. w.

Schöll behauptet nun: In der Strafanstalt, welche zwischen Kassel und Wilhelmshöhe liegt, machen die Gefangenen Käfige. Das erklärt den „Vogelbauer." Die an England zur Verwendung nach Amerika verkauften Landeskinder aber sind die „Vöglein." Letzteres ist nun ohne Zweifel richtig. Auch Ersteres hat prima vista viel für sich. Mir kam es jedoch bedenklich vor, daß bei dieser Auslegung Goethe aus dem Bilde fällt, was man bei ihm nie vermuthen darf. Sind bei ihm die Menschen Vögel, so sind die Vogelbauer auch Häuser. Ein Goethe sperrt nicht Menschen in Käfige.

Dieser Zweifel an der Auslegung des Herrn Schöll führte mich zu folgenden Nachforschungen: Allerdings steht jetzt eine Strafanstalt zwischen Kassel und Wilhelmshöhe, gleich rechts an der Allee, wenn man Kassel hinter sich hat. Allein existirte dieselbe schon 1781? Nein! Sie ist entstanden zur Zeit des Königs Jérome von Westphalen und war ursprünglich Kaserne. Die Stadt hat sie gebaut, weil den Bürgern die fortwährende Einquartierung unerträglich wurde. Sie erhielt dagegen die Versicherung der Quartierfreiheit auf ewige Zeiten, welches Versprechen seitdem leider nicht immer gehalten wurde. Als der „König Lustigk" vor den herannahenden Kosacken geflohen und der alte Kurfürst wieder eingerückt war, fand letzte-

Digitized by Google

rer, daß eine unter französischer Herrschaft entstandene Kaserne nicht würdig sei, hessische Soldaten in sich aufzunehmen, namentlich nachdem letztere mit dem Zopfe, dem Symbol altchattischer Treue, auf's Neue wieder ausgestattet waren. Kurfürst Wilhelm I. verwandelte diese „städtische Kaserne" in eine Strafanstalt; und das ist sie noch. Daß in derselben je die Gefangenen mit der Fabrikation von Käfigen beschäftigt worden sind, konnte ich nicht ermitteln. Ein Gefängnißbeamter, den ich befragte, bezweifelte es. Das wäre zu unpraktisch, meinte er. Jedenfalls aber existirte 1781 hier keine Strafanstalt.

Wir müssen demnach die „Vogelbauer" an einer anderen Stelle zwischen Kassel und Weißenstein suchen. Treten wir also die Wanderung an. Wir gehen von der Königstraße in Kassel aus über das Rundel, durch die Wilhelmshöher Vorstadt. Die Strafanstalt lassen wir rechts liegen. Auf derselben Seite liegt ein Dorf, Kirchenditmold genannt, — ein verstümmelter Name; ursprünglich Diet-Mal, d. h. die Gerichtsstelle, die Malstätte für das dortige Gau; dann kommt ein zweites Dorf rechts: Wahlershausen. Links, ebenfalls wie jene zwei Dörfer, eine gute Strecke an der Straße, der Allee ab, liegt das Dorf Wehlheiden, dann kommt das „lange Feld", auf welchem die kurfürstliche Armee ihre Herbstmanöver zu halten pflegte. Sonst ist nichts zu finden „zwischen Kassel und Weißenstein." Nirgends „Vogelbauer" oder etwas Aehnliches! Doch halt, könnte man nicht diese Cottages als Käfige bezeichnen?

Es finden sich nämlich sowohl auf der ersten Hälfte der Allee, als auch auf der zweiten mehrere Strecken, auf welchen rechts und links der Straße entlang kleine und geschmacklos gebaute Häuser, aus Holz, Lehm und Fachwerk, stehen. Waren diese Häuschen im Jahre 1781 schon da? Antwort: Ja, zum größten Theile. Ein großer Theil davon ist sogar unmittelbar vor 1781 und in 1781 von dem damaligen Landgrafen erbaut,

Digitized by Google

welcher mit den meisten deutschen Fürsten des 18. Jahrhunderts die Sucht, seine Residenz zu vergrößern, getheilt und Häuser gebaut hat, für die sich dann keine Bewohner fanden. Er und sein Nachfolger Landgraf Wilhelm IX. hatten die Absicht, die ganze Straße zwischen Kassel und Wilhelmshöhe auf beiden Seiten mit solchen Cottages zu besetzen. Der Plan liegt vollständig vor. Man hatte diese Ansiedelung auch schon als Commune constituirt unter dem Titel „Wilhelmshöher Allee." Als aber zuletzt Niemand mehr kam, der sich hier niederlassen wollte, so löste man diese Gemeinde wieder auf und theilte die Häuschen auf der ersten Strecke dem links gelegenen Dorfe Wehlheiden und die auf der zweiten Strecke dem rechts gelegenen Dorfe Wahlershausen zu, wozu sie auch jetzt noch gehören. Man ist wohl berechtigt, diese Häuschen scherzweise „Käfige" zu nennen.

Damals also baute der Landgraf diese Häuser und zugleich entvölkerte er seine kleine Landgrafschaft durch den Menschenhandel. In dem Gedichte, wovon wir reden, preist Goethe das Wachsthum Plundersweiler's und dann kommt die Eingangs erwähnte, durch Herrn Schöll vervollständigte Stelle. Es heißt also da: Plundersweiler vergrößert sich; die Häuser mehren sich; aber nicht so wie zwischen Kassel und Weißenstein, wo der Landgraf Häuser (Vogelbauer) baut, aber die Menschen (Vögel), welche sie bewohnen sollen, in die weite Welt hinausjagt.

Diese Auslegung würde auf sicherer historisch-topographischer Grundlage ruhen; und das Bild wäre correct durchgeführt.

Da der Witz etwas bitter ist, so hätte denn der höfliche Altmeister der deutschen Dichtkunst, der zugleich auch kleinfürstlicher Minister war, bei der Publication die Worte „Kassel" und „Weißenstein" gestrichen und damit dem Publicum eine Nuß vorgelegt, welche zu knacken wir beinahe ein ganzes Jahrhundert Zeit nöthig hatten.

Digitized by Google

— Ich benutze die Gelegenheit, um noch einen andern Irrthum zu berichtigen. Er bezieht sich auch auf die Wilhelmshöhe und die damalige Zeit:

Eine ganze Reihe deutscher Zeitungen erzählt von einem interessanten Fund, welchen ein hessischer Gelehrter in dem Nachlasse eines alten Kasseler Soldaten gemacht habe. Es soll eine handschriftliche Urkunde aus dem vorigen Jahrhundert sein, welche lautet wie folgt: „Ein schön und wahrhaftig Soldatenlied, so Anno 1775 am 19. Oktober zu Kassel auf der Parade von dem abziehenden Militär mit admirabler „bonne humeur" vor Ihrer Durchlaucht gesungen worden" und lautet:

— „Juchheisa nach Amerika,
Dir Deutschland gute Nacht,
Ihr Hessen präsentirt's Gewehr,
Der Landgraf kommt zur Wacht.
Ade, Herr Landgraf Friederich,
Du zahlst uns Schnaps und Bier,
Schießt Arm man oder Bein uns ab,
So zahlt sie England Dir.
Ihr lausigen Rebellen ihr,
Gebt vor uns Hessen Acht!
Juchheisa nach Amerika,
Dir Deutschland gute Nacht!"

Ich zweifelte sofort an der Aechtheit dieser Urkunde, erstens weil eine Redewendung in dem Gedicht der populären Ausdrucksweise der damaligen Zeit und der dortigen Gegend fremd, zweitens aber hauptsächlich deshalb, weil das Datum — 19. Oktober 1775 — entschieden falsch ist. Der erste Vertrag, welcher zwischen dem englischen Oberst William Faucith, als Vertreter der britischen Krone, einerseits, und dem hessischen Minister Generallieutenant Martin Ernst von Schlieffen, als Vertreter des Landgrafen Friedrich des Zweiten von Hessen-Kassel, andererseits, über die Lieferung von landgräflichen Soldaten zum Zwecke des Verbrauchs in dem Kriege Englands wider Amerika, abgeschlossen wurde, datirt nämlich vom 15. Ja-

Digitized by Google

nuar 1776 („Done at Cassell the fifteenth of January in the year 1776.“ Siehe die Urkunde bei Friedrich Kapp, der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika, 1775—1783.) Die erste Lieferung der Soldaten war am 18. Februar 1776 marschfertig, und die erste Division hiervon marschirte am 2. März 1776 von Kassel ab, nachdem der Landgraf an dem nämlichen Tage Parade über dieselben auf dem Exerzierplatz zwischen Kassel und Wilhelmshöhe (Weißenstein) gehalten. Die angebliche Urkunde ist sonach beinahe ein halbes Jahr zu früh datirt; am 19. Oktober 1775 ist weder eine Parade noch ein Abmarsch verhandelter Landeskinder gewesen, folglich konnte auch das „Militär“ — ein Ausdruck, der damals in dieser Weise nicht gebraucht wurde — „nicht mit admirabler bonne humeur vor Ihrer Durchlaucht singen: Juchheisa nach Amerika.“

Weitere Nachforschungen haben denn auch dazu geführt, die wahre Quelle zu entdecken, welcher jenes schöne Lied entstammt. Es datirt nämlich nicht von 1775, sondern von 1859. Sein Verfasser ist nicht irgend ein alter hessenkasselscher Kantor, Präzeptor oder Feldwebel, sondern der Mainzer Zollparlaments- und jetzige Reichstags-Abgeordnete Dr. Ludwig Bamberger. Dieser veröffentlichte 1859 ein politisches Pamphlet, betitelt: „Juchhe nach Italia“, welches die damals in Deutschland vielfach herrschende Neigung, Oesterreich beizuspringen, bekämpft als „eine scheinpatriotische Erhebung, deren Ausgangs- und Endpunkt in erster Linie die Rettung des habsburgischen Soldaten- und Pfaffendespotismus ist, in zweiter Linie die Erhaltung der darauf basirten Zersplitterung, Ohnmacht und Kleinstaaterei Deutschlands.“

Zur Charakteristik der letzteren wird u. A. auch jener Soldatenhandel angeführt und das Lied „Juchheisa nach Amerika“ mitgetheilt. Es ist offenbar nicht einer älteren Quelle entnommen, sondern von Bamberger selbst gedichtet und dann dem

Digitized by Google

Schriftchen: „Juchhe nach Italia“ lediglich pro coloranda causa einverleibt worden. Ohne Zweifel muß es dem Herrn Verfasser außerordentlich schmeichelhaft sein, wenn ihm Zeichnung und Kolorit so wohl gelungen, daß sich die Presse und die Kritik täuschten und wirklich glaubten, das Lied sei „unter der Hinterlassenschaft eines alten hessischen Soldaten aufgefunden.“

* *
*

Es ist nicht ohne tendenziöseste Absicht, daß ich, bevor ich zu meiner wahrhaftigen Geschichte des Lustschlosses Weißenstein-Wilhelmshöhe übergehe, diese zwei kleinen und harmlosen historisch-philologischen Antiquitäten vorausschicke. Sie beweisen nämlich, wie sich selbst heute noch, mitten in diesem als ungläubig verschrieenen neunzehnten Jahrhundert, und gleichsam unter unsern eigenen Augen, Mythen bilden, die, wenn man ihnen nicht bei Zeiten mit zerstörenden Angriffswaffen zu Leibe geht, gar bald das Bürgerrecht erlangen und als vollwichtig cursiren.

Ich habe seit September 1870 oft die Behauptung gehört, die Anwesenheit Napoleons entweihe den Boden von Wilhelmshöhe. Wir haben immer gelacht, wenn die Franzosen behaupteten, wir deutschen Barbaren entweihten den „heiligen“ Boden Frankreichs; und wir hatten Recht zu lachen.

Aber nehmen wir doch auch den „heiligen“ Boden der Wilhelmshöhe nicht ohne Weiteres ernsthaft, sondern prüfen wir deren Geschichte:

Die jetzige Wilhelmshöhe also hieß ehedem der Weißenstein.

Hinter dem südwestlichen Flügel des jetzigen Schlosses ragt nämlich ein großer weißer Felsstein empor. Er hat dem Orte seinen ursprünglichen Namen gegeben. Man nannte es dort „Am weißen Stein“. Bis in die Mitte des zwölften Jahrhunderts bildete der Ort eine stille und wilde Waldeinsamkeit, in

Digitized by Google

welcher nur der Jäger Bescheid wußte. Sie gehörte zu dem schon erwähnten Dorfe Kirch-Ditmold, das in der damaligen Urkunde „Dyttmelle“ genannt wird.

In dem alten hessischen Städtchen Fritzlar wohnte dazumal ein alter, frommer und reicher Bürger, Bonifazius geheißen. Er wird als „Magister“ bezeichnet, worunter man sich wohl einen Grad irgend eines gelehrten oder frommen Ordens, aber nicht das Amt eines Schulmeisters vorzustellen hat; denn auch damals schon pflegten die Schulmeister keine Schätze aufzuhäufen. Dieser alte Herr erachtete den Platz am weißen Stein für sehr geeignet zur Gründung eines Klosters. Er erwarb ihn zu diesem Zwecke von der Dorfschaft Ditmold und baute das Kloster darauf, welches 1145 durch den Erzbischof Heinrich von Mainz eingeweiht wurde. Heute sind die Klöster ein Anachronismus — damals waren sie Pflanzstätten der Kultur. Es waren Cisterzienser und Bernhardiner, welchen wir den Steinberger, den Marcobrunner und den Rüdesheimer verdanken; und auch die Mönche im Kloster auf dem weißen Stein (ecclesia in lapide albo) waren unermüdlich, das Land anzuroden und die damals noch etwas wilden Chatten im Obst- und Gemüsebau und sonstigen nützlichen Künsten des Friedens zu unterrichten. Zum Dank dafür wurde das Kloster mit zahlreichen Stiftungen und Schenkungen bedacht; auch wußte es sich durch Privilegien und Freibriefe des deutschen Königs und der Territorialherren von Fluß- und Wegzöllen, Stapelrechten und anderen Lasten, welche damals den Verkehr hemmten, zu befreien. Die Klöster hatten damals auch eine wirthschaftliche Bedeutung. Sie waren Pflegestätten des Gewerbfleißes und Knotenpunkte des Handels, wofür sie wirthschaftliche Freiheit suchten. Sie bildeten einen wichtigen Faktor in dem ökonomischen Leben der Nation; sie unterhielten sogar auch eine Art Postanstalt, welche von Kloster zu Kloster ging und von dem besser situirten Publikum benutzt

Digitized by Google

wurde. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen ein Kloster zu Blüthe und Wohlstand gelangte, wie dies auch bei den Weißensteinern der Fall war.

Im dreizehnten Jahrhundert finden wir in demselben Augustiner-Nonnen, ohne daß wir wissen, wie es kam, daß die Mönche, welche der Konvent in Fritzlar geschickt, ihnen Platz gemacht hatten. Auch jetzt noch steht das Kloster in vollem Glanze, und es sind namentlich Fräulein aus guter Familie, welche dort eintreten. Sogar Mechthild, die Tochter des Landgrafen Wilhelm I., suchte zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dort Schutz vor einem verhaßten Freier, und fand ihn. Es war Sitte, daß die Novizen dem Kloster eine Mitgift einbrachten und der Landgraf konnte sich dem nicht entziehen. Er wußte indeß die Frömmigkeit mit Geschäftsklugheit zu vereinigen und verschrieb 1493 dem Kloster Weißenstein tausend Gulden, zahlbar am 1. Mai 1500, falls dann die Tochter noch lebe und noch Nonne des Klosters Weißenstein sei; denn er behauptete, des Menschen Wille sei wandelbar bis zu seinem Tode. Hier war dies jedoch nicht der Fall, und das Kloster erhielt diese Summe. Kurze Zeit darauf aber begann die fromme Tochter des Landgrafen zu kränkeln und starb als „Schwester Seraphine" unter bangen Visionen über die Zukunft des Hauses Brabant (so hieß ursprünglich die hessische Dynastie) und unter inbrünstigen Gebeten, daß die Vorsehung das Unglück abwenden möge, das diese kurhessische Cassandra voraussah.

III.

Die Anhänger der alten Kirche sahen die traurigen Prophezeiungen der Schwester Seraphine verwirklicht, als ein Vierteljahrhundert später deren Neffe, Landgraf Philipp, „der Großmüthige" genannt, die Reformation einführte und die Klö-

Digitized by Google

ster aufhob, natürlich auch das, welches Tante Mechthild zu seinen Schwestern gezählt hatte.

Im Frühjahr 1527 erschien ein Vogt des Landgrafen auf dem Weißenstein und hieß die Klosterjungfrauen gehen. Von den jüngeren unter ihnen wurde, so scheint es, die Sprengung der Klosterpforten nicht mit allzugroßer Unzufriedenheit aufgenommen; wenigstens meldet uns die Chronik, daß eine Nichte des Landgrafen, welche ebenfalls in Weißenstein den Schleier genommen hatte, weniger willensstark als ihre Großtante, sich alsbald nach Aufhebung des Klosters einem Grafen zu Tecklenburg vermählte. Bei den älteren freilich war es anders. Die Priorin, welche 1493 die Prinzeß Mathilde aufgenommen hatte, weigerte sich, die geweihten Mauern zu verlassen, und der gutmüthige Vogt that ihr den Willen. Sie blieb und ist in ihrer Zelle, fast 90 Jahre alt, gestorben.

Das Kloster aber kam immer mehr in Verfall; und das der Kultur abgerungene Land wäre wieder in den Zustand der Wildniß zurückgefallen, wenn nicht im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ein Nachfolger des „Großmüthigen", Landgraf Moriz, welcher den Beinamen des „Gelehrten" führte, weil er die griechischen und lateinischen Autoren liebte, dazwischen getreten wäre. Er verirrte sich eines Tages, seinen Horaz in der Tasche, in diese Waldeinsamkeit; die Ruine der Klosterkirche gefiel ihm; er streckte sich im kühlen Schatten auf das weiche Gras; und in demselben Augenblicke, wo er in seinem Horazius die schöne Ode: „O fons Bandusiae, splendidior vitro" u. s. w. (O Bandusischer Quell, strahlender als Krystall ꝛc.) las, hörte er neben sich unter Laub und Farrenkraut versteckt, eine muntere Quelle murmeln. Das genügte, um ihn zu dem Entschluß zu bestimmen, sich hier ein Asyl zu bauen, wo er, fern von dem Geräusch des Tages, seinen klassischen Liebhabereien nachgehen könne.

Digitized by Google

In dieser Zeit vor dem dreißigjährigen Krieg entstand jener Landsitz, welcher jetzt, freilich in anderer Form, an demselben Platz stehend, Wilhelmshöhe heißt. An Stelle des Klosters baute der gelehrte Landgraf ein Schloß, bestehend in einem Corps de Logis und zwei Flügeln, jenes für die Herrschaft, dieses für Besuch und Dienerschaft bestimmt. Die zerfallene Kapelle ließ er wiederherstellen; und da sie dicke Mauern hatte, hinter welchen es im Sommer sehr kühl war, so verwandelte er sie in einen Gartensalon nebst Badezimmer. Es war eben eine etwas pietätlose Zeit. Neben dem Schloß ließ er seinen Bandusischen Quell in einen Brunnen fassen; auf den marmornen Brunnenstein setzte er eine von ihm selbst in der Sprache des Horazius gedichtete lateinische Inschrift, welche man deutsch nicht besser wiedergeben kann, als mit den schönen Worten von L. C. Hölty:

„Wunderseliger Mann, — welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums — jedes Geräusch des Bachs
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.
Jedes Schattengesträuch — ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott — näher vorüber wallt,
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet."

Das Schloß erhielt die Aufschrift „Villa Mauritiana" oder gar „Mauritiolum leuco-petraeum"; da aber das biedere Volk der Chatten zufrieden war, daß sein Landgraf Latein wußte, und sich selbst der alten Sprachen nicht befleißigte, so nannte es den Landsitz, so lange Moriz der Gelehrte lebte, „Morizheim" und kehrte nach dessen Tode wieder zu dem Klosternamen „Weißenstein" zurück. Denn in solchen Dingen ist das Volk oft konservativer, als die Regierungen. Ja, der richtige Hesse nennt heute noch die Wilhelmshöhe den „weißen Stein", und den Bergrücken, an welchem es liegt, den „Winterkasten" wie vor siebenhundert Jahren.

Digitized by Google

Im Uebrigen hören wir während der ersten drei Viertel des siebzehnten Jahrhunderts wenig von Weißenstein. Die Furie des dreißigjährigen Krieges tobt durch das Hessenland. Die Unterthanen und die Fürsten leiden gleich sehr. Die Letzteren (die Landgrafen Wilhelm V., VI. und VII.) starben alle nacheinander früh. Die Zeit der klassischen Reminiscenzen ist vorbei, und die schon so hoch gestiegene wirthschaftliche Kultur droht in dem Kriege Aller gegen Alle unterzugehen, um erst im neunzehnten Jahrhundert, seit Gründung des Zollvereins, einen erneuerten Aufschwung zu nehmen.

Der Weißenstein wird erst wieder erwähnt, seitdem 1677 der Landgraf Karl den Thron bestiegen, um den Gebäuden den Stempel des damaligen Geschmacks in seiner ganzen Größe, zugleich aber auch in seiner ganzen Wunderlichkeit, ja man kann sagen Abgeschmacktheit, aufzudrücken.

Dieser Landgraf Karl war prototyp für seine Epoche und sein Geschlecht. Zu damaliger und früherer Zeit nämlich waren die hessischen Landgrafen eben so groß im Geldausgeben, als während der beiden letzten Generationen im Geizen und Gelderübrigen. Was Philipp den Großmüthigen, den gemeinschaftlichen Stammvater der Kasseler und der Darmstädter Linie anlangt, so bewahrt das Staatsarchiv heute noch eine Quittung des Grafen zu Ortenberg, worin derselbe bekennt, von dem Landgrafen 10,000 Gold-Gulden, die dieser im Hazardspiel an ihn verloren, erhalten zu haben. Zehntausend Gold-Gulden waren damals so viel, wie jetzt hunderttausend Thaler. Der Landgraf Karl fröhnte edleren, aber nicht minder kostspieligen Passionen, nämlich denen, Kunstwerke zu erwerben und sich in Bauten zu verewigen. Um die dazu erforderlichen Mittel, welche das an sich keineswegs reiche Hessenland in genügendem Maße nicht gewährte, aufzubringen, begann er jenes Geschäft, welches seine Nachfolger im achtzehnten Jahrhundert so schwungvoll fortsetzten,

Digitized by Google

und das bekannt ist unter dem Titel des „Menschenhandels“ oder des „Verkaufs hessischer Landeskinder,“ d. h. er vermiethete oder verkaufte seine Truppen an fremde Mächte zum Zwecke der Verwendung in allen möglichen Kriegen. So überließ er 1687 an Venedig 1000 Mann zum Kriege gegen die Türken in Morea, 1702 an die Seemächte 9000 Mann, 1706 zur Kriegführung in Italien 11,500 Mann, nach dem Frieden von Utrecht an Georg I. von England 12,000 Mann; und seit der Thronbesteigung Georg's II. zahlte ihm England für hessische Mannschaften jährlich 240,000 Pfund Sterling, nach den damaligen Verhältnissen eine kolossale Summe. Mit dem Ertrage dieses Geschäfts bestritt er seine Bauten und seine Kunstreisen. Von einer der letzteren brachte er einen italienischen Baumeister Signor Giovanni Franzesco Guerneri mit. Diesem stellte er ein Programm für die Wilhelmshöhe. Es sollten da Dinge geleistet werden, wie sie Deutschland noch nicht kannte, und zwar unter sinniger Benutzung der schönen Landschaft und des berg-, wald- und wasserreichen Terrains. Signor Guerneri verpflichtete sich im Jahre 1700, den ganzen großen Plan, welchen er in Gemeinschaft mit dem Landgrafen Karl festgestellt hatte, binnen vierzehn Jahren auszuführen, vorausgesetzt, daß die Mittel nicht aufhörten, zu fließen. Die Mittel flossen und der italienische Künstler hielt Wort. Sein Hauptstolz war die Nachahmung der Kaskaden der Villa d'Este in Tivoli. Sie übertraf ihr Vorbild. Sie ist 900 Fuß lang und 40 Fuß breit, und alle 150 Fuß sind Bassins und Terrassen angebracht, aus welchen das Wasser von Neuem hervorbricht. Die Spitze der Höhe krönt ein achteckiges Gebäude, bekannt unter dem Namen des „Octogon“. Es enthält, ähnlich den kolossalen Bauten des Potsdamer Pfingstberges, die Wasserbehälter. Unten tragen große Kreuzgewölbe einen mächtigen cyklopischen Bau; dann folgt darüber ein rundum laufender Bogengang mit 200 tos-

Digitized by Google

kanischen Säulen; dann die Plattform, und über oder auf ihr eine Pyramide von 96 Fuß Höhe. Alles Das ist in der That großartig und schön, namentlich in der prachtvollen Landschaft, die es umgiebt.

Außerdem aber hat Landgraf Karl geflissentlich und sein italienischer Baumeister vielleicht halb wider Willen, dem mythologisch verzopften Geschmack der damaligen Zeit in ausgedehntestem Maße gefröhnt. Tritonen, die auf kupfernen Hörnern seltsame Töne produciren, Töne die aus dem Drucke des Wassers und der Luft entstehen; — der Riese „Enceladus", unter einem Felsblock begraben, so daß nur die eine Schulter und der Kopf hervorragen, ein Kopf mit einem riesigen Maul, das einen Springbrunnen von 58 Fuß in die Höhe wirft; — ein Bassin mit der Grotte des Cyklopen Polyphemos, welches seltsamer Weise daneben mit Figuren dekorirt ist, welche die Liebe und die Hoffnung, den Neid und den Tod, vorstellen sollen, ohne daß man weiß, in welchem Zusammenhange diese Tugenden und diese Unannehmlichkeiten mit dem einäugigen Riesen stehen sollen, der durch den verschlagenen Odysseus berühmt geworden; — und noch viele derartige Schnurrpfeifereien, auf welche eine Menge Kraft und Geld verwendet wurde, die eines bessern Zweckes werth war. Dazu kommen denn noch die sogenannten „Vexir-Künste," mit welchen der Fürst in gnädig-muthwilliger Laune seine Gäste zu necken pflegte. Will man z. B. sich in der Grotte einen Platz suchen, um den Cyklopen ordentlich in Augenschein zu nehmen, so geräth man plötzlich in ein — wenn dieser Widerspruch erlaubt wird, möchte ich sagen: — in ein „wässeriges Kreuzfeuer." In dem Felsen und in den Steinen der Grotte sind nämlich eine Menge von unsichtbaren Röhren eingelassen, welche den wißbegierigen Besucher nicht blos mit einem Regen, sondern mit einer wahren Traufe oder mit einer Mehrheit von Traufen begießen. Dergleichen muthwillige Veranstaltungen

Digitized by Google

waren dazumal an der Tagesordnung. In den Gärten des Lustschlosses Hellbrunn bei Salzburg finden wir sie noch weit sinnreicher. Rings um eine große steinerne Tafel finden sich dort steinerne Sitze. Hier gab der Bischof von Salzburg seine Diner's. Er selber thronte auf dem Sessel des Vorsitzenden. Das Ganze aber war unterminirt von Wasserkünsten; und wenn der hochwürdigste Präsident an einem Knopf, der sich vor ihm an dem Tische befand, drückte, dann erhoben sich plötzlich die Springfluthen, nicht nur von der Tafel, sondern auch von den steinernen Sesseln der geehrten Gäste, welchen dadurch unfreiwillige Sitzbäder a posteriori bereitet wurden. Heutzutage würde man dergleichen etwas plumpe Scherze übel nehmen, namentlich einem Fürsten der Kirche; damals fühlte man sich allerunterthänigst dadurch geschmeichelt. Jedenfalls aber läßt sich zu Gunsten dieser Wasserkünste wenigstens so viel sagen, daß sie ungleich harmloser und menschlicher waren, als die Feuerkünste, welche man selbst zu jener Zeit noch anwandte bei jenen unglücklichen alten Weibern, welche man als Hexen anklagte, bloß deshalb, weil sie rothe Triefaugen hatten: dann auf die Folter spannte, weil man sie einmal angeklagt hatte; ferner zu einem Geständniß brachte, weil sie den Qualen der Tortur nicht gewachsen waren; und dann endlich verbrannte, weil sie ein Geständniß abgelegt hatten; — das nannte man Rechtspflege.

IV.

Am 6. Juni 1714 wurden alle jene Herrlichkeiten des Weißenstein eingeweiht. Der Landgraf ließ sein getreues Volk in Gnaden zu. Dasselbe stieß natürlich pflichtschuldiger Maßen enthusiastische Freudenschreie aus, als die großen Wasser sprangen. Es dachte nicht daran, daß sie erkauft waren durch

Digitized by Google

große Ströme Blut, welches seine für Geld verhandelten Söhne in Italien, Spanien oder sonstwo vergossen. Der Landgraf Karl schwelgte in dem Bewußtsein, alle übrigen deutschen Fürsten durch solche Prachtbauten überboten zu haben. Er sann, wessen Bildsäule er oben auf die Pyramide stellen sollte, in welche das Oktogon auslief. Vielleicht dachte er an sich selbst. War es ja doch bei den römischen Imperatoren Sitte, sich bei Lebzeiten unter die Götter versetzen und Statuen errichten zu lassen; und jeder deutsche Territorialherr behauptete damals, er sei Kaiser in seinen Landen. Es war bei der Einweihungsfeierlichkeit, daß der Landgraf den Erbprinzen fragte: „Was denkst Du wohl, was wir da oben auf die Pyramide setzen?"

„Einen Galgen für den, der das Alles hergestellt, ohne zu bedenken, wie viel Blut und Thränen es dem Hessenvolke kostet", antwortete der Prinz. Denn schon damals pflegten dort Sohn und Vater nicht gerade auf dem besten Fuß miteinander zu stehen.

Eine schallende allergnädigste und allerhöchste Ohrfeige an offener Tafel war die Antwort des erzürnten Vaters. Der aufrichtige Prinz mußte dem Lande den Rücken wenden. Er ging nach Schweden, wo er Karl's XII. Schwester Ulrike heirathete und nachmals König ward.

Landgraf Karl aber setzte nicht sich selbst und auch nicht einen Galgen auf die Pyramide. Er ergriff den damals so beliebten mythologischen Mittelweg, indem er dem Rathe seines Guerneri folgend, eine kolossale Nachbildung des farnesischen Herkules wählte; wenn er aber dabei hoffte, das Chattenvolk werde ebenfalls mythologische Studien machen und etwa in dem riesigen Standbild eine allegorische Darstellung der Machtfülle und Kraft seines Landesherrn erblicken, so irrte er sich. Die Hessen nannten damals schon die Figur den „großen Christoffel" und nennen sie bis zum heutigen Tag noch so; und der grie=

Digitized by Google

chische Heros Herkules ist ihnen bis zur Stunde eine vollständig unbekannte Persönlichkeit.

Die Statue wurde 1717 aufgerichtet. Gefertigt ist sie durch einen einfachen Kasseler Kupferschmied Philipp Käpper, welcher sie aus Kupfer über ein von Guerneri herrührendes hölzernes Modell goß oder trieb. Der hohle Raum in der Säule des Riesen wäre ein recht geeigneter contemplativer Platz für gefallene Größen, wie Napoleon den Dritten. Ob aber der heidnische Herkules oder der heilige Christoph — mag sich Jeder darunter denken, was er will - sehr erbaut ist von dem französischen Besuche, den er im September 1870 erhalten, mag dahingestellt bleiben. Dem unter seinen Schutz gestellten Schlosse Weißenstein haben die Franzosen ehedem übel mitgespielt. Während der Regierung des Landgrafen Wilhelm des Achten, welcher seinem am 20. März 1730 verstorbenen Vater, dem Landgrafen Karl succedirte, entbrannte der siebenjährige Krieg. Französische Horden fielen in das Hessenland und hausten auf dem Weißenstein nicht besser, als anderwärts. Sie machten Versuche, das Octogon in die Luft zu sprengen. Dies gelang zwar nicht, aber es trug doch wesentliche Beschädigungen davon. Die Wasserkünste zerstörten sie gänzlich; denn das Blei der Röhren reizte ihre Raubgier. Außerdem schlugen sie nach Möglichkeit den Statuen Arme und Beine entzwei und den Kopf, oder wenn das nicht ging, wenigstens die Nase ab, um damit für Mit- und Nachwelt ihren civilisatorischen Beruf zu dokumentiren. Zuaven und Turkos hatten sie damals noch nicht, sie besorgten daher selbst dergleichen „Ritterlichkeiten".

Der nächste Landgraf, Friedrich II., der als Prinz in Rom zur katholischen Kirche übertrat, weil er glaubte, diese sei „vornehmer", als die andere, war wieder ein passionirter Kunstfreund. Er ließ nicht nur die Anlagen wieder herstellen, sondern brachte auch eine Verbesserung darin an. Dem Polyphem nämlich, von

Digitized by Google

welchem ich bereits gesprochen habe, ließ er eine siebenstimmige Hirtenflöte an den Mund setzen, welcher eine künstlich verborgene Wasserorgel arkadische Weisen entlockte. Was mag sich wohl der gigantisch wilde Sohn des Poseidon und der Europa, welcher, wenn man den zuverlässigen Ueberlieferungen des blinden Sängers Homeros Glauben schenken darf, zum Frühstück jedesmal sechs von den Gefährten des göttlichen Dulders Odysseus, nebst etlichen Schläuchen süßen Weines verzehrte, dabei gedacht haben, daß ihn der Fürst der Chatten zu so friedlich-idyllischen Künsten verdammte?

Des Fürsten sonstige Zuthaten waren von ähnlichem Geschmack. Er baute das „Grabmal des Virgil" in Erinnerung an die Tomba di Virgilio bei Neapel. In Neapel, wo das Volk bis zum heutigen Tage noch den Virgil, nicht als den Dichter der Aeneide oder der Bukolika und Georgika, sondern als großen Zauberer verehrt und daher einem in reizender Lage gelegenen antiken Rundbau seinen Namen gegeben, hat das Ding einen Sinn. In der echt deutschen Landschaft des Weißenstein weiß man kaum, was man dazu sagen soll. Dasselbe gilt von der „Eremitage des Sokrates", einer Attika mit Säulen. Ein drittes Kleinod dieser Art, ein achteckiger Tempel, hatte früher wohl auch einen ähnlichen pretiösen Namen. Allein der chattische Volkswitz hat ihn spurlos ausgewischt, indem er dem Bauwerk den Namen beilegte: „Der Kleiderschrank des großen Christophel"; und es ist in der That echt menschlich gedacht, daß man dem großen nackten Herkules dort oben, welcher im Winter, zur Zeit wo die schneidend scharfen Nordostwinde des teutonischen Blocksbergs auf den hellenischen Halbgott eindringen, nicht übel frieren mag, mit einer vollständigen Garderobe beizuspringen gedenkt.

Außerdem baute Landgraf Friedrich II. die Anlagen in den „elysäischen Feldern", die Fasanerie, die Schweizerei und das chinesische Dorf Mou-Lang. Damals schwärmte man für das

Digitized by Google

Reich der Mitte, war jedoch über dasselbe so schlecht unterrichtet, daß man es mit einer türkischen Moschee ausstaffirte.

Das Beste, was Friedrich II. gemacht hat, ist zugleich das Einfachste, nämlich ein Springbrunnen dem Schlosse gerade gegenüber, welcher eine starke Wassersäule fast 200 Fuß hoch wirft, und in der wald- und bergreichen Gegend einen imposanten Eindruck macht.

Die damalige Landgrafschaft Hessen-Kassel hatte etwa anderthalb hundert Quadratmeilen und etwas über eine Viertel Million durchschnittlich gering bemittelter Einwohner. Ein so kleines und armes Ländchen konnte natürlich auf dem Wege der gewöhnlichen Besteuerung die Mittel zur Befriedigung des landgräflichen Luxus nicht liefern. So warf man sich denn abermals in ausgedehntestem Maßstabe auf den Soldatenhandel. Man kann nachweisen, daß vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Europa kein Schlachtfeld existirt hat, wo nicht hessische Landeskinder für Geld bluten mußten, wozu dann unter Landgraf Friedrich II. noch Amerika hinzukam. Denn er verkaufte seine Leute an England, das sie zum Kriege gegen die aufständischen Kolonien in Nordamerika verwandte. Wer sich über diese zum Theil haarsträubenden Einzelheiten, namentlich über die blutige Härte und Grausamkeit, mit welcher man die Leute empfing, und bis zur Ablieferung auf die Schlachtbank behandelte, näher unterrichten will, den verweise ich auf Friedrich Kapp's „der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika" (1775—1783) — Berlin 1864 —, ein Buch, vollendet in der Darstellung und mit der größten Sorgfalt nach bisher unbenutzten Quellen gearbeitet, namentlich nach den englischen und amerikanischen Archiven und nach einer Urkundensammlung des berühmten amerikanischen Historikers Herrn Bancroft, des Gesandten der amerikanischen Union bei dem deutschen Reiche.

Digitized by Google

Für Friedrichs II. mäcenatische Pflege der Wissenschaften und schönen Künste ist folgender Zug charakteristisch: Ein Dichterling, Namens Casperson, sann auf Mittel, sich Gunst und Gnade zu erwerben und verfiel auf Folgendes: Während der Landgraf zu Wilhelmshöhe auf einem dritten Orte saß, ließ er ihm ein auf außerordentlich feines und weiches Seidenpapier gedrucktes Lobgedicht zum hochdienlichen Gebrauch überreichen. Er hatte das Richtige gefunden und wurde sofort zum Professor am Carolinum ernannt. Dieses ganz absonderliche Exemplar von einem Mäcenas starb am 31. Oktober 1785 auf Wilhelmshöhe (Weißenstein), und zwar auf eine ebenfalls charakteristische Weise. Eine Zigeunerin hatte ihm einmal prophezeit, es drohe ihm Gefahr von einem Hahn, vor dem solle er sich hüten. Nun kam ein gebratener Truthahn auf die Tafel. „Aha, der gefährliche Vogel", sagte der Landgraf und nahm einen tüchtigen Bissen. Der Bissen blieb ihm im Hals stecken, so daß er auf der Stelle todt blieb.

V.

Dem Opfer des Truthahns succedirte sein Sohn, welcher als Landgraf Wilhelm IX., als späterer (seit 1803) Kurfürst Wilhelm I. hieß, der Großvater des letzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. Unter dem Titel „Vater, Sohn und Enkel" hat Herr Alfred Klaubold eine treffliche Geschichte und Charakteristik dieser drei letzten Regenten des Hessenlandes geschrieben, auf welche ich den Leser verweise. Ich halte mich zunächst an Wilhelmshöhe, damals (1785) noch Weißenstein genannt. Wilhelm ließ alsbald nach seinem Regierungsantritt das von dem Landgrafen Moritz erbaute Schloß niederreißen und unter der Leitung seiner Baukünstler Du Ry und Jussow durch ein neues, größeres und prachtvolleres ersetzen. Es wurde 1798 vollendet und „Wil-

Digitized by Google

helmshöhe" getauft; und von nun an tritt der Name „Weißenstein", wenigstens in den offiziellen und schriftmäßigen Kreisen, in den Hintergrund, während der naturwüchsig-konservative Theil der Bevölkerung solchen Neuerungen weniger zugänglich ist. Der Kurfürst ließ in großen Lettern über das Portal setzen: „Wilhelmus conditor" (Wilhelm ist der Erbauer). Die biederen Hessen lasen es und wunderten sich, daß ihr Wilhelm Konditor, d. i. Zuckerbäcker, geworden. Das ärgerte wieder den Kurfürsten. Er ließ die Inschrift durch eine andere ersetzen; jedoch bei Leibe nicht durch eine deutsche. Er schrieb: „Wilhelmus elector condidit" (Erbaut von Kurfürst Wilhelm).

Er, der Erste der drei Kurfürsten, hat auch die Löwenburg erbaut, deren ich früher gedachte. Sie hat nicht das Vogelkäfigartige, wie Stolzenfels, Rheinstein und andere restaurirte Burgen am Rhein, sondern besitzt im Innern auch große und behagliche Räume, namentlich den Ritter- und den Speisesaal; auch an einem Turnierplatze fehlt es nicht. Ferner wurde unter ihm die Wilhelmshöhe um zwei Wasserfälle vermehrt. Der Eine heißt der Steinhofer'sche. In der Nähe der Löwenburg toben plötzlich wilde Wasser durch Blöcke und Felsen, über Vertiefungen, Terrassen und Abfälle, durch Büsche und Bäume hindurch, so daß man wirklich geneigt ist, zu vergessen, daß das Alles künstlich gemacht worden. Der Urheber ist ein Autodidakt, ein naturwüchsiges Baugenie, Namens Steinhofer, der als Inspector in des Kurfürsten Dienst stand, keinerlei wissenschaftliche Kenntnisse besaß, ja nicht einmal einen Plan zu zeichnen verstand, sondern Alles mit seinem Stock ausmaß und demgemäß seine Leute instruirte. Er war gleichsam der genius loci und hat bis zum Ende seines Lebens die Wasserkünste im Schweiße seines Angesichts dirigirt und gepflegt. Wörtlich: im Schweiße seines Angesichts. Denn ähnlich, wie einen berühmten militärischen Kapellmeister der Gegenwart, sah man ihn stets

Digitized by Google

sich mit dem Taschentuche die Stirne trocknen, mit alleiniger Ausnahme des Falls, daß besagtes Tuch in Folge des starken Gebrauchs noch nässer war als die Stirne: dann nämlich band er es an seinen Meßstock, damit es wieder trockne.

Der andere Wasserfall heißt der Aquädukt. Es sind vierzehn hohe römische Bogen, die dann plötzlich abbrechen, so daß hier das Wasser 100 Fuß hoch in Masse niederstürzt. Auch eine „Teufelsbrücke" hat er gebaut, recht schön für Jeden, der das Original an der Gotthardtstraße in der Schweiz niemals gesehen hat. Damit kann man die Baugeschichte von Wilhelmshöhe im Wesentlichen als geschlossen betrachten.

Im Jahre 1806 mußte der Kurfürst vor den Franzosen das Land verlassen. Napoleon der Erste, der in ein paar Jahren mehr Königreiche und Fürstenthümer fabrizirt hat, als in ein paar Jahrhunderten wild wachsen, errichtete hier das Königreich Westfalen, machte Kassel zu dessen Hauptstadt und seinen Bruder Hieronymus zu dessen König. Letzterer war unter den Kaiserbrüdern der unbedeutendste, leichtsinnigste und gutmüthigste. Er taufte die Wilhelmshöhe um in „Napoleonshöhe" und machte sie zum Schauplatz galanter Abenteuer und glänzender Feste. Wenn er Nachts seine Festgenossen entließ, geschah es selten ohne den Kabinetsbefehl: „Morgen wieder luschtigk" (Morgen wieder lustig). Er verstand ein Bischen Deutsch und sprach es mit schwäbischer Zunge, da er es von seiner Frau, einer würtembergischen Prinzessin, gelernt hatte. Der jetzige Gefangene auf Wilhelmshöhe spricht ganz geläufig Deutsch, und zwar ebenfalls mit schwäbisch-alemannischer Aussprache, denn er hat es im Südwesten Deutschlands und in der Schweiz gelernt.

„Bruder Luschtigk" mußte 1813 vor den Kosacken flüchten. An die Stelle des Königreichs Westfalen trat wieder der Kurstaat Hessen, und die „Napoleonshöhe" nannte sich wieder „Wilhelmshöhe".

Digitized by Google

Der zurückkehrende Kurfürst ließ alle Beamte 1814 wieder zurückavanciren zu dem, was sie 1806 gewesen waren, und zog die Güter, welche zwischenzeitig veräußert worden waren, wieder an sich, ohne den Kaufpreis zurück zu erstatten. Sein Haupt-Regierungsakt war die Wiederherstellung des Zopfes. Sein Sohn und Nachfolger hieß Wilhelm der Zweite. Er schaffte den Zopf wieder ab; eines schönen Morgens war die ganze Fulda mit den abgeschnittenen Zöpfen der kurhessischen Armee bedeckt. Sein Enkel ist Kurfürst Friedrich Wilhelm der Erste und der Letzte, welcher nicht den Zopf, sondern die Verfassung abschaffte, selbst nicht regierte, aber auch keinen Andern regieren ließ, so daß eine Art Staats-Erstarrung eintrat, eine Regierungs-arbeitseinstellung, ein staatsoberhauptlicher Strike.

Er befahl jedem Eisenbahnzug, bei Wilhelmshöhe zu halten, obgleich nie dort Jemand ein- oder ausstieg. Das ist Alles, was er für Wilhelmshöhe gethan hat.

Am 23. Juni 1866, Abends, fuhr ein geschlossener Wagen, eskortirt von preußischen Husaren, in die dunkle Nacht hinaus. Es war der letzte Kurfürst, welcher Wilhelmshöhe verließ, um es nie wieder zu sehen. Der Kurstaat hatte aufgehört zu existiren. Das Haus Brabant hatte aufgehört zu regieren. Der große Christophel aber steht noch.

Sic transit gloria mundi!

Digitized by Google

Versailles im October.

I.
Schloß und Gartenkünste.

Ich will von Versailles erzählen und bin in einiger Verlegenheit, wie ich das anfangen soll.

Offen gestanden war mir dieses renommistische Denkmal der hohlen, inhaltslosen Selbstvergötterung eines Ludwig XIV. niemals recht sympathisch. Wenigstens gefiel mir der stille, lauschige Waldesduft von Saint Cloud, dessen Schloß die Franzosen selbst aus wahrhaft kindischer Poltronerie (ich weiß dafür kein deutsches Wort) kürzlich zusammengeschossen haben, und die schöne Aus- und Umsicht von Saint Germain en Laye, wo man nebenbei im Pavillon Henry IV. so trefflich speiste, immer viel besser.

Indessen, ich will meinen Gefühlen Schweigen auferlegen und systematisch beginnen:

Wie Julius Cäsar in seinen Memoiren über den gallischen Krieg behauptet, ganz Gallien sei in drei Theile getheilt, so erlaube ich mir Versailles in fünf Theile zu theilen, nämlich: 1) die Stadt, 2) das vordere Schloß, 3) das hintere Schloß, 4) den Park, 5) die Anhängsel, Groß- und Klein-Trianon u. s. w. Bevor ich zu Einzelheiten übergehe, ein

Digitized by Google

Wort über den Gesammt-Eindruck. Versailles verdankt seine Existenz einer Fürstenlaune, und zwar der Laune eines Fürsten und eines Fürsten, der sich für den Einzigen hielt. Ludwig XIV. hat in der Zeit von 1673 bis 1680 das Schloß, richtiger gesagt: den endlosen Komplex von Schlössern und den riesigen Park, angelegt. Man kann nicht leugnen, das Ganze imponirt durch seine Großartigkeit; aber dieser Eindruck dauert nur eine gewisse Zeit, dann wird er verdrängt durch die Ermüdung, welche die Monotonie verursacht. Damit man nicht sage, dieses Urtheil sei zu hart, zu willkürlich, will ich die Worte hierhersetzen, mit welchen der berühmte Geograph Carl Ritter in einem nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten vertraulichen Reisebriefe an seine Frau sich darüber ausspricht: „Dieses Versailles ist ein Labyrinth von aneinandergehängten Palästen, in welchen man gleichzeitig den Glanz und die Herrlichkeit Louis XIV., der es erbaute, und das Elend der Revolution, die ihm folgte, in den tausend Spiegeln erblickt, welche die Wände bedecken. Der Park ist im größten Style jenes steifen Versailler Geschmacks angelegt, der sich, seltsam genug, auf eine unbegreifliche Weise an allen größeren und kleineren Höfen verbreitet hat. Die größte Langeweile und Ermattung ergreift Einen auf die Dauer, wenn man dort herumwandelt zwischen den steifen geschnittenen Hecken und Bäumen, von Terrasse zu Terrasse, vorbei an lauter trocken stehenden Wasserkünsten und perspectivisch zurechtgeschnittenen Durchsichten."

Man sieht überall Ludwig XIV. mit seinem: „Der Staat, das bin ich!", und zwar ist dieses der „Staat-Moloch", der Alles verschlingt, die Einzelnen, die Gesellschaft, die ganze wirthschaftliche, bürgerliche, politische, wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit, die Provinz und den Kreis, die Kirche und die Gemeinde. Es ist also ganz natürlich, daß der Repräsentant eines solchen Staates auch in seinem Park aus Eigensinn das

Digitized by Google

Wasser den Berg hinauflaufen macht und die Bäume nicht nach den Gesetzen der Natur wachsen läßt, sondern ihnen die seltsamsten Figuren und Schnörkel vorschreibt und sie zwingt, diesen Vorschriften zu gehorchen. Wenn man eine Hainbuche zwingen will, auszusehen wie ein Löwe, so erinnert das doch einigermaßen an das bekannte Russische: „Der Bien' muß!"

Und doch, man kann es nicht leugnen, es ist gewiß Groß in seiner Art, dieses Versailles, wenn auch die Art nicht an sich groß ist. Ich werde das noch näher zu entwickeln suchen.

Von der Stadt selbst will ich nicht viel reden. Sie hatte unter Ludwig XIV. über hunderttausend Einwohner. Seitdem aber im Herbst 1789 die Pariser den König Ludwig XVI., dessen Gemahlin Marie Antoinette, dessen zwei Kinder und dessen Schwester Elisabeth aus dem Versailler Schloß halb in Güte und halb mit Gewalt nach Paris entführten, von wo es keine Wiederkehr gab, haben die nachfolgenden Herrscher, sowohl Louis Philipp, als auch die Napoleons und die Bourbons dieses Schloß als durch die Gräuel der Revolution besudelt betrachtet und in der Regel andere Landsitze vorgezogen, welche zudem die Vorzüge schönerer Lage und größerer Bequemlichkeit hatten.

Der Aufgang zum Schloß ist von Osten, von der Stadt her. Er führt durch majestätische Alleen und über den großen Waffenplatz (place d'armes). Hier erscheint uns das Schloß am imposantesten, während es von der entgegengesetzten Seite, von Westen, vom Park aus gesehen, einen harmonischeren Eindruck macht. Nach der Stadt zu soll uns vor Allem die Größe des Schlosses und seines Erbauers in der erdrückendsten Weise zum Bewußtsein gebracht werden. Darauf ist Alles berechnet: Der Waffenplatz, die großen Alleen, das aufsteigende Terrain und vor Allem die Bauart des Schlosses. Dieses ist nämlich in verschiedene hinter- und nebeneinander gelegene, immer höher aufsteigende Höfe gegliedert, welche sich mehr und mehr verengen.

Digitized by Google

Ebenso sind die quer und parallel stehenden Flügelgebäude durchgehends auf möglichste Verlängerung der Perspective berechnet und den Schluß von Allem bildet der innerste und höchste Hof, wo König Ludwig XIV. hoch zu Roß thront, hinter sich den Triumphbogen, welcher zugleich den Abschluß und den Eingang zu dem Mittelpavillon bildet. Dazu kommt, daß das Baumaterial aus rothem und weißem Sandstein besteht, die Wände roth und mit weißem Stuck verziert sind. Diese Färbung trägt neben allem Uebrigen auch noch viel dazu bei, das Ganze, das an sich schon sehr große Proportionen hat, noch weit größer erscheinen zu lassen, als es in Wirklichkeit ist.

Die Höfe sind bevölkert mit zahllosen Statuen der Berühmtheiten Frankreichs, nicht blos denen des Krieges, sondern auch denen der Wissenschaften und Künste. Unter den Generalen sind manche jetzt schon uns gewöhnlichen Sterblichen, die wir die Kriegsgeschichte nicht zu unserem Fachstudium gemacht haben, gerade so unbekannt, wie die meisten der spezifisch baierischen Größen, welche König Ludwig I. in München, sowie in seinen verschiedenen Ruhmes-, Sieges- und Walhallen glorifizirt hat. Unter den Gelehrten dagegen finden sich manche gute, vollwichtige Namen, welche wir auch heutzutage nicht vergessen dürfen, auch wenn wir mit Frankreich den Krieg bis auf's Messer führen. Denn die Wissenschaft gehört der Menschheit.

Zweierlei habe ich an diesen Statuen auszusetzen. Erstens sind sie alle in jenem, mir von Rom her noch in widerwärtiger Erinnerung stehenden Bernini'schen Style gehalten. Theatralisch, verzopft und prätentiös zugleich! Da lobe ich mir doch unsere realistischen Berliner Standbilder, den Drake'schen Friedrich Wilhelm III. im Thiergarten und den Rauch'schen „Alten Fritz" am Anfange der Linden; und gar den aus der Zopfzeit datirenden Großen Kurfürsten auf der langen Brücke; wie hat er den Zopf siegreich überwunden und sich zu klassischer Römergröße aufgeschwungen!

Digitized by Google

Zweitens sind die Statuen so aufgestellt, daß sie nur zur Verherrlichung Louis XIV. zu dienen scheinen. Es fehlt nur noch, daß sie auch Alle von beiden Seiten mit den Händen auf ihn hindeuten, wie die Heiligen auf den Votivbildern. So darf man denn doch den Ruhm einer Nation nicht mißbrauchen zur Verherrlichung eines einzigen Menschen, dessen Ansprüche auf Dank zudem so höchst zweifelhafter Natur sind. Außerdem ist es unnatürlich und unkünstlerisch. Auch hier gefällt mir Berlin besser, wo sich an dem einen Ende, auf dem Wilhelmsplatze, die Helden des Alten Fritz, und an dem andern, vor der Neuen Wache und vor der Schloßbrücke die des Befreiungskrieges so einfach, schlicht und natürlich zusammengefunden haben und, statt hinter vergoldeten Gittern in einem Schloßhofe eingesperrt zu sein, auf offener Straße stehen und so recht gemüthlich herunter sehen auf das tägliche bunte Treiben des Volkes, welchem sie angehörten.

Wie auf den Höfen die Skulptur, so verherrlicht im Innern des Schlosses die Malerei die Großthaten der Franzosen, namentlich die militärischen. Neben viel Schund hat diese Gallerie auch Vortreffliches. Ich erinnere nur an die Bilder von Horace Vernet, z. B. an „La prise de la Smala“. Aber man wird das Ansehen einer so einseitigen Sammlung schnell überdrüssig. Ewig blaue Röcke und rothe Hosen auf grüngelbem Grunde, das ist doch zu viel. Es wurde mir zuletzt ganz träumerisch zu Muthe, als läge ich wieder, wie in meiner Jugend, im dolce far niente im grüngelben Roggenfelde unter den blauen Cyanen und den rothen Klatschrosen; und diesen Effekt hatten doch die Darsteller „de toutes les gloires de la France“ nicht beabsichtigt. Jetzt liegen in diesen Bildersälen verwundete deutsche Soldaten.

Das Schloß nimmt sich von der Parkseite schöner aus, als von der Stadtseite. Die Façade hier hat im Erdgeschoß

Digitized by Google

dreiundzwanzig schöne Schwibbogen; der erste Stock ist mit jonischen Pfeilern geziert, darüber eine Attika mit Balustraden. Das Mittelgebäude tritt hundert Schritte vor. Sowohl dieses, als die beiden Seitenflügel sind in freundlichem Renaissance-Styl gebaut und höchst geschmackvoll gegliedert. Es scheint, der „große Monarch", der uns auf der Stadtseite nur verblüffen wollte, glaubt sich hier, in seinem Garten, zu Hause, und will sich da vor Allem behaglich fühlen.

Den Park zu schildern, ist schwer. Ich muß dazu ein wenig ausholen. Dieser Park, mitinbegriffen die Terrassen, die Wasserkünste, die Bosquets, die mythologischen Figuren, die Thiere und die Ungeheuer aller Art, die Fontainen, die Bassins, die Cascaden, die Treppen, die Rampen, die Balustraden und die ganze architektonische Ornamentik, ist, abgesehen von einem Fehler, dessen ich noch gedenken werde (und es ist meines Erachtens allerdings ein sehr großer Fehler!) wohl das Beste, das die spezifisch französische Gartenkunst geleistet hat. Will man letztere gänzlich verdammen zu Gunsten der englischen, so ist der Stab auch über Versailles ja schnell gebrochen. Allein das sollte man meiner Meinung nach nicht thun. Denn beide haben eigentlich gar nichts Gemeinsames, sondern verfolgen diametral entgegengesetzte Zwecke. Die englische Gartenkunst will, wie Le Nôtre sagt, ein „Abriß der Natur" sein. Sie will die Naturschönheiten aufsuchen, zugänglich machen, zur vollen Anschauung bringen, nicht der Natur Gewalt anthun, sondern höchstens sie nachahmen. Die Gebäude sind dabei Nebensache, sie dienen nur als Zierde der Landschaft, als Architektur-Staffage.

Bei der französisch-italienischen Gartenkunst, welche wir so ziemlich in allen romanischen Ländern finden, und die man auch in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert nachgeäfft hat, ist stets das Gebäude, das Schloß, die Villa oder was sonst, die Hauptsache; ihm soll die Landschaft dienen und sie

Digitized by Google

muß daher so „stylisirt“ werden, daß sie dazu paßt. Zunächst ist sonach (wie sich J. Burkhardt in seinem „Cicerone“ ausdrückt) das zum Schloß gehörige Terrain abzutheilen in große symmetrische Sectionen, welche einen bestimmten Charakter zeigen, zu dem Schloß eine Beziehung haben, und von dort aus vollständig übersehen werden können. Dann wird das Terrain durch Absätze und Terrassen abgestuft, und die verschiedenen Terrassen werden durch Kaskaden in der Mitte, durch Treppen an beiden Seiten miteinander verbunden. Die Terrassen und Treppen werden durch schöne Balustraden und Rampen eingefaßt. Die Kaskaden erhalten durch allerlei mythologisches und architektonisches Beiwerk den nöthigen Schmuck, welcher durch das Wasser gehoben und abgespiegelt wird, und seinerseits wieder die Wassermasse bedeutender erscheinen läßt, als sie an und für sich ist. Dazu kommen dann noch größere Bassins mit künstlerisch-architektonischer Einfassung rundum und Skulpturen in der Mitte, welche dann wieder den Springbrunnen als Unterlage dienen, sowie Bosquets und lange, gradlinige Laubgänge, welche letztere perspectivisch zugeschnitten und von (oft immergrünen) Bäumen überwölbt, länger scheinen, als sie in Wirklichkeit sind und irgend einen interessanten Ausblick auf Skulpturen, auf Fontainen oder sonstige Wasserkünste, auf das Gebirge oder auf das Meer eröffnen.

Dies ist das System, welches auch in Versailles im großartigsten Styl — und nicht ohne Glück und Geschick — durchgeführt ist. Nur fehlen die Ausblicke; und das ist der Fehler, den ich erwähnte. Die Garten-Perspektiven verlaufen hier alle in die trostloseste und langweiligste Gegend von der Welt, in eine Ebene, welcher jeder Abschluß — sei es durch das Meer, sei es durch ein Gebirge, sei es nur durch einen Wald — fehlt. Der Kontrast zwischen der Großartigkeit der Terrassen- und Wasserwerke auf der einen Seite, und der Unbedeutendheit und Ein-

Digitized by Google

tönigkeit der Landschaft auf der andern ist es, was das Gefühl des Schweren und Drückenden, oder, wie sich der große Geograph Ritter ausdrückt, das der „Langeweile und Ermattung" erzeugt.

Dies wirkt auch auf die Wasserkünste. Sie sind großartiger, als irgendwelche, die ich gesehen habe. Aber die von Wilhelmshöhe machen einen besseren oder wenigstens einen mehr malerischen Eindruck, weil sie sich in einer an sich schon schönen Landschaft befinden, und man die Mitentwickelung der Natur nicht zurückgewiesen, sondern mit Dank entgegengenommen hat.

Daß dann aber doch schließlich die Gesetze der Natur stärker sind, als die, selbst des mächtigsten Herrschers, das zeigt sich auch in Versailles. Louis XIV. und alle seine Künstler haben nicht mehr Wasser herbeizuzaubern vermocht, als da war; und so können denn auch hier die Wasser nicht immer, sondern nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten springen. Und zwar unterscheidet man „die großen Wasser" und die „kleinen", letztere auch les jets d'eau genannt. Wenn die großen Wasser spielen, werden alle Künste losgelassen, jedoch nicht auf einmal, vielmehr fängt man mit den höher gelegenen an und schreitet dann weiter vor zu den niedrigern und niedrigsten, indem man das Wasser, welches bei den ersteren gedient und seinen Abfluß von da schon genommen hat, bei den letzteren wieder verwendet. An den festlichen Tagen spielen die „kleinen" Wasser von Mittags an. Die „großen" beginnen erst gegen Abend. Das Publikum folgt ihnen, indem es von Terrasse zu Terrasse niedersteigt. Ich würde langweilig werden, wenn ich alle die einzelnen Gruppen von Göttern und Göttinnen, Nymphen, Satyren, Genien, Thieren und phantastischen Ungeheuern schildern wollte. Dergleichen muß man selbst sehen. Ich will nur ein Beispiel anführen, welches auch anderwärts, namentlich in Deutschland, mehr oder minder vollständig nachgeahmt worden ist. In einem Bassin

Digitized by Google

speien mehrere Frösche Wasser nach einer weiblichen Figur, welche zwei Kinder bei sich hat und eine Stellung einnimmt, als beklage sie sich über die ihr widerfahrende Ungebühr. Ich fragte den Aufseher, wer das sei. „Das ist die Froschkönigin" (la reine des grenouilles), antwortete er. Ich bemerkte ihm, daß in diesem Lande sogar die Frösche Revolutionen zu machen schienen, wozu er die Schultern zuckte. Es war kurz nach dem Staatsstreich, wo man über Politik überhaupt nicht sprechen durfte. Die offizielle Beschreibung aber giebt einen andern Text. Das Standbild in der Mitte ist „Latona (Leto) mit ihren Kindern Apollo und Diana." Und nun fällt uns die Geschichte aus Ovid's „Metamorphosen" ein. Leto wurde von der eifersüchtigen Juno verfolgt; ihre beiden Kinder am Busen tragend, irrte sie durch die schattenlosen Gefilde von Lykien. Halb verschmachtet beugte sie sich zu einem See nieder, aber die lykischen Bauern, die den Zorn der Juno fürchteten, weigerten ihr den Trunk und sprangen sogar in das Wasser, um es durch Trübung ungenießbar zu machen. Das war denn doch der Göttin Leto zu arg. Sie verwandelte die Bauern in Frösche, und diese revanchirten sich durch Speien und durch Schimpfen. Letzteres drückt Ovid, indem er das Quacken der Frösche nachahmt, in dem Hexameter aus: „Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant." (Obwohl sie unter dem Wasser sind, suchen sie unter dem Wasser noch zu schimpfen.) Man sieht, schon in den ältesten Zeiten galt die Regel, daß, wenn die Mächtigen streiten, die Bauern Haare lassen müssen, und daß der Grund des Streites in der Regel eine Frau ist.

Spielen die kleinen Wasser, dann speien nur die Frösche im Bassin. Bei den großen Wassern aber werden hier 74 Röhren auf einmal losgelassen und es speit auch eine Unzahl Frösche vom Rande aus. Die Strahlen springen hoch und durchkreuzen einander, so daß es im Sonnenschein ein schönes

Digitized by Google

Schauspiel bietet, in welchem die Regenbogenfarben durcheinander spielen.

Endlich Groß- und Klein-Trianon! Sie liefern den Beweis, daß auch die Großen dieser Erde zuweilen das Bedürfniß fühlen, im Stillen „ein Mensch" zu sein. Hier ist es wirklich ruhig und behaglich. Ein schönes Wiesenthal, ein plätschernder Bach, ein kleiner See, ein allerliebstes Dörfchen.

Was will man mehr?

II.

Der sechste October 1789.

Es war im October 1789. Man darf sich das damalige Paris durchaus nicht vorstellen, wie das jetzige. Allerdings existirten damals schon der Louvre, die Tuilerien und jener schöne Platz, welcher damals der Platz Louis XV. hieß, dann der Revolutionsplatz und augenblicklich der Eintrachtsplatz heißt, obgleich am 5. October 1870 nicht mehr wirkliche Eintracht dort zu finden ist, als 1789.

Die majestätischen Gartenanlagen, die große Promenade, die imposanten Königs- und Kunstpaläste und der Fluß, der wider Willen und nur mit zögernden Krümmungen daran vorbei eilt („La Seine à regret fugitive", sagte damals der Dichter), sind heute die nämlichen wie damals. Aber in den Theilen von Paris, welche die offizielle Welt nicht betrat, sah es damals anders aus. Ich kann mich dafür auf eine Autorität berufen, nämlich auf den Convents-Abgeordneten Louvet de Couvrai in seinem berüchtigten Roman „ein Jahr aus dem Leben des Chevalier de Faublas." Der junge Faublas sieht Paris zum ersten Male im October 1783. Er betritt die Haupt-

Digitized by Google

stadt durch das Faubourg Saint=Marc. „Ich erwartete," so erzählt er, „nun jene stolze Stadt zu sehen, von der ich schon so viel glänzende Beschreibungen gelesen hatte. Statt dessen sah ich Strohhütten, ebenso schmutzig und nur mit mehr Stockwerken als auf dem Lande, sehr lange aber auch sehr enge Straßen, arme Leute nothdürftig mit Lumpen bedeckt und eine fast ganz nackte Schaar von Kindern. Ich hatte das Glück und den Glanz erwartet und fand nur eine Bevölkerung, deren Zahl eben so groß war wie ihr Elend. Erstaunt fragte ich meinen Vater, ob denn das Paris sei? Ja freilich, antwortete er ruhig und kalt, aber es ist just nicht gerade das schönste Stadtviertel."

So sah damals Paris hinter den Coulissen aus. Vorn ein Palast und dahinter namenloses Elend, das er verdeckte. So war es geworden unter Ludwig XIV., dem Napoleon des 17. und 18. Jahrhunderts, der sein Land aussog, um die Welt mit dem eitlen Glanze seines Namens zu füllen, und den die große Nation schweifwedelnd den „großen Monarchen" nannte; unter seinem Nachfolger und Urenkel, Ludwig XV., den Frankreich mit der Bezeichnung „der Vielgeliebte" ehrte, während er und sein Hof in Scham= und Zuchtlosigkeit unterging, die Priester und die Maitressen das Regiment führten und sein Zeitgenosse, der alte Fritz, spottete, in Frankreich lösten König Unterrock der Erste, der Zweite und der Dritte (worunter er die Chateauroux, die Pompadour und die Dubarry meinte), einander in der Regierung ab.

Dem „Grand monarque" und dem „Bien aimé" war 1774 des letzteren Enkel Ludwig XVI. gefolgt, ein Sühnopfer der Thorheiten, Laster und Verbrechen seiner zwei Vorgänger. Unentschlossen, wohlmeinend, mißtrauisch und rathlos, begann er zu experimentiren. Er führte Reichsstände ein, aber dieselben verwandelten sich über Nacht in eine konstituirende Nationalversammlung, weil der „dritte Stand", der „der Gemeinen",

Digitized by Google

welcher bis jetzt gar nichts war, von nun an Alles sein wollte, und die beiden anderen Stände, den Adel und die Geistlichkeit, absorbirte. Die Bastille wurde erstürmt, die Nationalgarde errichtet. In der Nacht des 4. August 1789 wurde die Abschaffung des Feudalismus und aller sonstigen Ueberbleibsel des Mittelalters dekretirt. Zur Erinnerung an diese Nacht, welche die Contrerevolutionäre die Bartholomäusnacht des Eigenthums, die Revolutionäre die Bartholomäusnacht der Mißbräuche nannten, wurde eine Medaille geschlagen, und die Nationalversammlung votirte dem König, welcher ihre Beschlüsse genehmigte, den Titel: Wiederhersteller der französischen Freiheit.

Dann ging es an die neue Verfassung. Die Versammlung beschloß die Erklärung der Menschenrechte und die Abschaffung des absoluten Veto des Königs. Das war dem König doch zu viel. Er ging sinnend in seinen Prunkgemächern zu Versailles herum, hörte alle Rathschläge und folgte Keinem. Sollte er die Genehmigung weigern? Aber was dann? Sollte er einen entscheidenden Schlag in Paris wagen, oder sollte er die Flucht ergreifen? Beides war gewagt; blieb und unterlag er, dann drohte ihm das Schicksal König Karl I. von England; und in dem Augenblicke, wo er ging, war auch schon Einer der Nächsten am Throne bereit, sich darauf zu setzen. Der Herzog von Orleans, später „Philipp Gleichheit"genannt, brannte vor Begierde, „König-Stellvertreter" zu werden. Es ging mithin nicht. Also genehmigen? Aber ist's damit auch abgethan? Wird nicht auch weiter noch verlangt, der König soll von Versailles nach Paris übersiedeln, um sich seiner guten und großherzigen Nation in die Arme zu werfen? Aber das Volk von Paris hungerte, und der gute König kannte kein Rezept wider die Hungersnoth. Die Kassen waren leer. Die konstituirende Versammlung wollte nehmen, aber nicht geben. In Paris hatte sich eine neue Gemeinde gegründet. Die Gemeinde und die Nationalgarde hatten

Digitized by Google

bereits die Gewalt an sich gerissen. Kein Mensch arbeitete mehr. Wie also den Hunger bannen?

Der König blieb in Versailles. Aus den riesigen Höfen, den glänzenden Gemächern, den breiten Terrassen, den sinnlos verschnittenen Bäumen, gähnte ihm die Rathlosigkeit entgegen. Die Königin wollte ihn aus seiner apathischen Erstarrung reißen. Marie Antoinette, welche den Hochmuth der Habsburgerin mit dem lebhaften und leichtlebigen Geiste der Wienerin vereinigte, hatte jenen Muth, welcher die Gefahr verachtet, weil er den Ernst der Lage nicht zu erkennen vermag. Sie hielt die Rathlosigkeit des Königs, der außerdem auch noch gebeugt war durch den, ein Vierteljahr vorher erfolgten Tod seines ältesten Sohnes, für die einzige Quelle aller Uebel. Sie beschloß, ihn gewaltsam zu einer entschlossenen That fortzureißen. Sie ließ Truppen in Versailles konzentriren, die Leibgarden, die Schweizer, die Dragoner, das Regiment Flandern. Am 1. Oktober 1789 gab man den Offizieren ein Fest. Man wählte dazu den großen Opernsaal, den glänzendsten Raum des Schlosses, welcher nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt wurde; das letztemal, als Kaiser Joseph II. zum Besuche in Versailles gewesen. Als die Mahlzeit im besten Gange, die Begeisterung, angefacht durch Wein und Toaste, schon hoch gestiegen war, erschienen der König und die Königin, letztere den Prinzen auf dem Arme, der sobald danach unter den unbarmherzigen Händen des Schusters Simon im „Tempel" enden sollte. Man hatte inzwischen auch die Soldaten auf die Galerie gelassen.

Alle Degen fahren aus der Scheide. Man trinkt auf das Wohl der Majestäten und schwört auf den Degen Vernichtung ihren Feinden. Die Königliche Familie zieht sich zurück unter den Klängen der Melodie:

„Oh Richard, o mein Herr,
Wenn Alles untreu wird."

Digitized by Google

Nein, treu bis in den Tod. Nieder mit Paris, tönte es von allen Seiten. In den Logen und den Galerien erscheinen die Hofdamen mit weißen Kokarden. Die Offiziere erklettern die Logen, stürmen die Galerien, legen die weißen Kokarden an und treten die Trikolore mit Füßen. Das Loyalitätsfest artet in eine Orgie aus.

Aber die Königin ist entzückt davon. Am 2. Oktober ist Erholungspause. Am 3. wird das Fest zum ersten Male wiederholt. Eine zweite Wiederholung war in Aussicht genommen. Man konnte diese „Oper" nicht oft genug geben.

Da trat ein Hinderniß ein. Am 5. Oktober Abends bewegt sich ein sonderbarer Zug von Paris über Sevres die langen und breiten Alleen hinauf nach dem Schlosse von Versailles zu. Was ist das? Soldaten? Es trommelt?

Ja, aber es ist ein junges Mädchen, das die Trommel schlägt; so war sie schon am Morgen, an der Spitze einer Schaar wüthender Weiber, in das Stadthaus in Paris eingebrochen, Brod und Waffen begehrend. Hinter ihr kommt der Bastillenstürmer Maillard, ein Brod auf der Pike, und ein altes Weib, das wie rasend ein blankes Schwert schwingt. Dann folgt ein zahlloser Haufen halbbewaffneter und halbbekleideter Menschen, mehr Weiber als Männer, wüst durcheinander schreiend, rufend, singend: „Auf, nach Versailles! Wollen doch einmal sehen! Wollen dem niederträchtigen Veto unser letztes Brod zeigen. Er muß die Menschenrechte genehmigen, dann bekommen wir Brod. Denn in den Menschenrechten steht geschrieben: Kein Mensch soll Hunger leiden. Wir sind Menschen, wir leiden Hunger. Während dessen schwelgt die schlechte Oesterreicherin mit ihren Galanen, den Offizieren, in Delikatessen und Champagner. Wir wollen auch Champagner trinken. Deshalb wollen wir die Menschenrechte. Nieder mit der Oesterreicherin und ihren Galanen, die uns den Tod geschworen haben. Zerreißen wollen wir sie.

Digitized by Google

Mehr als sterben können wir einmal doch nicht, sei es aus Hunger, sei es das Schwert in der Hand. Unterschreiben muß der König unsere Rechte, unsere Menschenrechte. Schwören muß er, der „Veto“. Wie kann sich ein König Veto nennen? Das leiden wir nicht, wir die Pariser, die an der Spitze Frankreichs stehen, wie Frankreich an der Spitze der Welt. Nieder mit der Oesterreicherin, den Schweizern, den Flandern, der königlichen Garde! Vorwärts!“ Am lautesten schrie dabei Madame Theroigne de Mericourt, ein Bauermädchen aus der Nähe von Lüttich, das, nach London verschlagen, dort die hohe Schule des vornehmen Lasters durchmachte, von 1789 ab in Paris als republikanische Tugendheldin auftrat und in einer Irrenanstalt starb, kürzlich aber von Victor Hugo allen Französinnen als Ideal und Muster empfohlen worden ist.

Das waren Töne, die man bis jetzt nicht gehört hatte in den majestätischen Alleen, in den weiten Höfen des Schlosses von Versailles!

Aber marschiren da nicht auch Soldaten mit dem Pöbelhaufen und ein stattlicher Offizier hoch zu Roß, der die Menge anredet, mit wenig Erfolg, wie es scheint? Das ist der Marquis Lafayette, jetzt genannt der „Bürger Lafayette“, der Freund Washington's, der Befreier Amerika's, der Präsident der Generalstaaten, der Oberbefehlshaber der Nationalgarde, der Freund des Volkes, aber doch schon etwas mißliebig und beargwohnt, denn er ist „nicht entschieden“ genug. Er ist zwar für die Menschenrechte, aber nicht für das Faullenzen und das Champagnertrinken. Lafayette hat die Nationalgarde verhindern wollen, mit nach Versailles zu marschiren, und als dieselbe nicht gehorchte, sich ihr angeschlossen, um das Schlimmste zu verhüten.

Und das gelang ihm, wenigstens am 5. Oktober und in der darauf folgenden Nacht. Er verschaffte der Deputation der Weiber eine Audienz beim König. Dieser sprach begütigende

Digitized by Google

Worte zu ihnen. Zwar kam es zu Raufereien zwischen der Pariser Nationalgarde und den Versailler Leibgarden, und das Volk ergriff für erstere Partei. Aber da kam ein Friedensengel von oben. Es fiel nämlich ein kalter Regen und man ging sich Obdach suchen. Lafayette besichtigte am 6. Oktober Morgens 5 Uhr noch einmal die Posten, dann ging auch er schlafen; und Alles war gut. Aber nicht lange. Nach einer Stunde wurde er geweckt mit der Nachricht: „Das Volk stürmt das Schloß, es mordet die Leibgarde, der König ist in Gefahr."

Die Gastmähler, welche Marie Antoinette erfunden hatte, um dem König Muth und den Parisern Angst einzuflößen, hatten weder den einen noch den andern Zweck erreicht, wohl aber hatten sie die Disciplin gelockert. Die Garde hatte sich dem Zechen ergeben und in Folge dessen versäumt, jenes vergoldete Gitter zu schließen, das den letzten innern Hof abgränzt, an dessen höchstem Platze Ludwig XIV. in eiserner Majestät zu Pferde thront, — er, der zugleich der bewußte Urheber des französischen Größenwahnsinnes und, freilich sehr wider Willen, der Urheber des Hungers und der Revolution von 1789 ist. Es war also am 6. Oktober Morgens in der stillen grauen Frühe, wo ein Paar Mann aus dem gestrigen Zuge, welchen man verrathen hatte, der König wollte sich heimlich entfernen, in diesem Hofe erschienen, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Denn der König sollte ja dableiben und die Menschenrechte unterschreiben und den häßlichen Titel „Veto" wieder ablegen. Sie sahen einen Leibgardisten am Fenster, wechselten mit ihm spitze Reden und dann Schimpfworte. Der Gardist, der vielleicht alle die Festräusche, an welchen auch er, wenigstens auf der Galerie, Theil genommen, noch nicht vollständig ausgeschlafen, wird wüthend und schießt. Das Unglück will, daß er trifft. Ein Nationalgardist, ein junger Tischlergeselle, der nicht einmal Waffen trug, stürzt todt auf die Marmorplatten. Jetzt

Digitized by Google

ist die Wuth entfesselt. Die Menge wächst aus der Erde. Sie drückt die Thüren ein. Sie tritt die Schildwache zu Boden. Sie verfolgt die Leibgardisten von Zimmer zu Zimmer. Zwei werden getödtet. Man schneidet ihnen die Köpfe ab und steckt sie auf Piken; zwei Eilboten sollen diese Piken nach Paris tragen als Aufforderung an das dortige Volk, schnell herauszukommen. Nirgends ist ein Widerstand. Die Königin flüchtet in die Gemächer des Königs. Sie sinkt einem der wenigen Getreuen in die Arme mit dem Ausruf: „O meine Freunde, rettet mich und meine Kinder!“ Der Aufruhr dringt näher. Man verbarrikadirt sich. Die Noth steigt mit jedem Augenblick. Wüthende Weiber durchbohren das Bette, das die Königin kaum verlassen, mit tausend Messerstichen.

Da kommt Lafayette. Er sammelt die Nationalgarde und die Grenadiere. Er will, auf einem andern Wege, nach den Gemächern des Königs. Da plötzlich erwacht dem Oberceremonienmeister des Schlosses das Gewissen. „Was?“ denkt er, „ein einfacher Edelmann, ohne Hof- und Staatsamt, läuft da ohne meine Erlaubniß die breite Treppe hinauf und will unangemeldet zum König? Welche frevelhafte Verletzung der geheiligten Etikette! Louis XIV. würde sich darüber im Grabe umdrehen. Ich muß diesen frechen Marquis, der in Amerika jede höfische Sitte verlernt hat, zurückweisen. Aber nein! er ist der einzige, der uns noch retten kann. Es handelt sich um das Leben des Königs, der Königin. Ja vielleicht gar um mein eigenes. Folglich muß ich den Marquis durchlassen, aber dabei doch die Etikette wahren!“

Er tritt vor Lafayette und spricht feierlich: „Mein Herr, der König verwilligt Ihnen hierdurch das Recht des unangemeldeten Zutritts!“ Der Marquis stürzt weiter, ohne dem feinen Auskunftsmittel des obersten Ceremonienmeisters der Schlösser von Versailles auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

Digitized by Google

„Ah, er ist nicht mehr werth, Marquis zu heißen, dieser Barbar, dieser amerikanische Hinterwäldler, halb Roß, halb Alligator," seufzt der Ceremonienmeister. (So erzählt uns der damalige Deputirte, Marquis Toulongeon.)

Aber der entartete Marquis rettet den König, wenigstens für dieses Mal. Mit Hülfe der Grenadiere und der National-garde säubert er das Schloß, das jedoch noch von allen Seiten von einer zahllosen und wüthenden Menge umlagert wird. Die Männer schwingen die Piken, die Weiber heulen, die jungen Leute haben sich in den königlichen Marställen beritten gemacht. Sie gallopiren in den Höfen herum, aber es wird den guten Jungen sehr schwer, sich an Bord zu halten; und wenn Einer vom Pferde fällt, werden die Wuthschreie durch ein herz-liches, kindisches Gelächter der Menge abgelöst. „So ist der Franzose," sagt Voltaire, „halb Affe, halb Tiger; bald kindisch bald bestialisch."

Und plötzlich wechselt überhaupt die ganze Scene. Lafayette hat dem König zu einem Akt der Versöhnung gerathen; und dieses Schauspiel vollzieht sich nun auf ächt französische Weise. Die Leibgardisten haben die weißen Kokarden ab- und statt ihrer dreifarbige von mehr als gewöhnlichem Durchmesser angelegt. Damit erscheinen sie an den Fenstern und schreien: Es lebe das Volk! Und dasselbe Volk, das so eben noch so lüstern nach ihren Köpfen war, antwortete: „Es lebe die Leibgarde! Es lebe der König!" dann führte Lafayette den König auf den Balkon. Man schreit abermals „Es lebe der König!" aber auch schon: „Nach Paris mit dem König!" Dann erscheint die Königin mit den beiden Kindern. Man schreit: „Fort mit den Kindern!" und es richten sich einige Gewehrläufe auf sie. Die Königin schickt die Kinder zurück und richtet sich dann heiter lächelnd auf dem Balkon auf. Das imponirt. Lafayette küßt ihr knieend mit der Grazie und Ritterlichkeit des „vieux marquis" die

Hand. Das rührt. „Es lebe die Königin!“ schallt es plötzlich aus tausend Kehlen. Dann läßt Lafayette Alle auf die Verfassung schwören, auf die Verfassung, die noch nicht fertig, sondern erst noch in Arbeit begriffen ist. Zuerst schwört der Kapitain der Leibgarde unter der Wucht einer trikoloren Riesenkokarde, dann die Grenadiere, dann die Flandern, dann die Leibgardisten, dann die Nationalgardisten, dann das Volk, dann die alten Weiber. Alle schwören. Man ist gerührt und versöhnt. Man umarmt sich mit den Worten: „Bruder, warum wolltest Du mich zwingen, Dich zu morden?“ Dann aber erhebt sich, mitten durch die allseitige Versöhnung durchbrechend, der stürmische und diesmal einmüthige Ruf: „Nach Paris mit dem König!“ Widerstand ist nicht möglich. Lafayette verspricht's: „Um ein Uhr!“ Gut, abgemacht.

In der Zwischenzeit sucht man nach Korn und Brod und lädt Alles, was man findet und (natürlich ohne Bezahlung) wegnimmt, auf eine Reihe von Wagen, um dem guten Paris doch auch ein Vergnügen zu machen. Außerdem ißt und trinkt man nach Herzenslust auf Kosten des Königs.

Dann bricht man auf. Mercier und Toulongeon haben uns den Zug beschrieben: Zuerst Nationalgarden, dann Pikenmänner und Pikenreiter auf Kanonen, Lafetten, Protzkasten, Milchwagen, Karren und Kutschen aller Art, dann sonstiges Volk zu Fuß, tanzend, singend, mit und ohne Waffen, grüne Zweige an dem Gewehrlauf, erbeutetes Brot auf dem Bajonett, dann eine lange Wagenreihe mit dem requirirten Getreide; dann Leibgardisten mit der Kopfbedeckung der Nationalgarde; endlich eine große, schwerfällige, vergoldete Kutsche, in welcher die Königin, der König, der Prinz, die Prinzessin und des Königs Schwester Elisabeth sitzen. Um diesen Wagen tanzen trunkene Weiber. Sie brüllen:

Digitized by Google

„Muth, Muth, Muth,
Jetzt wird's gut.
Hier bringen wir Bäcker und Bäckerin;
Auch der kleine Bäckergeselle (der Dauphin) ist drin.
Jetzt giebt's Brot,
Aus ist die Noth."

Die Königin macht eine Bewegung der Entrüstung; da klopft ihr eine der Mänaden vertraulich auf den Arm: „Nur keine Angst, Oesterreicherin, wenn Du keine Verrätherin mehr sein willst, soll Dir's gut gehen." Den Schluß bildet ein wirres Durcheinander von Volk und von allen Sorten von Soldaten. Man führt die königliche Familie zunächst in der ganzen Stadt herum. Ueberall werden ihr Reden gehalten, namentlich an der Barriere und an dem Stadthaus. „Majestät eilen in die Arme Ihres großherzigen Volks!" — „„Mit Vergnügen,"" schaltet der König fast mechanisch wiederholt ein. Die Königin fällt berichtigend ein „Nein, mit Vertrauen, mit Vertrauen, das hoffentlich erwiedert wird." Aber darauf antwortet Niemand. Endlich erscheint der König auf dem Balkon des Stadthauses mit der blauweißrothen Kokarde in Folio: „frenetischer" Applaus. Eine prachtvolle Oper! Und gratis dazu! Das gefällt Paris.

Erst gegen Mitternacht gelangt der König in sein Schloß. Das war das Leichenbegängniß des alten Frankreichs. Es starb an dem Gifte des Größenwahnsinnes, das ihm Louis XIV. eingeflößt, und zu dessen Gedächtniß er diese endlose Reihe von Schlössern und Parks gebaut hat; diesen Komplex, welchen man Versailles nennt, und aus welchem man am 6. October 1789 den guten König Ludwig XVI. entführte, damit er auf dem Schaffot die Sünden seiner Väter büße. Seitdem ist Versailles immer einsamer geworden.

Inzwischen hat Frankreich die Republik, das Direktorium, das Konsulat, das Königreich, das Kaiserthum gehabt; es hat 2 Bonapartes, 2 Bourbons, 1 Orleans, verschiedene provisorische Regierungen und „Präsidenten," und sogar 2 latente Herrscher,

Digitized by Google

die niemals regiert haben (Ludwig XVII. und Napoleon II.), gehabt. Es hat Alles nichts geholfen. Die Revolution ist permanent seit achtzig Jahren.

Frankreich hat sich wie ein Fieberkranker hin und hergeworfen. Es hat alle Aerzte, alle Chirurgen, alle Quacksalber und alle Charlatans konsultirt. Seine Gesundheit aber wird es erst dann wiederfinden, wenn es den Größenwahnsinn abschwört. Denn er hat stets das Unglück dieses schönen Landes verschuldet.

III.
Der sechste Oktober 1870.

Das erste Bild spielte am sechsten Oktober 1789, das zweite spielt am sechsten Oktober 1870. An jenem Tage, Nachmittags 1 Uhr, verließ König Ludwig XVI. das Schloß von Versailles. An diesem Tage, just um die nämliche Stunde, erschien in demselben König Wilhelm, der oberste Feldherr der Deutschen. An jenem Tage war feuchtes und kaltes Wetter. Ueber Paris und dem Seinethal lag ein graugelber Nebel, und es roch, als wenn es irgendwo brenne. Die Menge marschirte selbst auf der Straße in einem schwarzen Moraste. Am sechsten Oktober 1870 dagegen schien die Sonne hell und klar über Paris und über Versailles, das rothe Schloß mit seinen weißen Verzierungen, Kanten und Stuckaturen, entwickelte in ihrem Lichte alle Schönheiten der Renaissance. Auch der vielgestrenge „Grand monarque", der im inneren Hofe hinter dem vergoldeten Gitter reitet, schien keineswegs zu zürnen, obgleich doch erst vierzehn Tage zuvor der Kronprinz von Preußen, als Feldherr der dritten Armee des deutschen Heeres, vor seinem Angesicht das eiserne Kreuz an die tapfern Soldaten ausgetheilt hatte, welche die von Louis XIV. erfundene Theorie von der „legitimen Präpon-

Digitized by Google

deranz" Frankreichs auf empirisch-praktischem Wege so gründlich widerlegten.

Das stolze Schloß des „großen Monarchen" ist ein Lazareth geworden. In dem Opernsaal, wo 1789 die Söldlinge ihre Orgien feierten, in den Galerien, in welche die Pariser Mänaden eingedrungen waren, in den Gemächern, worin der König und seine Familie gezittert hatten, liegen kranke und verwundete Soldaten. Meist Deutsche, aber auch Franzosen und Afrikaner. Der Feind wird gepflegt wie der eigene Mann. So will es das Gesetz der Menschlichkeit, das man 1789 noch nicht kannte. Damals schnitt man Köpfe ab, um sie auf Stöcke zu pflanzen und damit den Pöbel der Hauptstadt zum Mord anzufeuern. Wenn heute ein Bein abgeschnitten werden muß, dann geschieht es, um dem Mann das Leben zu retten. Und es geht stille zu in diesen hohen Räumen. Der Deutsche liebt es nicht, in großen weltgeschichtlichen Augenblicken rauschende Opern aufzuführen. Es geht ein strenger, fast puritanischer Zug durch die deutsche Armee, die für die Existenz, die Einheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu den Waffen gegriffen. Christen und Juden, Katholiken und Protestanten sind im Felde fast noch ernster und frömmer als zu Hause. Sie gleichen den Eichenherzen des Oliver Cromwell, welche „auf Gott vertrauten und ihr Pulver trocken hielten."

In den Sälen, in welchen die deutschen Verwundeten liegen, starren alle Wände von bildlichen Verherrlichungen der Großthaten der Franzosen. Da ist dargestellt, wie Ludwig XIV. die rheinische Pfalz zerstören läßt. Er hatte befohlen und rühmte sich dessen, „de brûler le Palatinat". Er hatte in Heidelberg Stadt und Schloß verbrennen lassen, nur um seine Allmacht zu zeigen. Zur Verherrlichung dieser Heldenthat ließ man eine Medaille schlagen, auf der einen Seite die brennende Stadt mit der Umschrift „Heidelberga deleta", auf der an-

Digitized by Google

deren sein Bildniß mit der Unterschrift „Rex dixit — factum est“. Er hatte uns Landau weggenommen und ließ es neu befestigen; über jedem Thore ließ er eine strahlende Sonne anbringen, mit den Worten: „nec pluribus impar“. Diese Sonne, welcher nichts gleich kommt, war natürlich immer er selbst. Bei den meisten Schlachten war er freilich gar nicht zugegen. Auf einigen Schlachtenbildern von Van der Meulen aber ist er Allerhöchstselbst dargestellt. Er sitzt in einer sechsspännigen Staatskarosse mit großem Cortège und betrachtet sich von da etwa eine brennende Stadt im Hintergrunde des Bildes. Kein Soldat, ja kein Offizier durfte ihm nahen. Zwischen ihm und dem Volk gähnte ein Abgrund. Er hatte durch seine Hofjuristen den Satz beweisen lassen: „In Frankreich hat nur der König Rechte, sonst Niemand; Land und Leute sind des Königs Eigenthum; was Einer erworben hat, oder sonstwie besitzt, das dankt er nur der Gnade des Königs, der ihm jederzeit Alles nehmen kann, mitinbegriffen die Frau.“ Und es blieb nicht bei der bloßen Theorie. — Dann folgen die Bilder aus den Zeiten Napoleons I., aus dem Krim-Krieg, aus dem italienischen Krieg, aus Algier, wo die Franzosen den Krieg gelernt haben, — aber den Krieg, wie man ihn nicht führen soll.

Hätten die Franzosen eine deutsche Ruhmes-Galerie erobert, deren Bilder ihre Niederlagen verherrlichen, sie würden dieselben ohne Zweifel sofort zerstört haben. Die siegreichen deutschen Soldaten haben die Bilder an den Wänden der Säle von Versailles, welche die Vergewaltigung, die Knechtung, die Zerstörung Deutschlands darstellen, gewiß auch nicht mit Vergnügen betrachtet. Aber sie hatten Achtung vor der Kunst, Achtung vor dem Eigenthum. Man hat die Wände der Säle von dem Fußboden an 7 Fuß hoch mit Bretern verschalt, um gewiß zu sein, daß die Bilder geschont werden. So handelt der deutsche „Barbar“.

Digitized by Google

Als nun der deutsche König am sechsten Oktober 1870 in diesen Sälen erschien, zugleich voll Majestät und freundlicher Leutseligkeit, die Verwundeten grüßend, da konnten die Soldaten ihre Vergleiche zwischen dem Könige der Deutschen und dem der Franzosen machen. König Wilhelm rückt stets mit in das Feld an der Spitze seiner Schaaren, er theilt Leid und Freud, Noth und Sieg mit seinen Soldaten. Gleich ihnen hat er Hungersnoth und Granatfeuer kennen gelernt. Der greise Held, der so oft seinen Treuen in das brechende Auge gesehen, liebt den Frieden, weil er die Wagnisse, die Leiden, die Verantwortlichkeit des Krieges erfahren. Er sucht den Krieg zu meiden, aber ist er unvermeidlich, dann führt er ihn siegreich zu Ende.

Der französische Monarch fährt in der Staatskarosse mit seinen Maitressen hinterdrein, wie hier über dem Krankenbette des Soldaten bildlich dargestellt ist; oder er spricht, Cigaretten rauchend: „je préfère la guerre“ und überreicht ein paar Wochen später seinen Degen, wie wir es kürzlich erlebt haben. Die preußischen Prinzen „marschiren“, die französischen „reisen“ ins Ausland.

— „Du“, sagt ein Soldat zu seinem Nebenmann, „Majestät und seine Generale, und vielleicht auch wir, seine Soldaten, hätten doch weit eher solche Siegesbilder verdient, als diese Franzosen. Warum haben wir nicht eine Ruhmesgalerie in Berlin?“

— Narr, sagte der Andere, ist nicht der Ruhm besser, als die Ruhmesgalerie, und die siegreiche Armee im Felde besser als die gemalte an der Wand auf dem Bilde?

— „Ja freilich, aber das Eine thun und das Andere nicht lassen.“

— Nun, sei nur stille, Alter, wir bekommen auch unsere Bildergalerie, und will's Gott! eine, die weniger gelogen und besser gemalt ist, als diese da. Droben im Schlosse sitzt Einer, der malt schon dran. Das ist der Professor Bleibtreu aus Berlin. Der versteht's.

Digitized by Google

Der König tritt auf die oberste Terrasse hinter dem Schlosse. Von hier senkt sich der große Park gen Westen stufenweise nieder. Jede Terrasse hat ihre Wasserkünste und ihre Springbrunnen. Der größte der letzteren, genannt der Drache, wirft eine kolossale Wassermasse über hundert Fuß hoch. Die Wasser spielen selten vollständig. „Les grandes eaux" hat man schon lange nicht mehr gesehen. Heute spielen sie dem König der Deutschen zu Ehren. „Les eaux travaillent pour le roi de Prusse", sagen grinsend die verwundeten Zuaven, welche auf der Terrasse herumlungerten und sich nun ehrfurchtsvoll erhoben haben Auch Herren in Civil und geputzte Damen, Franzosen und Französinnen, haben sich eingefunden. Um das seltene Schauspiel der „großen Wasser" zu sehen? Nein, um unseren König zu sehen, dessen hohe Gestalt und ebenso stramme als bewegliche Haltung ihnen gleich sehr imponiren. Auch sie ziehen ihre Vergleiche. Sie sind nicht schmeichelhaft für einen gewissen hohen Herrn, der gegenwärtig auf einem hessischen Lustschloß seine Herbstvillegiatur hält.

Die sinkende Herbstsonne strahlt noch einmal ihre ganze Gluth über den sich nach Westen senkenden Garten. Sie bricht sich in den tausend Strahlen und Perlen der Wasserkünste. Sie spielt in den bunten und mannigfachen Farben der herbstlichen Bäume: es ist ein großartiges Schauspiel. Die Musik läßt die ersten Töne der deutschen Nationalhymne erschallen. Der König winkt:

— „Nicht doch, es sind Verwundete in der Nähe!"

Die Musik schweigt.

Der König steigt die große Treppe herunter. Er besichtigt, unermüdlich wie immer, alle Schönheiten, ja alle Kuriositäten des endlosen Parks, die Bosquets, die Fontainen, die mythologischen Gruppen, die Vasen mit den Reliefs, die jets d'eau, die Bäder des Apollo, das Bassin der Latona, den Raub der

Digitized by Google

Proserpina, den Salle de Bal, die Domes, das bosquet de l'obélisque. In dem Gefolge des Königs befindet sich der Kronprinz, dessen blonder Bart, dessen kräftige und schlanke Figur und männlich wohlwollende Züge besonders von den Französinnen bewundert werden; eine ganze Reihe deutscher Fürsten und Prinzen und Bismarck. Ja, Letzterer thut sogar den Franzosen den Gefallen, nachdem der König und die Fürsten nach Trianon abgefahren, noch eine Zeit lang allein da zu bleiben. Er bewegt sich mit der größten Ungenirtheit zwischen den Feinden herum, zwischen den Franzosen, die ihn neugierig betrachten.

— „Ah", sagen die letzteren untereinander, „wenn man den sieht, dann ist es kein Wunder, daß wir den Kürzeren zogen. Der Mann ist ja auch körperlich ein Riese. Sehen Sie nur, Madame, diese teutonische Figur, die breiten Schultern, die hochgewölbte Brust, die mächtigen, freien und raschen Schritte. Und der soll todtkrank sein? Ah, meine Theuerste, man hat uns belogen und betrogen, uns, die Franzosen. Verrath, überall Verrath, sonst wäre das Alles nicht möglich, alle diese Niederlagen für uns, für die große Nation, deren Fahnen siegreich bis in die entferntesten Winkel der Erde vorgedrungen sind. Aber sehen Sie doch, jetzt blickt er grade nach uns herüber, jetzt können Sie sein Gesicht en face sehen. Dieser dicke Kopf, cette tête carrée allemande! Dieser große, dicke, wilde Schnurrbart! Ziemt sich ein solcher Bart für den Premierminister eines civilisirten Landes? Und die Zipfel des Schnurrbarts, statt horizontal gedreht, oder aufwärts gewichst zu sein, hängen nach unten. Das ist mongolisch! Diese preußische Rasse kann die asiatische Nachbarschaft der Russen nicht verleugnen! Wie er jetzt der sinkenden Sonne nachblickt! Ah, mein Gott, diese sinkende Sonne, sie ist das schöne Frankreich, notre belle patrie! Wie unter den großen buschigen Brauen seine stahlblauen, glänzenden

Digitized by Google

Augen so triumphirend hervorblitzen. Und nun denken Sie sich diesen Mann zusammen mit unserem kleinen Benedetti! Ist das nicht, wie wenn man die Katze mit der Maus zusammenschickt, damit sie mit einander streiten oder sich verständigen? Bah, denkt die Katze, was streiten, was verständigen? ich werde mit dem Mäuslein spielen, und wenn ich des Spieles überdrüssig bin, werde ich es auffressen. Wie konnte man zu einem solchen Riesen den kleinen Benedetti nach Berlin schicken, diesen Mann, der noch nicht einmal von Geburt der großen Nation angehört, der kein Franzose ist, sondern ein Grieche, oder ein Italiener, oder ein Korse? O, diese Korsen, sie haben unser schönes Land in all das Unglück gebracht! Es ist eine Verschwörung gegen uns, es ist Verrath! Nicht diesen Benedetti hätte man nach Berlin schicken dürfen, sondern den Marschall Bazaine an der Spitze von 300,000 Mann. Wie die Chinesen hätte er die Berliner behandeln müssen. Sie sind ja doch auch Barbaren des Ostens!"

So lispelt und säuselt und zwitschert und schnattert das durcheinander bei den Franzosen. Was in einer Viertelstunde gesprochen wird, ist so viel, daß es eine Nummer selbst der riesenhaftesten amerikanischen Zeitung füllen würde. Und der Graf Bismarck geht dazwischen herum und murmelt: „Faites le droit, laissez parler." Das ist auch so ein Waidspruch. Er hat früher einmal auch in Frankreich gegolten. Aber es ist das schon lange her. Jetzt gilt er bei uns.

Nun haben die französischen Zungen das „Thema Bismarck" erschöpft. Sie wenden sich an ein höheres, an den König, an den obersten Kriegsherrn des deutschen Gesammtheeres.

„— Er scheint alle seine Offiziere, ja fast alle seine Soldaten zu kennen, persönlich zu kennen. Wie ist das möglich? Bei einer Armee von anderthalb Millionen? Denn soviel muß er mindestens doch haben! Wie hätte er sonst uns besiegen und unser schönes

Digitized by Google

unglückliches Land mit diesen Barbaren des Nordens, so überschwemmen können? Wer nur deutsch verstände, um zu hören, was er mit den Leuten spricht! Aber haben Sie gesehen, wie einem jeden Offizier und einem jeden Soldaten das ganze Gesicht strahlt, wenn die Augen des Königs auf ihn fallen? Ich hasse diesen Bismarck, mit jeder Fiber meines Herzens hasse ich ihn. Aber diesen König? Nein! Ihn kann man nicht hassen. Er ist ein Greis voll Hoheit und Würde und man sieht es seinen treuen blauen Augen an, er ist nicht böse. Und Muth hat er, welchen Muth! Ich will nicht sprechen von den Schlachten. Das versteht sich ja von selbst. Er ist Soldat. Das ist sein Handwerk. Aber hier, ohne alle Bedeckung, ohne Polizei, in Feindesland, wie ist das möglich? Grüßt er uns nicht mit derselben leutseligen Milde, als wenn wir nicht seine Feinde, sondern seine Unterthanen wären? Und unsere gefangenen und verwundeten Soldaten auch? Weiß er nicht, daß man in Paris eine Subskription zu einem Ehrengeschenk für denjenigen eröffnet hat, der den König von Preußen meuchlings ermordet? Ja, man sagt, er weiß es. Und doch, dieser Muth, diese gelassene Seelenruhe, diese freudige und heitere Sicherheit! Man sieht, er hat ein gutes Gewissen, — eine Sache, die andere Leute nicht besitzen, andere Leute, die uns verrathen haben. Und was mich anbelangt, so sehr ich Patriot bin, ich verdamme dennoch den Meuchelmord. Er darf eines wahren Franzosen Hand nicht beflecken. Selbst wenn ein Franzose schlecht genug wäre, es zu wollen, er würde es nicht fertig bringen; seine Hand würde zittern, sein Blick unsicher werden, in dem Augenblicke, wo er diesen ehrwürdigen Greis erblickt. Das unglückliche Frankreich, wenn es einen solchen Beherrscher hätte! Europa würde für uns dann zu klein sein. Aber wir haben das Unglück, schlecht regiert und stets verrathen zu werden.“ —

Es ist natürlich, daß die Franzosen das Benehmen unseres

Digitized by Google

Königs nicht begreifen. Sie haben seit vierzig Jahren ihren Louis Philipp, ihren Louis Napoleon nicht anders sich bewegen sehen, als mitten in einem Schwarm offener und versteckter Polizisten, oder gar in einem mit Eisen gepanzerten Wagen, um den einige Schwadronen Leibgardisten schwärmen, das gespannte Gewehr in der Hand.

Und welche Gefühle mögen das Herz des Königs bewegt haben bei einem Besuche des Schlosses und Parkes von Versailles, wo er schon als Jüngling unter den Reihen der Sieger und kürzlich noch als Gast Napoleons weilte?

Vielleicht hat er in dem Moment, wo sein Auge diese steife geschnörkelte Pracht überflog, an sein schönes Schloß Babelsberg in dem frischen grünen Walde an der blauen Havel zurückgedacht. In der That giebt es keinen größeren Gegensatz als Potsdam und Versailles, obgleich sich jenes verhält zu Berlin und zu Preußen, wie dieses zu Paris und zu Frankreich. Auch in den Umgebungen von Potsdam spielt die französische Gartenkunst ihre Rolle. Sanssouci und das neue Palais sind ursprünglich in ihrem Sinne angelegt. Allein auch damals hat man sich von jener französischen Centralisationswuth fern gehalten, welche das ganze Versailles zu einer Dekoration für die in der Mitte stehende Reiterstatue Ludwigs XIV. macht, alle Durchsichten nach dem Schloß zieht und die Natur verstümmelt, um sie der Laune eines Einzelnen zu unterwerfen. In der Umgebung von Potsdam hat Jedes sein eigenes Recht: Babelsberg mit seiner englischen Gothik, Charlottenhof als italienisches Landhaus, Sanssouci mit seinem französischen Stil und den antiken Spielereien auf dem Ruinenberg, die kolossalen Wasserbehälter auf dem Pfingstberg, das Orangeriehaus im großen italienischen Palazzo-Stil, die Basilika der Friedenskirche. Jeder König, jedes Zeitalter hat sich hier in freier und selbständiger, charakteristischer und meistens geschmackvoller Weise in seiner Art

Digitized by Google

verewigt. Nirgends jene Uniformität, die uns in Versailles trotz aller Pracht und Größe ermüdet. Und dann die schönen Höhen, Seen und Flüsse, wie dankbar hat man sie in Potsdam benutzt und entwickelt; wie schnöde hat man das Alles in Versailles, Trianon allein ausgenommen, entweder ignorirt oder geknechtet!

Wer sich des Gegensatzes zwischen deutschem und französischem Wesen bewußt werden will, der muß Potsdam und Versailles sehen und in seinen Gedanken neben einander stellen. Dann geht ihm mit einem Schlag ein wahrhaft überraschendes Licht auf.

Am 6. Oktober 1789 heulten in Versailles die wüthenden Weiber von Paris:

„Muth, Muth, Muth!
Jetzt wird's gut!
Jetzt bringen wir Bäcker und Bäckerin,
Auch der kleine Bäckergesell' ist darin.
Aus ist die Noth,
Jetzt giebt's Brod!"

Am 6. Oktober 1870 sang ein märkischer Grenadier, an die Balustrade der obersten Terrasse des Versailler Parks gelehnt, still für sich hin:

„Blaue Havel, Grunewald,
Grüß' mir alle beide,
Grüß' und sag', ich käme bald, —
Und die Tegler Haide".

Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

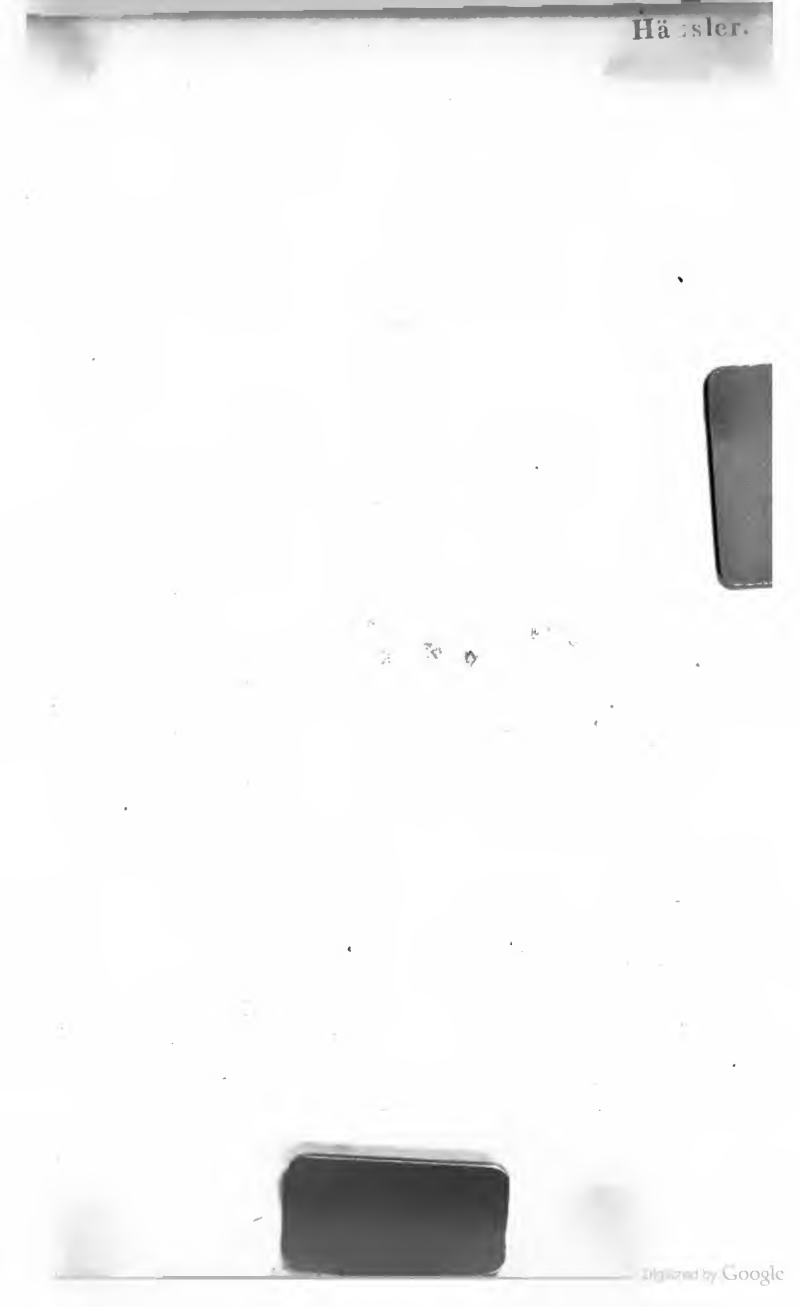
Digitized by Google

Inhalt.

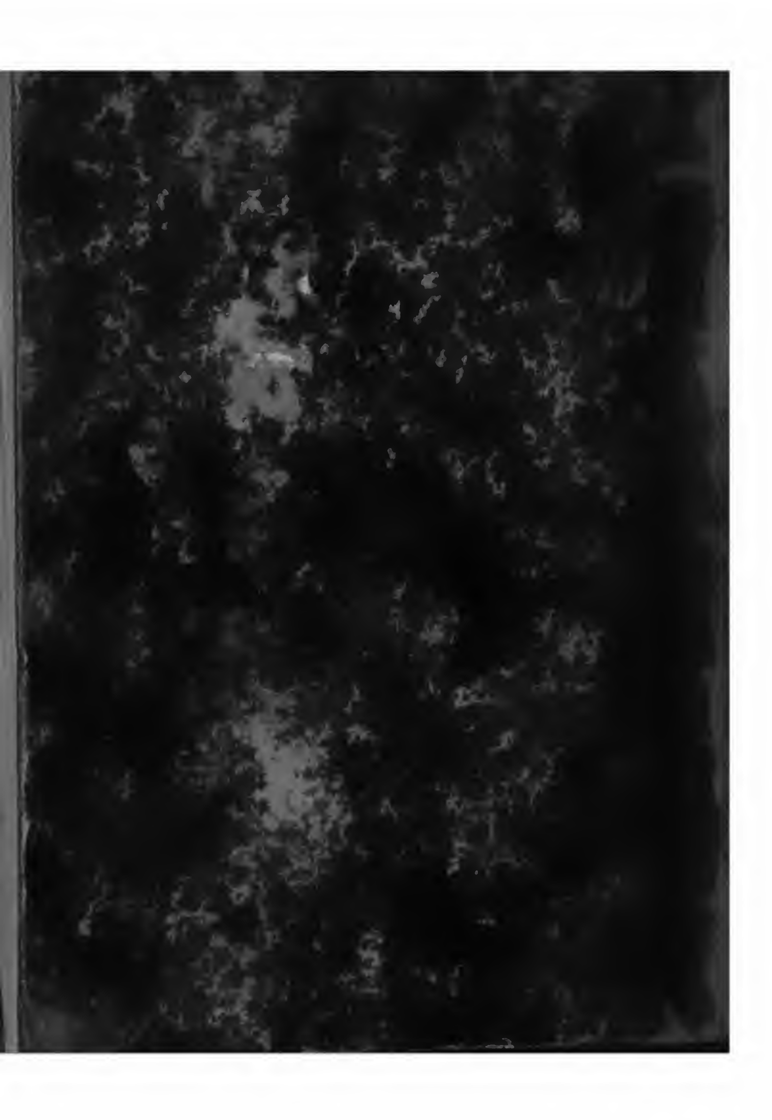
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google